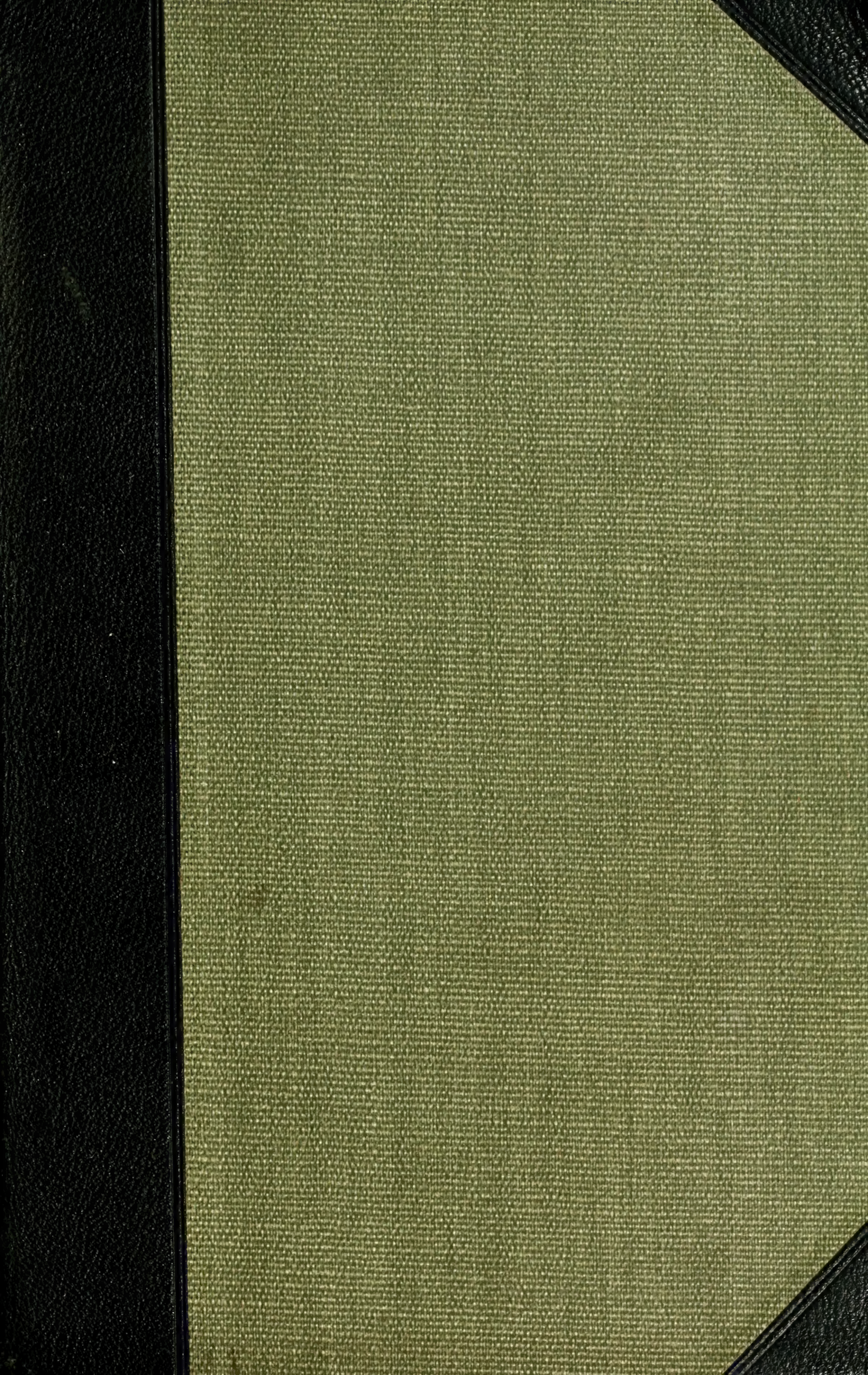
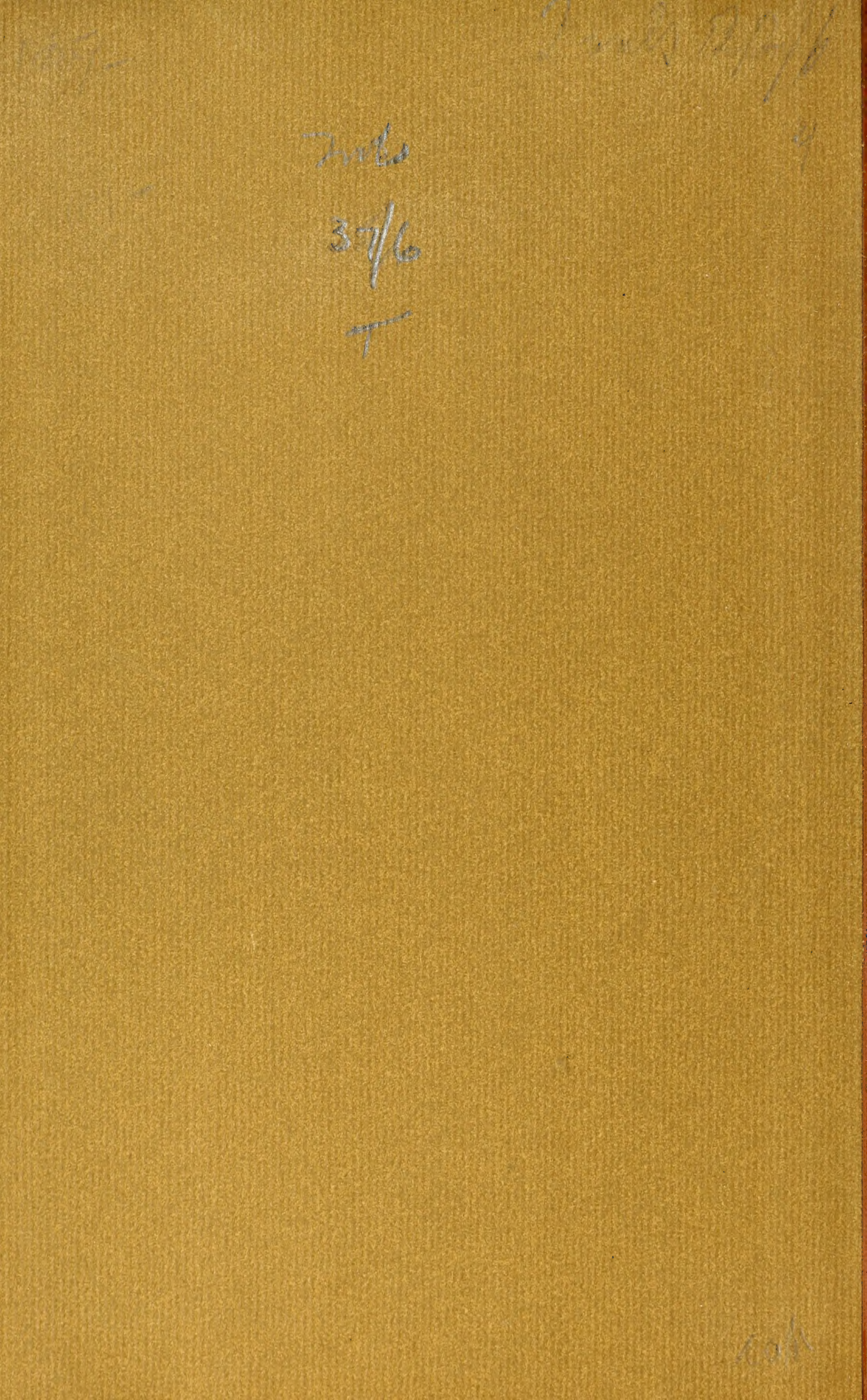
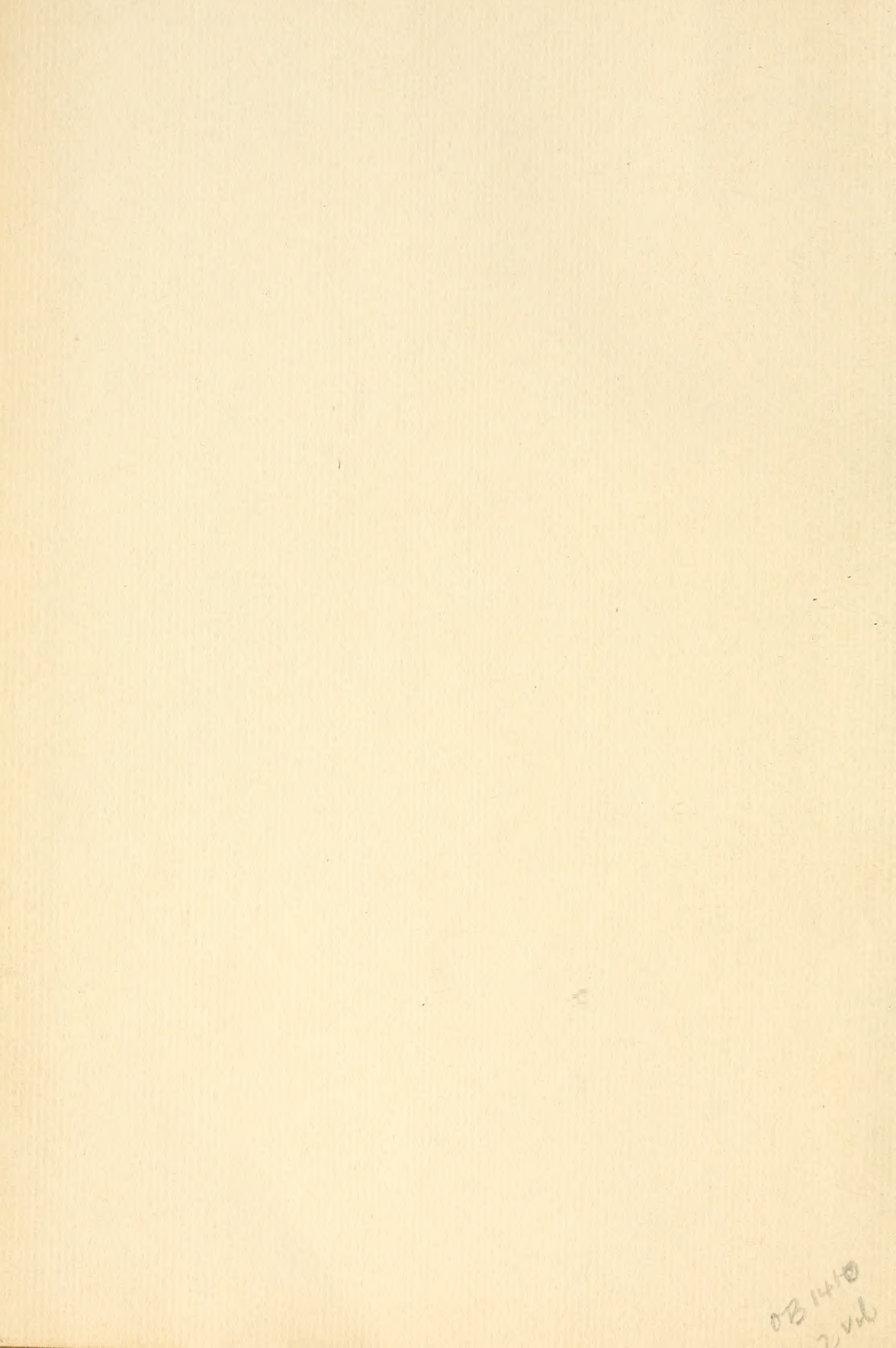


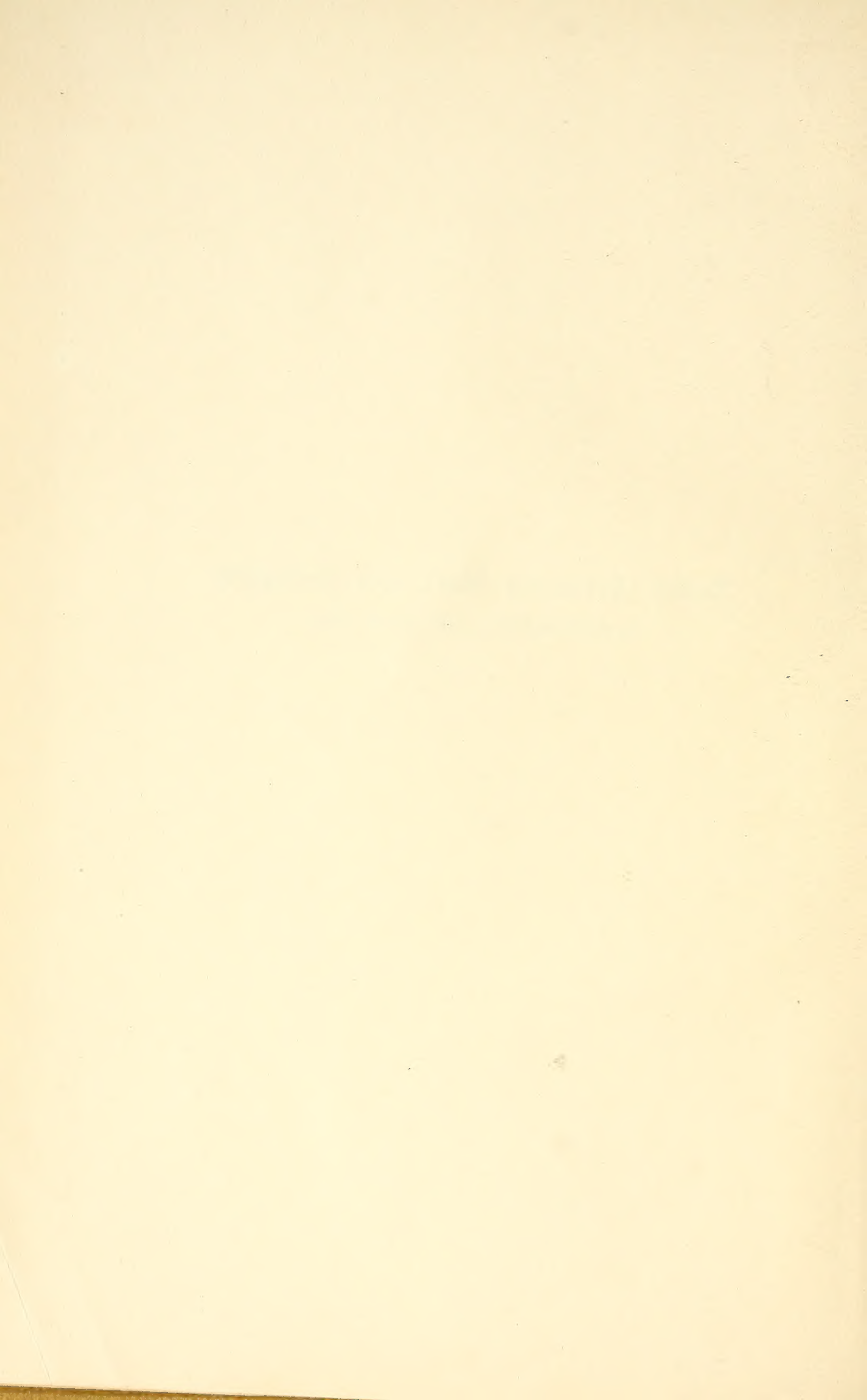






Prinz Friedrich Karl von Preußen

Denkwürdigkeiten aus seinem Leben







Premierleutnant im 1. Garderegiment

Prinz Friedrich Karl von Preußen

Denkwürdigkeiten aus seinem Leben

Vornehmlich auf Grund des schriftlichen Nachlasses des Prinzen bearbeitet
und herausgegeben von

Wolfgang Foerster

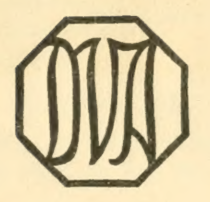
Hauptmann aggregiert dem Generalstabe der Armee und beim Großen Generalstabe

Erster Band

1828—1864

Mit vier Bildnissen, zwei Faksimiles eigenhändiger Briefe des Prinzen
und sechs Kartenskizzen

Vierte Auflage



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1910



Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Inhaltsverzeichnis

Bildbeilagen:

Faksimiles:

Kartenskizzen:



Vorwort

Ein Vierteljahrhundert ist seit dem Tode des Prinzen Friedrich Karl von Preußen verflossen. Seine Gestalt gehört der Geschichte an. Ein in Krieg und Frieden gleich glänzendes Wirken hat ihm einen der ersten Plätze unter den Paladinen Wilhelms des Großen errungen und seinen Namen für immer mit den Ruhmestaten der preußischen Armee und dadurch mit großen Zeiten in der Geschichte des deutschen Volkes verknüpft. Wohl verdient dieser Heldenprinz in die ihm gebührende geschichtliche Beleuchtung gerückt zu werden und im Gedächtnis nicht nur der Armee, die ihm so viel verdankt, sondern des ganzen Volkes, zu dessen großen Söhnen er zählte, fortzuleben.

Die bisherige Literatur über den Prinzen Friedrich Karl ist nicht umfangreich und zum Teil ohne erheblichen wissenschaftlichen Wert. Die an sich wohlgelungenen Lebensskizzen von Petsch (1873), Brachvogel (1874), Bettin (1883), Rogge (1885), Müller-Bohn (1902) gehören doch nur der volkstümlichen vaterländischen Literatur an. Der vortreffliche Aufsatz des Generals von Leszczynski „Prinz Friedrich Karl und die Entwicklung seiner Anschauungen über Ausbildung und Erziehung der Truppe" (1894) ist nur als Handschrift gedruckt und im Buchhandel nicht erschienen. Dieser sowohl wie die in der Sammlung „Erzieher des preußischen Heeres" veröffentlichte sehr dankenswerte Arbeit des jetzigen Obersten Balck (1906) behandeln nur eine Seite im Wirken des Prinzen, seine erzieherische Friedenstätigkeit. Mit dem Feldherrn Friedrich Karl hat sich Fritz Hoenig in mehreren seiner Schriften eingehend beschäftigt, doch bedürfen dessen Urteile in manchen nicht unerheblichen Punkten der Richtigstellung. Neben einer gewissen Einseitigkeit der psychologischen Auffassung ist die Unvollständigkeit des Hoenig verfügbar gewesenen Quellenmaterials an seiner nicht immer zutreffenden Kritik der Handlungsweise des Prinzen schuld. Wichtige Beiträge zur gerechten Würdigung des Helden nach der rein menschlichen Seite hin finden sich in den persönlichen Erinnerungen einiger seiner Freunde: Güßfeldt (Deutsche Rundschau 1887), Fontane (Fünf Schlösser 1889),

Balduin Möllhausen (Die Dreilindenlieder 1896), Brugsch-Pascha (Mein Leben und mein Wandern 1894), Rogge (Aus sieben Jahrzehnten 1899), von Borcke (1893), Freiherr von Dincklage (Velhagen und Klasings Monatshefte 1897). Eine auf urkundlichem Material beruhende Darstellung seines Lebens und Wirkens gibt es noch nicht.

Das vorliegende Werk will diese Lücke ausfüllen. Ein reiches Material stand zu Gebote. Die Hauptquelle bildete der umfangreiche schriftliche Nachlaß des verewigten Prinzen selbst, der bald nach seinem Tode zum größeren Teile dem Königlichen Hausarchiv, zum kleineren dem Kriegsarchiv des Großen Generalstabs überwiesen worden ist. Der Mann des Schwertes, der in fünf Feldzügen dem Vaterlande seinen starken Arm geliehen, war zugleich auch ein Mann der Feder, der sich über alles, was er tat, dachte, wollte und erlebte, schriftliche Aufzeichnungen zu machen pflegte. Er war ferner ein überaus sorgsamer Sammler alles urkundlichen Materials, das irgendwie auf sein Leben, Wirken und seine Taten Bezug hatte. Die große Zahl selbstverfaßter Aufsätze und Schriften militärischen Inhalts und der darüber geführten Korrespondenzen macht es möglich, endlich ein Gesamtbild der großartigen Wirksamkeit des Prinzen als Erzieher und Bildner der Truppe zu geben, seinen geistigen Entwicklungsgang von der Jugendzeit bis zu den Jahren höchster Meisterschaft und seine stille, unermüdliche und folgenreiche Friedensarbeit vor Augen zu führen. Die sorgfältigen Aufzeichnungen aus fünf Feldzügen, die als Vorläufer dieses Werkes großenteils schon in der „Deutschen Revue" veröffentlicht wurden, gewähren einen tiefen Einblick in den Seelenzustand und in die Gedankenwerkstatt des Heerführers und sind für das Verständnis seines Wesens, seiner Eigenart, für die Beurteilung seines ganzen kriegerischen Denkens und Handelns, insonderheit für die Entstehung seiner Entschlüsse von höchster Bedeutung. In vielen Fällen geben sie überhaupt erst den Schlüssel zur Erklärung der Geschehnisse. Auf den nach Zweck und Entstehung verschiedenartigen Charakter dieser Feldzugsniederschriften ist an den betreffenden Stellen hingewiesen worden.

Aus dem reichen urkundlichen Material, das der schriftliche Nachlaß birgt, ist nach dem letztwilligen Wunsche des hohen Entschlafenen nur das veröffentlicht, was für die Nachwelt interessant oder nützlich erschien. Die chronologische Aneinanderreihung der einzelnen Niederschriften würde jedoch allein dem vorgezeichneten Zwecke nicht genügt haben. Ein verbindender Text schien zu ihrer Vervollständigung und Erläuterung geboten. Hierzu wurde nicht

nur die gesamte einschlägige Literatur unter kritischer Quellenwürdigung herangezogen und das zur Verfügung gestellte Aktenmaterial des Kriegsarchivs des Großen Generalstabs in umfangreicher Weise benutzt, sondern es konnte auch durch das gütige Entgegenkommen vieler Freunde und Vertrauten des verewigten Prinzen oder ihrer Hinterbliebenen ein großer Schatz an Korrespondenzen, Aufzeichnungen und Mitteilungen verwertet werden, die entweder vom Prinzen selbst herrühren oder sich mit seiner Persönlichkeit befassen. Sein Charakterbild ist dadurch um wesentliche menschliche Züge bereichert worden. Aus der Fülle des auf diese Weise zutage geförderten Materials seien hier nur erwähnt die Briefe des Prinzen an die Grafen von der Groeben, die Generale von Zastrow, von Gliszcinski, von Schlegell, von Stülpnagel, von Arnim, von Natzmer, an Graf Gustav Waldersee, Hofprediger Heym, Oberst von Erckert, Oberstleutnant von Normann, das Tagebuch des Generals von Wussow, die Aufzeichnungen des Generals von Geißler. Schriftliche oder mündliche Mitteilungen zu machen hatten die Güte die Herren Generaloberst Freiherr von der Goltz, General der Infanterie z. D. von Leszczynski, General der Kavallerie z. D. Graf Wartensleben-Carow, General der Kavallerie z. D. von Unger, General der Infanterie z. D. von Verdy du Vernois, General der Infanterie z. D. von Arnim († 1909), Generalleutnants z. D. von Schmidt († 1908), von Claer († 1909), Hann von Weyhern, von Kalckstein, von Garnier, Generalmajor z. D. von der Schulenburg, Oberstleutnant von Normann, Schloßhauptmann von Krosigk, Gräfin Elisabeth Hardenberg, Fräulein Heym, Frau von Witzleben und andere.

Trotz dieser so reichlich geflossenen Quellen ist eine nach jeder Richtung erschöpfende Biographie des Prinzen nicht zustande gekommen. Für eine solche scheint der Zeitpunkt auch noch nicht gekommen. Immerhin dürfte durch das Dargebotene eine feste Grundlage für eine zutreffende geschichtliche Würdigung des Prinzen geschaffen sein.

Dankbarkeit ist die Tugend der Nachwelt. Was im verbindenden Text in die Denkwürdigkeiten des Prinzen an Ausführungen und kritischen Urteilen eingeflochten worden, ist diesem Gefühl entsprungen. Aus der Begeisterung und Liebe für den Helden durfte dabei um so weniger ein Hehl gemacht werden, als es galt, eine vielverkannte und in ihrem ureigensten Wesen von der Mitwelt kaum genug verstandene Persönlichkeit dem Herzen des Volkes menschlich näher zu bringen.

Hand in Hand mit der Begeisterung ging das Streben nach geschichtlicher Wahrheit. Mit einer kritiklosen, banalen Lobeshymne, Schönfärberei oder Vertuschung von menschlichen Schwächen und Fehlern wäre der Heldengestalt des Prinzen Friedrich Karl nicht gedient, zu dessen hervorstechendsten Charaktereigenschaften die unbedingte und rücksichtslose Wahrheitsliebe gegen sich und andere zählte, und der bei allem Bewußtsein des eigenen Wertes doch stets die Grenzen seines Könnens, die Unvollkommenheit der menschlichen Natur gekannt und offen eingestanden hat.

Dem ersten Bande der Denkwürdigkeiten, der mit Allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs hiermit der Oeffentlichkeit übergeben wird, soll der zweite (Schlußband) bald folgen. Allen denen, die zur Förderung und Bereicherung des Werkes ihre gütige Unterstützung geliehen haben, sei auch an dieser Stelle herzlicher und ehrerbietiger Dank gesagt.

Berlin, im März 1910.

Wolfgang Foerster.

I. Kapitel

Jugendjahre 1828 bis 1846

Die Eltern des Prinzen — Erste Lebensjahre — Strenge Erziehung durch Major Graf Bethusy — Kandidat Heym — Kindliche Spiele — Des Prinzen Neigung für das Seewesen — Militärische Niederschriften des Knaben — Erste praktische Dienstleistung im Sommer 1845 — Briefe darüber an Hauptmann von Zastrow — Glückliche Ueberwindung der ersten Krise in der Entwicklung des Prinzen — Militärisches Zukunftsprogramm des Prinzen

Am 20. März 1828 um 11 Uhr vormittags[1]) erblickte Prinz Friedrich Karl von Preußen im Königlichen Schlosse zu Berlin das Licht der Welt. Seine Geburt fiel in eine Zeit tiefen Friedens für Preußen, in der niemand ahnen konnte, daß der Prinz von der Vorsehung dazu berufen war, dermaleinst in fünf Feldzügen dem Vaterlande Sieg und Ruhm zu gewinnen.

Prinz Karl von Preußen

Sein Vater, Prinz Karl, war der dritte Sohn des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise und somit ein jüngerer Bruder der späteren Könige Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. Geboren am 29. Juni 1801, hatte er sich am 26. Mai 1827 mit der neunzehnjährigen Prinzessin Marie von Sachsen-Weimar, einer Tochter des nachmaligen Großherzogs Karl Friedrich und seiner Gemahlin, der Großfürstin Maria Paulowna von Rußland, vermählt. Er bekleidete 1828 als Generalmajor die Stellung des Kommandeurs der 2. Gardeinfanteriebrigade in Berlin. Später, von 1834 bis 1848 kommandierender General des IV. Armeekorps, erhielt er am 2. März 1854 den Titel eines Generalfeldzeugmeisters mit dem Range als Generalfeldmarschall und wurde Chef der gesamten Artillerie. Die Neigungen des Prinzen Karl gehörten jedoch weniger dem militärischen Berufe als der alten Kunst. In dem schönen Jagdschloß und Park von Klein-Glienicke an den Ufern der Havel schuf er sich allmählich eine Sammelstätte für herrliche althellenische, römische und germanische Kunstschätze, die er zum Teil, wie z. B. die pom-

[1]) „Während der Wachtparade" — so drückte sich der Prinz gegen Ende seines Lebens einmal gegenüber seinem Freunde Brugsch-Pascha mit Bezug auf seine Geburtsstunde aus, indem er hinzufügte: „Frau Bellona richtet es manchmal sonderbar ein." Brugsch, Mein Leben und Wandern. 1894.

pejanischen, auf vielen Reisen unter seiner eigenen Leitung wieder ans Tageslicht fördern ließ. Auch eine glänzende, überaus reichhaltige Waffensammlung nannte er sein eigen, die neben Prunkstücken der Waffenschmiedekunst des Mittelalters und der folgenden Jahrhunderte eine bedeutende Anzahl mit Edelsteinen ausgelegter morgenländischer Waffen aufwies. Nach seinem Tode ist diese Sammlung in den Besitz des Berliner Zeughauses übergegangen. Eine segensreiche Tätigkeit hat Prinz Karl an der Spitze des 1852 vom König Friedrich Wilhelm IV. wieder ins Leben gerufenen Johanniter-Ordens entfaltet, zu dessen Herrenmeister er am 14. März 1853 gewählt wurde. Die großen Verdienste dieses Ordens auf dem Gebiete der Krankenpflege und öffentlichen Wohltätigkeit in Krieg und Frieden gehören der Geschichte an.

Prinzessin Marie von Sachsen-Weimar

Seine Gemahlin, Prinzessin Marie, am 3. Februar 1808 geboren, hatte am Hofe ihres kunstsinnigen Großvaters, des Großherzogs Karl August, und in häufigem Verkehr mit Goethe in Weimar eine schöne Jugend verlebt. Bemerkenswert ist das Urteil Wilhelms von Humboldt über sie, der in einem Briefe an den Freiherrn vom Stein schon im Jahre 1826 gesagt hatte:[1] „Die Prinzessin Marie ist nicht nur von selten schönem Wuchs und sehr einnehmender Gesichtsbildung, sondern auch von dem sanftesten, besten Charakter und besitzt außer den Kenntnissen und der äußeren Bildung, die man in ihrem Stande voraussetzen kann, auch die innere deutsche Bildung, die sie gerade hier in Weimar vorzüglich gut erhalten konnte. Sie und der Prinz lieben sich wirklich, und der erste Anlaß zur Verbindung war die eigene freie Wahl."

Das erste Kind der Ehe war Prinz Friedrich Karl, unter den preußischen Prinzen der älteste Enkelsohn des Königs Friedrich Wilhelm III. Da die Ehe des damaligen Kronprinzen ohne Nachkommen und Prinz Wilhelm noch unvermählt war, so wurde der junge Sproß zunächst als der künftige Thronerbe in Preußen angesehen.[2] Einige Jahre später ging diese Anwartschaft auf den am 18. Oktober 1831 geborenen Sohn des Prinzen Wilhelm, Prinz Friedrich Wilhelm, den nachmaligen Kaiser Friedrich, über.

Am 12. April 1828 wurde in der Kapelle des Königlichen Schlosses die feierliche Taufe des kleinen Prinzen durch Bischof D. Eylert vollzogen. Er erhielt die Namen Friedrich Karl Nikolaus.

---

[1] Pertz, Das Leben des Freiherrn vom Stein. Band VI Seite 355.

[2] Treitschke, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Band III Seite 393.

Sein Rufname wurde Friedrich Karl, in der engeren Familie in Fritz Karl oder Fritz abgekürzt.

Die Geschwister des Prinzen

Die Ehe des Prinzen Karl und der Prinzessin Marie wurde später noch durch zwei Töchter gesegnet. Von ihnen wurde die ältere, Prinzessin Luise, die nachmalige geschiedene Landgräfin Alexis von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, bereits am 1. März 1829, nicht ganz ein Jahr nach ihrem Bruder, geboren, während die jüngere, Prinzessin Anna, die spätere Gemahlin des Landgrafen Friedrich von Hessen, erst nach sieben Jahren, am 17. Mai 1836, das Licht der Welt erblickte. Von den Schwestern hat besonders die ältere, Prinzessin Luise, in sehr innigen Beziehungen zu ihrem Bruder gestanden. Sie teilten wie alle Kindheitsfreuden und -leiden, so auch den ersten Unterricht beim Schreiblehrer Lapierre. „Prinzessin Luise war ein reich und liebenswürdig begabtes Kind, von seltener Herzensgüte und Wahrheitsliebe beseelt. Ein besonderer Zug von zarter Innigkeit, schüchterner Weiblichkeit, unbeschreiblicher Anmut und rührender Selbstlosigkeit war ihr eigen. Eine Scheu vor allem Unedeln kennzeichnete sie ebensosehr wie ein Streben nach Idealem. Das Oberflächliche war ihr zuwider, die Vertiefung in alles Gute, Schöne und Reine war ihr Bedürfnis."[1]) Als sie im Jahre 1846 lebensgefährlich erkrankte, schrieb Prinz Friedrich Karl von ihr in einem Briefe:

„Von allen Menschen, die ich näher kenne, ist keiner, der so gut, so fromm, so rein ist als meine Schwester! Daher kann ich sie wohl einen Engel nennen. Jetzt, da wir so in der Schwebe sind, ob sie uns wiedergeschenkt werden wird oder nicht, jetzt empfinde ich erst recht, was sie eigentlich für mich ist. Unsere Hoffnung in Gott!" Noch im späten Alter sprach die Prinzessin, die ihren Bruder um 16 Jahre überlebte, in der Erinnerung an die mit ihm gemeinsam verbrachten Kindeszeiten so gern von ihrem „Brüderchen".

Ueber die ersten Lebensjahre des Prinzen Friedrich Karl ist wenig bekannt. Bis zu seinem siebenten Jahre wurde er der Obhut einer Bonne, dann ausschließlich männlichen Händen anvertraut. Als früh hervortretender Charakterzug wird ein inniges Mitleid mit Armen und die herzliche Freude, sein kleines Taschengeld an Bedürftige zu verschenken, berichtet. Er konnte oft bittere Tränen vergießen, der spätere „eiserne" Prinz, wenn es ihm nicht gelang, fortgesetzt neue Mittel zum Ausstreuen von Almosen zu bekommen. Der Wohltätigkeitssinn, der nur gar zu gern die Grenzen übersprang, die

[1]) Gräfin Elisabeth Hardenberg, Luise, Prinzessin von Preußen, Erinnerungsblätter, 1902.

selbst einem fürstlichen Haushalt gezogen sind, ist ihm durchs ganze Leben eigentümlich geblieben. Je mehr er ihn aber betätigte, um so größer wurde seine Scheu, daß die Mitwelt darum wissen könne. Die Summe dieser Wohltaten wird daher auch niemals mehr zur Kenntnis der Nachwelt gelangen.

Militärgouverneur Graf Bethusy-Huc

Als Prinz Friedrich Karl sieben Jahre alt war, erhielt er in dem damaligen Hauptmann im Ingenieurkorps und Adjutanten des Prinzen Karl, Grafen Eduard Bethusy-Huc, einen Militärgouverneur, der nach dem ausgesprochenen Willen des Vaters von Anfang an ein strenges Regiment einführte. Unterrichtet wurde er gemeinsam mit Adolf Klipfel, einem Sohne des Münzdirektors Klipfel.[1]) Graf Bethusy, der spätere Major a. D. und verdienstvolle Direktor der Ritterakademie zu Liegnitz, war „geistig sehr begabt und militärisch trefflich beanlagt",[2]) aber rücksichtslos streng und wenig geeignet, die in dem Herzen des Kindes schlummernden edeln Triebe zur Entfaltung zu bringen. Durch scharfes Anfassen weckte er in seinem Zögling Trotz und war nicht zum wenigsten schuld an dem tiefen Ernst und der Verschlossenheit, die dem Prinzen zeitlebens eigen geblieben sind.

Hinzu kam, nach dem Zeugnisse Roons, „ein Mangel an herzlichem Einverständnis und gemütlicher Hingabe" in den Beziehungen des Sohnes zu Vater und Mutter, der erst allmählich im Laufe der Jahre einem erfreulicheren Verhältnis Platz machte.

Wie sich unter diesen Verhältnissen das Kind entwickelte, wie es Gefahr lief, einer großen und segensreichen Zukunft verloren zu gehen, darüber möge ein Herzenserguß des Prinzen selbst aus späterer Zeit uns aufklären. Als er die schwere Krise überwunden, legt der noch nicht Achtzehnjährige einem vertrauten Freunde, dem Hauptmann von Zastrow, das folgende Selbstbekenntnis ab:[3])

„... Von dem Augenblicke an, wo ich mich meiner selbst im höheren Grade bewußt wurde, hatte ich zwei Hauptwünsche: Gott möchte mir häusliches Glück und einen treuen Freund schenken. Gerade diese Wünsche erwachten in mir, weil mir dies beides fehlte. Von meiner Seite her geschah nichts, ich kann es jetzt sagen, um

---

[1]) Adolf Klipfel, zuletzt Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 57, starb 1887 als Oberst a. D.

[2]) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke. Band VI Seite 162.

[3]) Sämtliche Briefe des Prinzen an Zastrow wurden zur Verfügung gestellt durch den Stiefsohn des Generals, Herrn Korvettenkapitän a. D. Grafen von Ranzow (Charlottenburg).

mir Familienglück zu verschaffen. Nein, ich tat das Gegenteil. Ich wurde aber auch gänzlich verkannt. Das schmerzte mich und schmerzte mich tiefer, als man es wohl geahnt hat, ich zog mich daher von den Menschen überhaupt zurück. Ja, ein Kreis von jugendlichen Gefährten war mir zuwider. Ich zog mich zurück, war allein, weinte viel und grübelte über religiöse Dinge. Es kam eine Zeit, in der ich an nichts mehr glaubte. Einen treuen Freund, wie ich ihn mir wünschte, fand ich wohl zweimal; durch ein sonderbares Geschick jedoch war ich mit ihnen beiden nur äußerst kurze Zeit zusammen: wir wurden getrennt und sind es noch. Freunde, von denen man getrennt ist, werden Sie selber aus Erfahrung wissen, nützen uns nicht viel. Und so kann ich sagen, ich erfreute mich weder eines häuslichen Glückes noch eines treuen Freundes. Beiläufig gesagt, mußte dies einen äußerst tiefen Eindruck auf ein junges Gemüt, das sich so sehr nach beidem sehnte, zurücklassen. Hierin sehe ich den Grund, daß durch meine innerste Seele so ein sinniger, melancholischer, ernster Ton weht. Dies bewirkte also das Nichterfülltsein meiner beiden Wünsche. Das aber, daß es nicht hierbei blieb, sondern daß ich auch ein Menschenfeind, ein Misanthrop, oder wenigstens ein Verächter der Menschen wurde, das, sage ich, zeichnete in meinen Charakter einen zweiten Zug ein: Ich habe daher etwas Finsteres, Menschenscheues oder Blödes, etwas Kaltes, etwas Mißtrauisches. Dies alles wird mir ungemein schwer zu unterdrücken und zu verbergen ... Sie könnten aber leicht glauben, daß schon in meiner Kindheit diese Züge sich in meinem Charakter gezeigt hätten, oder besser, mit als Hauptzüge hervorgetreten seien. Dies ist aber nicht der Fall. Es waren die Keime freilich wie in jedem Menschen vorhanden ... Ich war herrisch, wollte in allem der Erste sein, war fern von allem Unedeln, strebte großen Vorbildern nach, war aber durch und durch ungezogen, wenn es galt, gehorsam zu sein. Ich ließ mir keinen Spaß gefallen. Auch trat eine Art von Jähzorn in verschiedenen wilden Ausbrüchen heftig hervor. So war ich. Das ist mein Bild, der Wahrheit gemäß ..."

Kandidat Heym

Doch die Vorsehung hatte den Prinzen zu einer großen Zukunft bestimmt und lenkte seine Entwicklung in glückliche Bahnen. Neben dem gestrengen Militärgouverneur stand als Zivilerzieher ein Mann von weichem Herzen und tiefreligiösem Gefühl, der Kandidat, spätere Hofprediger an der Friedenskirche in Potsdam, Heym. Dieser, ein Schüler Tholucks, suchte, wenn auch bei der oft finsteren, in sich gekehrten Art des Prinzen nicht ohne Schwierigkeit, die guten und edeln Saiten im Gemüte seines Zöglings anzuschlagen, und

gewann so allmählich sein Zutrauen, seine Liebe. „Ich bin als Kind nicht verstanden worden, nur Sie haben mich nicht unverstanden gelassen — bei Ihnen fühlte ich immer die Liebe," so bezeugte in späteren Jahren der Prinz dem Zivilerzieher seine dankbare Gesinnung. Heym legte durch seinen Religionsunterricht einen tiefen, festen Glaubensgrund in die Seele des Kindes, der sich im späteren Leben noch immer mehr festigte und nie erschüttert werden konnte. Gottvertrauen bildet den tragenden Untergrund im Charakter des Prinzen.

Ueber das innige Vertrauensverhältnis, das zwischen Erzieher und Zögling bis zu dem im Jahre 1878 erfolgten Tode Heyms unverändert bestanden hat, wird von eingeweihter Seite berichtet:[1] „Die Dankbarkeit war ein unlösliches Band zwischen dem Prinzen und seinem Erzieher. Er schenkte ihm volles Vertrauen. Alles, was in seiner Familie geschah, alles, was sein inneres Leben betraf, besprach er mit Heym. Wie manches Mal im stillen Jagdschlosse zu Glienicke dehnte sich eine gewünschte Unterhaltung mit Heym bis weit über die Mitternachtsstunde aus. Da sprach und gab sich der Prinz rückhaltlos. Niemand hat je ein Wort von dem erfahren, was da gesprochen wurde. An dem denkwürdigen Abend im Juni 1866, der der Abreise des Prinzen in den Krieg vorausging, ließ er Heym kommen. Anfangs saßen sie im Park an der Havel. Dorthin ließ sich der Prinz seinen kleinen Sohn bringen, nahm ihn auf die Arme und sprach davon, wie der Abschied von ihm sein Herz zu brechen drohe, und von der Zukunft. Das Zusammensein währte lange, sehr lange. Was der Prinz da gesprochen, machte einen so tiefen Eindruck auf Heym, daß er anderen Tags seinen Angehörigen sagte: „Wenn die Welt wüßte, was der Prinz gestern gesagt — sie würde anders, ganz anders über ihn urteilen."

Nichts kennzeichnet besser das schöne Verhältnis, in dem der Prinz zu Heym gestanden, als das Beileidschreiben, das er auf die Todesnachricht an dessen Witwe von Schloß Göhrde aus am 12. Dezember 1878 sandte:

„Erst gestern abend 1/2 8 Uhr, als wir beim Essen waren, erfuhr ich den Heimgang meines alten Freundes, Ihres Mannes! Ich hatte keine Ahnung von seinem Kranksein. Wenn ich nicht hier wäre, würde ich dem Drange meines Herzens folgen und ihm die letzte Ehre erweisen, Ihnen auch meinen innigen Anteil mündlich

[1] Die Mitteilungen über Heym und die Briefe des Prinzen an ihn und seine Witwe wurden durch die Tochter des Hofpredigers, Fräulein Elisabeth Heym (Potsdam), zur Verfügung gestellt.

aussprechen können. Ich weiß, was ich dem seligen Heym verdanke, und werde ihm stets ein warmes Angedenken bewahren. Er war ein treuer Mann, treu seinem Gott und seinem Beruf, treu seinem Könige, treu als Freund! Gäbe es doch viele Menschen, von welchen sich das in demselben Maße sagen ließe! Sein Umgang war mir außerdem ein besonders angenehmer, und ich verliere auch viel, sehr viel an ihm. Der Herr aber, der unsere Geschicke nach Seinem Willen lenkt, sende auch Ihnen Trost für den überaus harten Schlag, der Sie betroffen. Er allein vermag in solchen Fällen zu trösten, und Er tut es."

An Heyms Stelle trat 1843 als Zivilerzieher Professor Bogen, der bis zum Jahre 1846, in dem der Prinz die Universität Bonn bezog, seine allgemein wissenschaftliche Fortbildung leitete.

Die glücklichste Zeit seiner wenig freudvollen Jugend bildeten die Frühlings- und Sommermonate, die er alljährlich auf dem elterlichen Jagdschloß Glienicke bei Potsdam zubrachte.

Spielgefährten

Die großen Waldungen der Umgegend, die weiten Wasserflächen der Havelseen boten ihm reichliche Gelegenheit zu den mannigfachsten Vergnügungen und körperlichen Uebungen, wie Reiten, Jagen, Segeln, Rudern, Schwimmen. Seine kindlichen Spiele, zu denen Kadetten aus Potsdam herangezogen wurden, trugen stets ein militärisches Gepräge. Zu seinen Spielgefährten gehörten außer Adolf Klipfel u. a. Graf Alfred Waldersee, der nachmalige Feldmarschall, Karl von Brauchitsch, zuletzt Generalleutnant z. D., die Vettern Friedrich und Albert von Rauch, der spätere Staatsanwalt von Orlich und der noch lebende General der Kavallerie z. D. Graf Wartensleben-Carow. Letzterer teilt darüber mit: „Damals in unserer Kindheit stand im Vordergrunde des öffentlichen Interesses unter anderem die Verteidigung von Antwerpen unter dem holländischen General Chassé. Ein darauf bezügliches Festungsspiel[1]) diente zur Unterhaltung des Prinzen und seiner kleinen Gefährten unter der Leitung des etwas kurz angebundenen Gouverneurs, Majors Grafen Bethusy."

Wie alle Prinzen des Königlichen Hauses wurde Prinz Friedrich Karl an seinem zehnten Geburtstage unter Verleihung des Schwarzen

[1]) Die im Jahre 1873 erschienene, für die deutsche Jugend geschriebene Schrift von Wilhelm Petsch „Der eiserne Prinz" enthält eine ausführliche Schilderung dieser Knabenspiele — des Festungsspieles von Babelsberg 1837 und des Kadettenmanövers von 1843. Ein im Besitze des Herrn Generalleutnants z. D. Freiherrn von Dincklage-Campe befindliches Exemplar dieser Schrift hat der Prinz mit vielfachen interessanten Randbemerkungen versehen, die in unserer Darstellung verwertet worden sind.

Adler-Ordens zum Sekondeleutnant im 1. Garderegiment zu Fuß ernannt und gleichzeitig à la suite des II. Bataillons (Breslau) des 3. Gardelandwehrregiments gestellt. Immer mehr hatte seine Erziehung, gemäß den Traditionen des Hohenzollernhauses, einen streng militärischen Zuschnitt erhalten. Vom Jahre 1843 an genoß er in der Geographie, Taktik und anderen militärischen Wissenschaften den Unterricht des damaligen Majors im Generalstabe und Lehrers an der Kriegsakademie, Albrecht von Roon, des späteren großen Kriegsministers und Generalfeldmarschalls, zu dem er in der Folgezeit noch in ein näheres, für seine Fortentwicklung bedeutsames persönliches Verhältnis treten sollte. Den Abschluß seiner Kindheitsjahre bildete die am 20. März 1845 erfolgte kirchliche Einsegnung durch den Oberhofprediger Ehrenberg nach vorangegangenem vorbereitendem Religionsunterricht durch den von ihm hochverehrten Feldpropst Bollert.

Neigung für das Seewesen

Des Prinzen Jugendneigungen schwankten zwischen dem Soldaten- und Seemannsberufe. Es scheint, daß die Vorliebe für die See, die sich schon in den Beschäftigungen des Knaben, wie Schwimmen und Segeln auf den Havelseen, ausgesprochen hatten, eine Zeitlang, vielleicht unter dem Einflusse des ihm sehr zugetanen Oheims Prinzen Adalbert,[1]) des späteren ersten Admirals der preußischen Marine, die Oberhand gehabt hat. In seinen ersten Niederschriften, die bis in den Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückreichen, tritt dies zutage. In einer Sammlung, die betitelt ist „Einiges, das ich später durchzusetzen gedenke“, findet sich folgender Gedanke: „Es wird eine kleine Seemacht gebildet, bestimmt, die Küste vor Landungen zu schützen, Hafenblockaden zu verhüten, sowohl den Angriff als die Verteidigung der Festungen dem Feinde zu erschweren. Als Maximum wird festgesetzt folgender Etat an Schiffen: 4 Fregatten (44—60 Kanonen), 8 Korvetten (14—18 Kanonen), 20 Kanonenboote (Küstenfahrzeuge). Zu Kriegshäfen werden erklärt: Danzig, Swinemünde, Pillau, zu Stationsplätzen: Memel, Stralsund, Kolberg, Köslin, Putbus. Es wird im Kriegsministerium ein Departement gebildet für das Seewesen, welchem die oberste Leitung übertragen werden soll. Zur Besatzung der Kriegsfahrzeuge werden gebildet zwei Marinebataillone zu 600 Mann à vier Kompagnien.“ In einem anderen Aufsatze „Einige Notizen über die Kaiserlich russische Marine, die ich im Juli 1844 auf der Reede von Helsingör sah, und allgemeine Betrachtungen über die

---

[1]) Batsch, Admiral Prinz Adalbert von Preußen, 1890. Seite 130 ff.

russische Marine“, mit dem Datum des 17. November 1844 spricht sich neben klarer Darstellungsweise eine feine Beobachtungsgabe, Scharfblick und frühreifes Verständnis für seemännische Fragen aus. Die Entwicklung der jungen preußischen Marine begleitete der Prinz bis ans Lebensende mit regstem Interesse und großen Erwartungen. „Hoffentlich werden wir,“ so schrieb er 1867 einem ins Seebataillon versetzten Freunde, „auch vielleicht mit der zu vergrößernden Marine und dem zu vermehrenden Seebataillon bald auswärtige überseeische Kolonisationsversuche machen ... Man kann gar nicht wissen, wie es noch kommt, und was uns heute unwahrscheinlich, ja lächerlich oder unmöglich erscheint, vielleicht ist es in einigen Jahren vollendete Tatsache. Ich habe etwas vom Seefahrer und Abenteurer und möchte gar gern so etwas mitmachen.“ Noch gegen Ende seines Lebens sagt der Prinz in einer Niederschrift: „Ich habe die von vielen anderen Seiten bestätigte Erfahrung gemacht, daß junge Leute, die lange zur See gewesen, gleichgültig, ob in der Kriegs- oder Handelsmarine, an Charakter ausgebildeter sind, als ihre Altersgenossen an Land, z. B. in der Armee. Sie haben einen Teil der Welt gesehen und sind freier von Vorurteilen, wissen mit ihnen fremden Menschen richtig und ohne Scheu umzugehen, haben sich stetig in einer Art von Gefahr bewegt, wirkliche Gefahren bestanden und oft kleine Verantwortungen getragen, ganz anders als in der Armee.“ „Er liebte die See an sich,“ so heißt es in den Erinnerungen seines Freundes Güßfeldt,[1]) des bekannten Forschungsreisenden, „und alles, was die strenge militärische Zucht und unablässige Pflichterfüllung an Träumerei in diesem tief empfindenden Herzen verschlossen gehalten hatte, das durfte beim Spiel der Meereswellen auf isolierendem Fahrzeug ans Licht treten. Er liebte die See aber auch als die Brücke zu fernen Weltteilen, die von seiner Phantasie und seinem Tatendrang mit unverlöschlichen Reizen geschmückt wurden. Denn ewig jung blieben in ihm Phantasie und Tatendrang.“

Militärische Niederschriften des Knaben

Wenn ihm so auch bis ans Lebensende eine unbestreitbare Neigung für alles, was mit dem Seemannsberuf zusammenhing, zu eigen blieb, die in ihm sogar nach den glorreichen Erfolgen dreier Feldzüge in den siebziger Jahren den ernsten Wunsch rege machte, an die Spitze der jungen Marine gestellt zu werden, so brachten es doch die Traditionen des preußischen Königshauses, in denen er aufwuchs,

---

[1]) Güßfeldt, Meine Erinnerungen an den Prinzen Friedrich Karl von Preußen. „Deutsche Rundschau“, 1887.

mit sich, daß er sehr bald im Soldatenstande seinen Lebensberuf zu sehen begann, dem er seine ganze Kraft zu widmen und alle sonstigen Neigungen und Wünsche unterzuordnen beschloß. Aus kindlicher Liebhaberei wurde sehr bald, auffallend schnell, heiliger Ernst. Der Prinz war frühreif. „Verstand und treffliche Auffassungskraft" rühmte Roon an ihm. Schon bevor er den ersten praktischen Dienst bei der Truppe tat, beschäftigte er sich theoretisch ernsthaft und verständnisvoll mit militärischen Fragen und zeigte Urteilsvermögen und selbständiges Denken. In der schon erwähnten Niederschrift vom Jahre 1844 „Einiges, das ich später durchzusetzen gedenke", finden sich neben vielen Uniformierungs- und Organisationsgedanken, in denen sich jugendliche Vorliebe für dies und jenes ausspricht, doch auch schon bemerkenswerte Sätze vor, wie: „Der Soldat soll nicht wie jetzt für die Parade dressiert und kostümiert werden, sondern die Parade soll als Mittel zur Ausbildung dienen und keine so große Anstrengung wie jetzt damit verbunden sein. Statt dessen soll die Infanterie häufiger nach der Scheibe schießen, tiraillieren usw., besonders die leichte, welche auch das Bajonettfechten einigermaßen treiben soll. Das Bajonettfechten soll vorzüglich von Jägern und Schützen erlernt werden." Oder: „Sowohl im Schießen, Bajonettfechten, Schlagen und Stoßen, Lanzenstechen müssen die Offiziere den Truppen mit gutem Beispiel vorangehen und diese Künste gründlich erlernen. Die Offiziere der Kavallerie sollen besonders gut stoßen und schlagen können. Die Truppe ist es besser stoßen zu lehren, wenn nur eine von beiden Fechtweisen gelehrt werden kann, weil ein Landmann überhaupt von Natur nicht übel schlägt. Für jede Kavallerie, besonders für Ulanen, würde es vorteilhaft sein, wenn sie nach bestimmten Knöpfen stoßen lernten." Ein anderer Aufsatz aus jener Zeit verrät schon eine stärkere Hinneigung zur Reiterwaffe, in deren Schule der Prinz später zum General und Heerführer heranreifen sollte. „Das Uebergewicht der Kavallerie über die anderen Waffengattungen besteht hauptsächlich in dem moralischen Eindruck, den sie auf ihren Gegner macht. Um der Kavallerie einen günstigen Erfolg ihrer Angriffe zu sichern, muß man ihr moralisches Uebergewicht erhöhen, indem man dem Reiter Selbstvertrauen einflößt und seinen persönlichen Mut erhöht, und indem man den Feind in Schrecken setzt. Das Selbstvertrauen wird erhöht durch Kameradschaft unter den einzelnen Soldaten, die sich gegenseitig zu unterstützen haben, und durch Achtung und Vertrauen, welches der gemeine Mann zu seinem Führer haben muß, wenn er ihm gehorchen soll. Ich behaupte, daß es Unsinn ist, von einer

Reiterei siegreiche Erfolge zu erwarten, wenn sie nicht mit Freuden bereit ist, mit ihren Führern jegliches Schicksal zu teilen. Je höher der Offizier steht, desto größer muß das Vertrauen der Reiter sein, die in ihm ‚ihr Ein und Alles', ihr ‚Heil und Verderben' sehen. Denn sein Machtgebot kann Tausende, ja jeden einzelnen hinopfern, wenn es darauf ankommt. Wenn militärischer Geist in der Truppe ist, so jagt man, und wenn sie auch nur mit Knüppeln bewaffnet wäre, mit ihr den Teufel aus der Hölle. Demnächst muß der Reiter sein Pferd ansehen als einen Gegenstand, an den sein Dasein gekettet ist, als seine Puppe, er muß mehr und früher für dasselbe sorgen als für sich selbst . . . Den Feind setzt man dadurch in Schrecken und Furcht, daß man ihn wie aus der Pistole geschossen und unter wildem Geschrei angreift. Der Rosseslauf und der Chok müssen unbändig genannt werden. Die Ordnung muß auch beim Chok möglichst beibehalten werden. Man flößt ferner Schrecken und Furcht ein, indem man dafür sorgt, daß schon der bloße Anblick der anstürmenden Reiterei ein Entsetzen verbreitender ist. Die lange Lanze macht einen höchst fatalen Eindruck auf diejenigen, die sich ihr gegenüber befinden. Ein Säbelhieb kann leichter pariert werden als ein Stich mit der Lanze."

Erste Dienstleistung im Sommer 1845

Vorerst jedoch sollte der Prinz noch nicht als Kavallerist, sondern als Infanterist ausgebildet werden. „Gott, was war ich selig, wenn ich bei einer Parade eintreten durfte," schreibt er später in einem Briefe in der Rückerinnerung an die ersten militärischen Schauspiele, an denen er noch als Knabe nach Hohenzollernsitte teilnahm. Am 24. September 1844 wurde er aus Anlaß der Königsrevue über das IV. Korps bei Halle und Merseburg, bei der er als Ordonnanzoffizier seines Vaters tätig war, zum Premierleutnant ernannt. Im folgenden Sommer tat er vom 7. Juli ab zehn Wochen den ersten praktischen Dienst beim 1. Garderegiment, indem er dazu auf die ihm bewilligten Hundstagsferien verzichtete. Er machte die in diese Zeit fallenden Uebungen mit gemischten Waffen in der Front und stets zu Fuß mit, was den jugendlichen Körper des damals erst Siebzehnjährigen oft stark ermüdete. [1]) Er war der Leibkompagnie zugeteilt, die Hauptmann von Zastrow, der spätere kommandierende General des VII. Armeekorps, befehligte.

So kurz diese Zeit des Dienstes auch war, so bot sie ihm doch die erste willkommene Gelegenheit, seine theoretischen Kenntnisse zu erproben und zu erweitern. Daneben gewann er Liebe und Ver-

---

[1]) Randbemerkung des Prinzen in der Lebensbeschreibung von Petsch.

ständnis für seine Kameraden und Untergebenen, lernte den Wert eines auf gegenseitiges Vertrauen gegründeten Zusammengehörigkeitsgefühls von Offizier und Mann erkennen und bewies schon damals die ihm angeborene Gabe, auf das Herz seiner Leute einzuwirken, ihr Ehr- und Pflichtgefühl zu wecken — eine Gabe, die ihm später eine fast zauberhafte Macht über die Gemüter seiner Soldaten verschaffen sollte. Wollen wir die nachmalige, so überaus segens- und erfolgreiche Wirksamkeit des großen Menschenkenners auf dem psychologischen Gebiete der Soldatenerziehung richtig verstehen, so dürfen wir nicht achtlos an diesen ersten Spuren seiner moralischen Einwirkung auf die Untergebenen vorübergehen. Sie sind uns erhalten geblieben in einer großen Anzahl von Briefen, die er nach beendeter Dienstleistung an den schnell mit ihm vertraut gewordenen Hauptmann von Zastrow richtete.

Briefe an Hauptmann von Zastrow

Am 25. September 1845 schreibt er: „Leider gestattete mir der Graf nicht, Ihnen heute mittag nachzureiten. So sehe ich mich denn verhindert, in eigener Person von der Kompagnie Abschied zu nehmen. Wie mich das schmerzt, können Sie leicht begreifen, Sie, der Sie mich genau kennen und wissen, wie mir das Wohl jedes Tüchtigen unter den Grenadieren am Herzen liegt. Somit ist es mein Wunsch, daß Sie, Herr Hauptmann, den Leuten, welche jetzt auf Kriegsreserve entlassen werden, in meinem Namen ein herzliches Lebewohl zurufen. Tun Sie es in der Weise, wie Sie glauben, daß ich es etwa getan haben würde. Grüßen Sie auch insbesondere die Leute, denen ich ein kleines Geschenk zugedacht habe. Sagen Sie, ich würde mich sehr freuen, wenn ich einen von meinen alten Freunden wiedersehe. Von den 25 Thlr. 20 Sgr., die ich Ihnen zur Disposition gestellt habe, hat mir der Graf 10 zu dem Zwecke gegeben. Ich füg noch hinzu, daß, wenn Ihnen die Summe etwa zu klein vorkommt, oder Sie hier und da mehr als einen Thlr. zu geben gedenken, Sie es ja tun mögen. Auch wenn Sie etwa noch 10 Thlr. mehr auslegen wollen, kann ich Ihnen nur dafür Dank wissen. Ich bitte es Montag früh auszuteilen, weil es mich ungemein freuen würde, wenn dieser oder jener Grenadier entweder aus Dank für die Kleinigkeit oder sonst aus Anhänglichkeit an mich herauskäme, um mich vielleicht noch einmal zu sehen. Sagen Sie aber den Grenadieren nichts davon, denn ich will daran meine Pappenheimer erkennen. Sie sollen es aus freien Stücken tun. Ich werde im Garten auf der Lauer liegen."

Einige Wochen später tut es dem Prinzen leid, „daß er nicht eher eingesehen habe, daß es eigentlich die Unteroffiziere und fort-

dienenden Gefreiten sind, welche besonders einer Unterstützung bedürftig sind und sie am meisten verdienen". — „Ich fühle mich daher bewogen," schreibt er an Zastrow, „Ihnen bald ein kleines erspartes Sümmchen zuzusenden. Zugleich verspreche ich, diese Summe zu vermehren, sobald ich irgend wieder Geld haben werde. Wenn Sie nun diesem oder jenem Unteroffizier usw. etwas zukommen lassen, so muß ich dringend bitten, daß es so geschieht, daß die Leute einer von dem Geschenke, das der andere erhalten, nichts wissen; denn sie verdienen weit mehr Rücksicht als die Grenadiere, und ihr Ehrgefühl könnte nur zu leicht verletzt werden. Weiß Gott! Würde ich doch als Unteroffizier in der Leibkompagnie des Königs von niemand anders einen Thaler nehmen, als von Seiner Majestät selber! Ich möchte aber auch vermeiden, daß die Nachricht von dieser kleinen Begünstigung im Regiment zirkuliert. Auch bitte ich, den Kameraden nichts davon zu sagen, sollen sich die Unteroffiziere nicht gepeinigt fühlen, die Gaben anzunehmen. Dringend wünsche ich daher, daß die Geschenke an die Avancierten nach Maßgabe der Ihnen zur Disposition gestellten Mittel groß sein mögen, versteht sich: nie unter einem Thlr., denn es ist eines Prinzen, oder meiner wenigstens, unwert, weniger zu geben und sich in Groschen und Pfennige zu versteigen. Es ist schlechtes Rechnen damit . . .[1]) Wegen des etwa übrig bleibenden oder später zu empfangenden Geldes erlaube ich mir einige Vorschläge: Verwenden Sie es erstens, um der Kompagnie nützliche Bücher zu verschaffen, welche ihr verbleiben sollen. Zu nützlichen Büchern rechne ich zumal Schulbücher, keineswegs aber Romane verliebter Ritter und unglücklicher Lieben und von der schönen Melusine. Wenn Sie sich dagegen bewogen fühlen sollten, diesem oder jenem vielleicht ein Neues Testament zu verschaffen, so soll er dasselbe als sein eigen betrachten und unter der Bedingung auch mit in die Heimat nehmen, daß er es nie verkauft. Ich selber benütze ein Neues Testament für 9 Sgr. und bin bereit, Ihnen dergleichen zu verschaffen. Zweitens, um dem Kartenspiel, das ich nicht leiden kann, auch dadurch zu steuern, daß Sie den Leuten Damenbretter usw. kaufen lassen. Drittens, um vielleicht auch sogar die Eltern irgendeines Grenadiers, die sich in höchst dürftigen Umständen befinden, zu unterstützen . . . Sehen Sie besonders aber auf die

---

[1]) In einem wenig später geschriebenen Briefe spricht sich der Prinz gegen Geschenke in barem Gelde überhaupt aus: „Es widerspricht auf das entschiedenste meinen Ansichten über die Förderung des Soldatengeistes in der Kompagnie, wenn Sie die 50 Thlr. dem Feldwebel, den Unteroffizieren usw. bar zahlen wollen. Dies befördert den Krämergeist und nicht den Soldatengeist."

Tüchtigkeit der Leute als Soldaten und als Menschen. Geben Sie ihnen aber nie dafür Geld in meinem Namen, wenn sie sich durch irgend etwas besonders günstig im Dienst hervorgetan haben. Wenn Sie mich bei solchen Gelegenheiten nennen wollen, so glaube ich mit Zuversicht, ohne mir eine Schmeichelei sagen zu wollen, daß viele der Grenadiere sich angenehm berührt finden würden, wenn Sie ihnen etwa sagten: ‚Wenn der Prinz das von dir hörte, würde er sich sehr über dich freuen, mein Sohn.‘"

Dem Hauptmann selbst bezeugt er seine Dankbarkeit, indem er ihm gelegentlich das Werk des Marschalls Marmont „Ueber den Geist des Militärwesens" mit den Worten übersendet: „Der letzte Teil, die Philosophie des Krieges enthaltend, ist gewiß mit seltener Schönheit und Wahrheit geschrieben. Er sagt mir sehr zu. In welcher humanen Absicht ich Sie bitte, gerade diesen zu studieren, werden Sie wissen, sobald Sie wenige Seiten gelesen haben. Die übrigen Teile sind gewiß auch gut, doch behagt mir das nicht, daß man die französische Feder, die für Franzosen geschrieben, erkennt." Welchen Wert der Prinz dem Studium dieses Werkes für seine eigene militärische Entwicklung beimaß, beweist ein Wort, das er im Jahre 1874 niederschrieb: „‚Der Geist des Militärwesens‘ von Marmont war dasjenige Buch, das mir höhere Interessen für den Dienst abgewann, als sie der Exerzierplatz lehrte."

In einem Briefe vom 10. November 1845, dessen Faksimile hier beigefügt wird, gibt er seinen Gefühlen für die Kompagnie in überschwenglicher jugendlicher Begeisterung Ausdruck: „Wenn ich übermorgen sterben sollte, so müßte ich morgen noch einmal die Kompagnie sehen und die frohen Gesichter. Dann würde ich mit Freuden in den Tod gehen. Die Kompagnie elektrisiert mich. Es gibt doch auf Erden kein schöneres Gefühl, keins, das mehr erhebt, als das, sich von einer solchen Schar geliebt und geachtet zu wissen. Und wenn ich es nicht wüßte, so müßte ich ein Tor sein, wenn ich es nicht den Leuten auf den ersten Blick ansähe, an ihrem ‚Guten Morgen‘ ablauschen wollte."

Ein andermal, nachdem er in hartem Kampfe mit dem Gouverneur es durchgesetzt hat, die geliebte Kompagnie, die er zwei Monate lang nicht gesehen, auf ein paar Stunden zu besuchen, bekennt er Zastrow am 26. Dezember 1845: „Heute ist so ein Tag, an dem ich mich so recht selig fühle!!! Ich hatte mich seit so langer Zeit auf heute gefreut: ich habe mich in nichts enttäuscht gesehen. Und ich hatte sie so lange nicht gesehen! Kann man wohl auch solche selige Tage oder Stunden verleben, wenn man älter ist? Diese Frage richte

Mein lieber Herr [illegible]

[illegible]

[illegible] Hiller [illegible]

[illegible]

Nun zu dem andern Thema! Ich hoffe nächsten Sonntag Ebert bei mir
zu sehen und, da er [illegible], weil er ja von Seiten
der [illegible] schon oft zum Geldempfang [illegible] worden ist,
[illegible] ihm 50 fl. [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] zu können. Ihnen die [illegible] auf 50 fl. zu
[illegible]
wenn Sie mich am [illegible] des 50 fl. [illegible]
[illegible] Geld zu [illegible] ~~und ob ich [illegible]~~
werden [illegible] zu schreiben und [illegible]
[illegible] bitte [illegible]
[illegible] zu [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] zu [illegible]
zu [illegible]
[illegible]
[illegible] 6 [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Weide und [illegible]
[illegible]

[illegible] gezeichnet an der Unterschrift zum Michael [illegible]
[illegible] in diesem [illegible] auch nicht [illegible]
[illegible] auch nicht [illegible] dieselben [illegible]
[illegible]
[illegible] sollten es nicht [illegible]
[illegible] Zeit lang [illegible]

Wegen verschiedener Anstellungen [illegible]
[illegible] Ich mochte nicht [illegible]
[illegible]

Ich weiß nicht ob es Ihnen bekannt ist, daß [illegible]
[illegible]
[illegible] Schwager [illegible]
Alten [illegible] Menschenkenntniß [illegible]
[illegible] Mann [illegible]
[illegible] Lochau [illegible]
[illegible] Schwager [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] zu besuchen. Wenn es [illegible]
Ihnen [illegible]
A propos! Sie schrieben mir auch einmal die Unterschrift zum Hardine u. Michael
als Erinnerungen [illegible] darauf war ich nicht vorbereitet [illegible]
gegeben. Ich kannte es nicht [illegible]
ist [illegible] einer alten adeligen Familie [illegible]
habe ich auch nicht mehr [illegible] Stunde [illegible]

Generalin Kuppasch schrieben Sie ja auch einmal. Dieser Mensch mit
seinem schönen geschnittenen dunkeln Auge kann, ist er Mitunter ange-
nehm sehen, auch schwärmen. Das ist sehr schade. Er ist [illegible]
selten begabter, talentvoller Mensch. Bedenken Sie nur, mit welcher
Geläufigkeit und Richtigkeit er [illegible] schreibt er, der [illegible]
gegeben kann, nicht ein Wort [illegible]. Wollten Sie es für zulässig,
ihm Privat-Stunden im Lesen und Schreiben ertheilen zu lassen,
so mache ich mir ein Vergnügen daraus das Honorar zu bezahlen.

Beinahe vergaß ich, Ihnen meinen Dank für den besorgten Brief
zu sagen. Er hat sogar auf den Oberst-Lieutenant einen bedeutenden
Eindruck gemacht. Er würdigte ihn nicht blos verschiedener Blicke,
sondern auch einiger lobender Worte.

Unser Baumann ist jetzt Flügelmann im 2ten Garde-Reg. Diese
Mittheilung wird vielleicht auch den [illegible]
Hiller hat mir mitgetheilt, daß Sie wünschten Liederbücher zu haben,
aber sogern ich Ihren Wünschen nachkomme, behalte ich sie, [illegible]
noch für den Augenblick [illegible] Ihnen dann zu senden. Vielleicht
würden Sie jedoch [illegible] einen Aufsatz zu lesen, den
ich gerade vor einigen Tagen, auf den Wunsch meines Onkels
Adelbert, über die [illegible] Stelle verfaßt habe. Gewiß [illegible]
[illegible] sondern [illegible] aber. Ihnen noch als den 11 [illegible]
Bogen der [illegible] zu senden. Er ist [illegible] und der [illegible],
dafür werden [illegible] Schrift [illegible]. Sie werden
[illegible] einige Mühe haben sich herauszufinden. [illegible] wird
Ihnen nicht [illegible].

Ein weiteres Werk werde ich so frei sein Ihnen von Ihrem
Geist [illegible], wovon ich den ganzen [illegible] habe und
ich während meines [illegible] [illegible] [illegible]
als [illegible] hervorgehoben möge die gewünschten Verbeß-
erungen sind angegeben. Und einige Gedanken, die sich daran
knüpfen, habe ich auch hinzugefügt. Würdigen Sie die [illegible]
[illegible] einiger [illegible] Blicke und schreiben Sie das schöne
[illegible], auf einem besonderen Bogen hinzugefügten Bemer-
kungen auf, welche der Hand eines Kenners [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
späteren Verfasser, denn hoffe ich, wir und vielleicht auch der
Kenner einigen Nutzen bringen. Wenn es wiederum ver-
bessern kann, werde ich immer mit Dank und [illegible]
[illegible] meines Mentors und Freundes gedenken.

Daß es [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] hat mir eine so [illegible] Schilderung Ihres [illegible] und
[illegible] Ihrer [illegible] gemacht, daß ich mich nicht des
aufrichtigsten Mitleids erwehren kann. [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nicht als [illegible]

wenn ich Ihnen sage, daß ich heute Morgen, indem ich an die
Arbeit gegangen bin und den ganzen Vormittag [illegible] gesessen
habe. Mag Ihnen das ein Beweis sein, wie sehr ich Ihnen erge-
ben bin.

Ich weiß sehr wohl, mein lieber Herr Hauptmann, daß Sie
Sie mir ungern schreiben. Daher will ich es für allemal
gesagt haben: ein Brief von mir soll Sie niemals nöthigen,
sich an den Tisch zu setzen, zu schreiben und zu antworten.
So lange also ein Brief von mir nichts enthält, erfordert kein
Antwort.

Schließlich bitte ich noch, Ihrer Frau Mutter meine besten
Empfehlungen auszurichten. Ich hoffe Sie recht bald hier
mit gesund zu begrüßen. Behalten Sie stets lieb Ihr Wohl-
wollen

Ihrem aufrichtigen Freunde

Friedrich Carl Pr. v. Preußen

N.S. Wegen der Antwort an die Generalin Ulmenstein werde
ich [illegible] sprechen.
Wenn etwas [illegible] Superintendent [illegible] ertheilt, [illegible]
bitte ich mir gefälligst mitzutheilen.



ich an Sie. An einem solchen Tage, wie der heutige ist, möchte ich sterben."

In zahllosen weiteren Briefen an Zastrow, die sich noch durch die ganze Bonner Studienzeit hinziehen, tritt immer wieder in überaus zartsinniger und ergreifender Weise die Liebe des jungen Prinzen zu seinem Regiment, seiner Kompagnie, die Anhänglichkeit an jeden einzelnen seiner Kameraden und die hilfsbereite Fürsorge für die Untergebenen, insonderheit aber die innige Dankbarkeit gegen seinen ersten militärischen Lehrmeister hervor, vor dem er alles, Leid und Freud', ausschüttet, wie der Sohn vor seinem Vater. So schreibt er am 18. November 1845: „Sie schreiben mir viel von meinem Wohlwollen, von meiner Güte für Sie! Das wundert mich: Was ist bei mir, der ich für persönliches Attachement so empfänglich bin, wohl natürlicher, als daß ich Ihnen stets und auf jede Weise nach Kräften für die vielfachen Beweise Ihres Vertrauens und für Ihre Offenheit Dank weiß? Glauben Sie mir, ich bin durchaus kein Freund von Phrasen, ganz wie Sie und die Pommern. Das, dächte ich, wissen Sie von mir. Ich komme so mit den Menschen besser aus; es lebt sich angenehmer, wenn man auf anständige Art vertraulich ist." Am 21. März 1846: „Ich schwöre es Ihnen bei allen Heiligen zu, daß ich mich nirgends wohler, glücklicher und zufriedener fühle als in dem Kreise meiner liebenswürdigen Kameraden. Sagen Sie ihnen das, grüßen Sie sie tausendmal, danken Sie ihnen für alle mir erwiesene Freundlichkeit." Aus der Fülle rührender Züge von Anteilnahme an den persönlichen Verhältnissen seiner Untergebenen sei nur die schlichte Schilderung eines Reiseerlebnisses aus der Bonner Zeit noch angeführt:

„. . . Ich besann mich, daß Franz, der Grenadier von der Leibkompagnie, mir im vorigen Oktober, als er einmal des Sonntags abends meinen Mantel nach Glienicke trug, erzählt hatte, er sei aus Trarbach gebürtig, woselbst sein Vater Bäcker sei und einen Weingarten besäße. Sie wissen, mein lieber Herr Hauptmann, wie hoch ich die Liebe und Zuneigung der Soldaten schätze. Und da ich weiß, daß Franz mir zugetan ist, so wollte ich seinen Eltern ein Vergnügen machen und sie besuchen. Es war 9 Uhr abends. Ich wirkte mir beim Major Roon die Erlaubnis aus, allein den Besuch zu machen. Dicht am Moseltor fand ich das Haus. Die alte Mama von Franz, eine liebe alte Frau, kam mir entgegen. Ich fragte nach dem Papa, aber der schlief schon. So setzte ich mich denn mit der Mama hin und sagte ihr, ich sei Offizier bei der Kompagnie, in welcher ihr Sohn stände, und es ginge ihm sehr gut. Ich fügte

noch einiges hinzu. Und nun hätten Sie sehen sollen, wie die gute Frau sich freute, und wie sie sich neugierig erkundigte. Sie wollte mir einen Schoppen Wein vorsetzen, allein ich mußte leider für ihre Freundlichkeit danken, da ich zu heiß war und keine Zeit hatte. Nachdem wir dann noch so geplaudert hatten, sagte ich ihr noch, meinen Namen könne ich ihr jetzt nicht nennen. Wenn sie wissen wollte, wer ich wäre, möchte sie nur ihren Sohn fragen, wer der Leutnant, der jetzt in Bonn sei. Darauf sagte ich ihr adieu und legte einen Dukaten auf den Tisch. Darüber war sie sehr verwundert und fragte, was sie denn damit sollte. Ich meinte, sie würde das Geld wohl gebrauchen können, und ging. Nachträglich habe ich erfahren, daß Franz und seine drei Geschwister wohl 7- bis 8000 Thlr. erben würden, also daß sie ganz reiche Leute sind ... Wenn Sie es für angemessen erachten, können Sie dem Grenadier Franz unter vier Augen erzählen, daß ich seine alte Mama besucht habe."

Wir müssen jetzt auf jenen oben erwähnten Brief[1]) an Zastrow, in dem er die bitteren Enttäuschungen seines Jugendlebens berichtet, zurückkommen. Denn dieser Brief enthält gleichzeitig das Bekenntnis, daß der junge Prinz die Gefahren, die seine Entwicklung zu nehmen drohte, glücklich überwunden hat und sich auf dem richtigen Wege weiß.

Glückliche Ueberwindung der ersten Krise in der Entwicklung des Prinzen

„Die Verhältnisse haben sich geändert: Ich fühle mich in meiner Familie glücklich. Dies mag daher kommen, daß ich mir bewußt bin, nun bald auf zwei Jahre aus dem Kreise der Meinigen herausgerissen zu werden. Ferner daher, daß ich erkannt habe, daß man mir wirklich von Herzen wohl will, obgleich ich es nicht ableugnen kann, daß ich vollkommen verkannt worden bin ... Ich habe aber auch erkannt, daß es in keiner Stellung schwieriger als in der eines vornehmen Prinzen, selbst schon in der meinigen, ist, einen wahren Herzensfreund zu haben. Und ich möchte dennoch glauben, daß es wenig Menschen gibt, die der Freunde mehr bedürfen, und denen ein Freund, wenn sie einen solchen einmal haben, mehr wert ist. Ich kann mich darin irren, aber ich glaube doch recht zu haben. Ferner habe ich erkannt, daß ein Freund, wie ich ihn mir wünschte, leider wohl mehr ein Ideal ist und kaum in der Wirklichkeit gefunden werden dürfte! Ich stellte zu hohe Anforderungen. Ich prüfte bis in den untersten Grund. Es will nicht alles genügen. Und so spreche ich es denn aus: Ich verzichtete im stillen auf einen solchen Freund und richtete nunmehr mein Streben dahin, nicht einen gänzlich für mich zu gewinnen, wohl aber dahin, mich mit den Menschen,

---

[1]) Seite 14.

mit denen ich in Berührung kam, auf einen gemütlichen und passenden Fuß zu stellen. Ich glaube, dies war recht. Ich darf es sagen, und ich tue es mit dankbar freudig überfließendem Herzen: ich habe erreicht, was ich wollte ... Mein mit den Jahren fortschreitender Geist, meine sich mehr und mehr ausbreitende Erkenntnis lassen mich vielleicht, ohne daß ich es merke, die Verhältnisse richtiger erkennen und besser würdigen als sonst. Das wenigstens bleibt unumstößlich wahr, daß ich jetzt das Leben von einer viel heitereren Seite, mit lichteren Augen ansehe, als vor einem Jahre noch. Damals, wissen Sie, war mein Körper krank, und dies wirkte auf den Geist zurück, mit einem Worte: ich war Hypochonder, und mit Leuten, die das sind, mit denen ist einmal nichts anzufangen ... Von äußerst vorteilhafter Wirkung war ferner auf mich, und das halte ich für sehr wichtig, die kurze Zeit, während welcher ich bei der Kompagnie Dienste tat. Ich spreche nicht davon, verstehen Sie mich recht, daß ich in dieser Zeit amüsante, für mich ganz neue Geschäfte hatte, mich in einer mir angenehmen Gesellschaft von Offizieren bewegte, diesen oder jenen Witz mitmachte usw., sondern ich unterscheide hauptsächlich zwei Dinge, welche auf mich, auf meinen inneren Menschen, einen vorteilhaften Einfluß gehabt haben. Erstens, ich lernte die Menschen von einer ganz anderen Seite betrachten, lernte sie schätzen und gewann sie lieb. Zweitens, ich überzeugte mich davon, woran ich von jeher sehr gezweifelt hatte: ich lernte einsehen, daß meine künftige Stellung, mein Beruf, nämlich der, die Menschheit glücklich zu machen, doch ein gar herrlicher sei! Nicht wahr, Herr Hauptmann, Sie werden zugeben, daß ich hier zwei wichtige Sachen gelernt habe. Sie sind wenigstens anderer Art, als die meisten Leute denken möchten. Endlich, und das ist das letzte, was mir einfällt, von vorzüglichem Einflusse waren Sie, mein lieber Herr Hauptmann, auf mich! Sie haben sich stets so freundlich und so lange mit mir abgegeben, daß ich Ihnen nicht genug Dank dafür weiß. In Ihren langen Gesprächen erbauten Sie stets in hohem Grade mein Herz und meinen Geist. Sie zeigten sich mir stets so freundlich und voller Vertrauen; und wodurch habe ich das wohl verdienen können? Sie gaben mir auch Speise für meinen Geist, denn Sie teilten mir neue Gedanken mit, die ich nachher zu bearbeiten vielfach Gelegenheit hatte. Ich sprach häufig mit Ihnen über mich selbst, über diesen und jenen Fehler, den ich noch abzulegen hätte, über jenen Wunsch usw. Ueberall waren Sie bereit, mir Ihren weisen Rat zu erteilen, und ich darf sagen, daß ich nunmehr zu der Ueberzeugung gelangt bin, daß Sie mir in jedem Stücke recht geraten haben, wie der Erfolg

zeigt. Es ist daher weder übertrieben noch eine niedrige Schmeichelei, vor der mich Gott wie bisher gnädig bewahren möge, wenn ich hier erkläre, daß Sie, mein werter Herr Hauptmann, zum großen Teil mit dazu beigetragen haben, daß ich mich jetzt glücklich fühle. Ich bin Ihnen daher unbegrenzten Dank und unbegrenztes Vertrauen schuldig."

Der Prinz hatte die erste Krise seines Lebens glücklich überstanden, und zwar vornehmlich kraft seiner Liebe zu seinem Berufe und allem, was mit ihm in Zusammenhang stand. Dieselbe Liebe zum Berufe aber sollte ihn später in eine zweite schwere Krise bringen, aus der ihn schließlich seine kerngesunde Veranlagung rettete.[1]) Es ist psychologisch bemerkenswert, daß sich der Keim zu der zweiten, in sein militärisches Leben tief einschneidenden Krise bereits in den Eindrücken, die er während seiner ersten praktischen Dienstleistung gewann, und in der durch sie hervorgerufenen Richtung seines militärischen Denkens angedeutet findet. Das tritt hervor in einer im November 1845 verfaßten, unvollendet gebliebenen Arbeit, die zum Verständnis der späteren Wirksamkeit des großen Truppenerziehers von hoher Wichtigkeit ist.[2]) Da sagt der Prinz:

Militärisches Zukunftsprogramm des jungen Prinzen 1845

„Meine Absicht ist:

1. den militärischen Geist in der Armee zu fördern, indem die Ausbildung des Soldaten dadurch eine viel militärischere wird, daß er nicht auf die Parade dressiert wird; ... indem ich den Soldaten noch besser behandelt wissen will, als es jetzt der Fall ist; indem ich, um auch in den obersten Stellen der Armee sicherlich viele Männer von jugendlicher Tatkraft zu haben, die einen frischen Geist unter ihren Untergebenen zu verbreiten wissen, eine andere Art von Avancement vorschlage; indem ich, womöglich jährliche, ganz besonders aber lange Truppenübungen anstellen möchte;

2. die Armee zu einer großartigen Volksschule zu machen, teilweise zum Gemeinnutzen des Landes, teilweise auch, um die Armee in den Augen der Nation dadurch beliebter zu machen. Dies geschieht, indem den Soldaten ein gründlicherer Schulunterricht erteilt und das etwa erlernte Handwerk nach Möglichkeit fortgetrieben wird;

3. in einigen gebräuchlichen Formen des Dienstes beim Exerzieren, bei der Verwendung der Truppe, in ihrer Organisation, Verwaltung, Verpflegung und Bekleidung mir nötig erscheinende Aenderungen zu treffen, Mißbräuche zu beseitigen."

---

[1]) Vergl. IX. Kapitel.

[2]) Vergl. das Faksimile des Briefes zwischen Seite 24 und 25.

Zu Punkt 1, „Förderung des militärischen Geistes", wird über die damals übliche, übertriebene Paradedressur folgendes ausgeführt: „Nicht zu leugnen ist, daß wir unendlich viel Zeit auf die Ausbildung des Soldaten, wenigstens des Infanteristen, für die Parade verwenden. Es fragt sich nun: Welche Vor- und Nachteile gehen wohl aus der Parade hervor, und macht die Parade also einen Soldaten fähiger, den Feind aus dem Felde zu schlagen? Antwort: Die Parade oder wenigstens die Dressur dafür hat gewiß den Vorteil, daß sie die Haltung des Soldaten im Gange verbessert. Ein gewisses Aeußere muß der Soldat haben. Unser Soldat hat von Natur nicht den Anstand, den zum Beispiel der Franzose hat. Hieraus folgt also, daß wir unseren Leuten erst eine gewisse Haltung beibringen müssen. Das ist die Dressur zur Parade. Offenbar aber ist es ein großer Mißbrauch, wenn man den Parademarsch zum Zwecke aller oder der meisten Bestrebungen macht, wie es wohl dann und wann geschieht. Ich kann mich nicht entschließen zu glauben, daß, alles andere gleich gedacht, ein Bataillon, das fast lediglich auf den Parademarsch dressiert ist, über ein anderes, im Felddienst erzogenes, der dem einzelnen Mann Selbständigkeit gibt und Selbstvertrauen einflößt, den Sieg davontragen wird. Offiziere und Unteroffiziere, die heute noch immer und immer wieder auf den Parademarsch zurückkommen, sind in meinen Augen traurige Ueberbleibsel der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, klägliche Erinnerungen an den langsamen Schritt, die gepuderten Haare und Zöpfe, die Gamaschen und an den Rohrstock. Ja in einer Armee, wie der russischen, wo die lange Dienstzeit und manches besteht, was den Parademarsch erleichtert, auch sogar sehr wünschenswert macht, da lasse ich ihn mir noch eher gefallen. Der russische Infanterist wird nicht im Felddienst geübt, er lernt nicht schießen. Was soll man also mit ihm während 15 Jahre anfangen? Er lernt mit der Akkuratesse einer Maschine Griffe machen, marschieren, ‚Guten Morgen' rufen und putzen!

Nicht aber will ich sagen, daß ich die militärische Haltung, das Aeußere des Soldaten herunterbringen will. Dem ist nicht so. Die Detailübungen der Soldaten sollen fortdauern wie bisher, denn der Soldat soll imponieren, er soll sich fühlen lernen. In einer Truppe, die sich edel fühlt, ist offenbar, alles andere gleich gedacht, ein besserer Geist als in einer solchen, wo jenes nicht der Fall ist. Die Parade will ich daher nicht ganz verwerfen. Ich empfehle sie nach langem, acht- bis zehnstündigem Manöver. Dann gibt sich der Soldat, wenn er irgend von gutem Geiste beseelt ist, immer unendliche Mühe.

Wenn dann also ein Parademarsch gut geht, die Leute einen freien, munteren Schritt, ein frisches Auge, eine gute Haltung haben, dann allein läßt sich durch eine Parade auf die Güte der Truppe zurückschließen. Auf die Richtung muß nicht viel Gewicht gelegt werden, die Sache hängt fast ganz vom Zufall ab . . . Für jetzt ist, was man auch dawider sagen mag, ganz sicher, daß der preußische Infanterist zunächst nur für die Parade ausgebildet wird. Daß dem so ist, wird man gerade in dem Moment erkennen, wo das, was ich wegen der Parade vorschlage, befohlen werden wird. Täuschen wir uns nicht: Bis jetzt ist die Parade der Zweck, sie soll aber auch nicht ein Mittel sein, um den Soldaten für den Gebrauch im Felde auszubilden, weil sie es nicht kann. Sie soll jedoch ein Mittel werden, um den Geist, der die Truppe beseelt, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit erkennen zu können. Man will endlich auch ein kriegerisches Schauspiel haben, ein solches, das in keiner Hinsicht schadet und einen schönen Anblick gewährt."

Wenn man heutigestags die vom Prinzen damals und später mit solcher Energie verfochtenen Anschauungen richtig verstehen und würdigen will, so muß man sich vergegenwärtigen, wie in der preußischen Armee jener Zeit „eine gesunde kriegsmäßige Ausbildung wesentlich dadurch behindert wurde, daß nach den Befreiungskriegen wieder ein starker revuetaktischer Zug in sie gekommen war, der durch das Vorbild der befreundeten russischen Armee und die Paradesucht der Kaiser Alexander und Nikolaus stark gefördert worden". [1]) Hatte doch schon angesichts dieser Erscheinungen einer der größten Erzieher der preußischen Armee, Prinz Wilhelm, der nachmalige Kaiser, im Jahre 1821 seinem Freunde von Natzmer geklagt: [2]) „Bei jeder neuen Rekruteneinstellung denke ich mir immer, ob wir nicht diese endlich einmal für den Krieg bilden werden und nicht bloß für die Linden-Parade und das Tempelhofer Feld." Das im Jahre 1847 erscheinende Exerzierreglement vermehrte den bisherigen Formenkram noch beträchtlich. Es war in dieser Hinsicht ein offenbarer Rückschritt. Es sollte noch eines jahrzehntelangen Kampfes der Geister „gegen mannigfache gewichtige Einwendungen der Routine" [3]) bedürfen, bis einer gesunden, kriegsmäßigen Ausbildung des preußischen Soldaten siegreich Bahn gebrochen wurde. Der junge Prinz Friedrich Karl hatte sich sogleich bei seinem

---

[1]) Freiherr von Freytag-Loringhoven, Das Exerzierreglement für die Infanterie vom 29. Mai 1906. Seite 3.

[2]) Von Natzmer, Unter den Hohenzollern. Band I Seite 109.

[3]) Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft. Band I Seite 336.

ersten militärischen Auftreten mit weitem Blick und erstaunlicher Urteilsreife auf die Seite der Neuerer gestellt, um sehr bald einer ihrer zielbewußtesten und energischsten Vorkämpfer zu werden.

Welche Bedeutung er selbst seiner ersten praktischen Dienstleistung für diese Entwicklung seiner militärischen Anschauungen beimaß, geht aus einem später — am 7. März 1854 — aus Potsdam an Zastrow gerichteten Briefe hervor:

„. . . Nun sitze ich also wieder einmal am Fenster nach dem Lustgarten hinaus und blicke auf jenen verhängnisvollen Platz, der so mancherlei Gutes und Schlechtes gefördert, der manchen Paradehelden vorwärts gebracht hat und, Gott sei Dank, auch manchen, der nicht nur das war. Von dem Einflusse auf unser Vaterland schaue ich herunter zu dem, den er auf mich gehabt hat, und wie ich dort die ersten — langen — Schritte auf der Bahn des Ruhmes unter Ihrer lieben Leitung machen lernte. Und dabei fasse ich immer den Vorsatz von neuem, nie abzulassen von der Dankbarkeit, die ich Ihnen für die Richtung schulde, in welche Sie mich damals, es war 1845, als Soldat und als Mensch hineinschoben. Sie waren mir ein liebreicherer Führer und ein lehrreicherer Vorgesetzter, als ich ihn je wiederfand, und, Hand aufs Herz, die ersten Tage meines Diensttuens waren doch die schönsten, weil sie die ungetrübtesten waren. Im Kriege mag's anders werden."

II. Kapitel

Auf der Universität Bonn 1846 bis 1848

Anfängliche Abneigung des Prinzen gegen den Aufenthalt in Bonn — Ein Brief des Majors von Roon über die Entwicklung des Prinzen — Aussöhnung des Prinzen mit dem Universitätsbesuch, Briefe darüber an Hauptmann von Zastrow — Das Königliche Patent und der „Vereinigte Landtag" — „Ueber die Ehre vom militärischen und rechtlichen Standpunkt" — „Ein Weg zur Einheit Deutschlands" — Reisen ins Ausland — Lebensrettung eines Kindes — Vorzeitige Abreise von Bonn — Major von Schlegell — Die Märztage 1848

Anfängliche Abneigung des Prinzen gegen den Aufenthalt in Bonn

Nachdem Prinz Friedrich Karl mit vollendetem achtzehnten Lebensjahre seine Großjährigkeit erlangt hatte, bezog er Ostern 1846 auf Wunsch König Friedrich Wilhelms IV. und seiner Eltern als erster preußischer Prinz zur Erweiterung seiner allgemeinen und wissenschaftlichen Kenntnisse die Universität Bonn. Major von Roon wurde zu seinem „militärischen Begleiter" ernannt, Premierleutnant Graf Bismarck-Bohlen vom Gardedragonerregiment zur Dienstleistung an Stelle eines persönlichen Adjutanten kommandiert.

Dem jungen Prinzen war diese, von dem bisherigen Brauche in der Königlichen Familie abweichende Bestimmung über seinen Bildungsgang zunächst keineswegs angenehm. Er fürchtete, durch die Beschäftigung mit anderen Wissenschaften seinem militärischen Lebensberufe entfremdet zu werden; auch verletzte es sein Selbstgefühl, daß Major von Roon als militärischer Begleiter die Machtbefugnisse eines Gouverneurs erhielt. Bei seinem leidenschaftlichen, überschwenglichen Empfinden, das ihm in jener Zeit des Werdens leicht das richtige Augenmaß für die wirklichen Verhältnisse der Welt rauben konnte, lief er aufs neue Gefahr, aus der Bahn zu gleiten, die ihn auf die Höhe des Ruhmes führen sollte.

Seine Briefe aus der ersten Zeit des Bonner Aufenthalts an Zastrow atmen sämtlich die Sehnsucht nach der Heimat seines Gefühlslebens, nach dem Regiment, und bitteren Unmut über sein Studentenlos. So heißt es einmal (am 21. Mai 1846):

„Ich will Sie nicht mit Details langweilen. Ich grause. Nur eins! Denken Sie sich, wenn mich des Morgens, wenn ich zufällig nichts zu tun habe, meine Passion für den Militärdienst auf den

Exerzierplatz treiben will, dann darf ich nicht die Uniform anziehen, sondern muß in den verwünschten Zivilkleidern mich den Truppen zeigen, den Hut auf dem Kopfe! Können Sie begreifen, wie eine Soldatenseele da leidet? Es ist schändlich. Ich habe es unter diesen Umständen vorgezogen, nicht hinauszureiten.

So etwas würde mich schon allein hinlänglich mißmutig machen! So bin ich denn, wie Byron sagt, hineingestürzt in die Nacht der Schwermut, verhüllt in den Mantel der Melancholei! Ach und diese Sehnsucht nach der Heimat, nach meinen Freunden, zu meinen Grenadieren! Kann man das wohl Heimweh nennen? Ich gräme mich so abscheulich, daß ich ganz blaß bin (es fällt jedermann auf) und schon seit einiger Zeit wieder krank. Ein ganz schaudervoller Zustand. Und in diesem Kerker soll ich zwei Jahre aushalten? Ja, wenn es so mit mir fortgeht, da will ich den sehen, der es so lange aushält. Ich für mein Teil, ich gebe es auf. Es gibt, daß ich's nur sage, kein besseres Mittel, um mich aufzuheitern, als mir zuweilen zu schreiben. Es sind nun beinahe acht Tage, daß ich keine Nachrichten anders als durch die Zeitungen habe.

Wie habe ich an Potsdam gedacht an dem Tage der großen Parade! Ich habe alle Grenadier- und Parademärsche durchgesungen, habe mein Gewehr genommen und dazu präsentiert!"

Ein andermal klagt er: „Am 9. November war es ein Jahr her, daß ich zuletzt vor der Front den Degen gezogen habe. Es war dies bei einer Kirchenparade ... Was war mir dieser Tag lieb! ... Seitdem ruht nun mein Schwert in der Scheide und kann rosten und verderben. Ich möchte eine Elegie auf meinen Degen schreiben! Er steht hier links neben meinem Schreibtisch, und ich blicke ihn traurig für jetzt, hoffnungslos für die Zukunft an. Er erinnert mich an die schönsten Tage meines Lebens. Mit ihm in der Hand will ich noch schönere erleben, und durch ihn und mit ihm will ich dem Vaterlande nützen und seine Feinde vernichten, sei es noch einmal vor Paris, sei es vor Moskau oder Petersburg, sei es in Dänemark oder sonstwo, wohin mich der König schickt! Ach, wie kläglich kommen mir armseligem Studenten doch meines Mutes hohe Flüge vor!"

Indessen, bald gewann der Prinz doch mehr und mehr Verständnis für die Wichtigkeit seiner Studien. Was ihm den Aufenthalt in dem lieblichen Sitze der Musen trotzdem zunächst noch verleidete, war eine gewisse Abneigung gegen das ungebundene studentische Leben, das mit seiner soldatischen Auffassung nicht recht im Einklang stand.

„Was das Universitätsleben betrifft," so schreibt er am 14. August 1846 an Zastrow, „so hören Sie folgendes. Sie müssen bei demselben

zweierlei unterscheiden: einmal das Studium, ferner das eigentliche Leben. Was das Studium betrifft, so interessiert mich das meiste im höchsten Grade. Das Lernen und Arbeiten ist mir Bedürfnis. Ich bin unglücklich, wahrhaftig unglücklich, wenn ich einmal zu Hause sitzen muß und nichts vornehmen, ernst angreifen kann. Diese Seite des Universitätslebens sagt mir also zu. Sie ist übrigens nur wenig unterschieden von der Art, wie ich sonst meine Studien betrieben habe. Das eigentliche Universitätsleben unter und mit den Studenten, das ist, was ich nicht mag. Ich bin aus soldatischem Fleisch und Blut gemacht, bin Soldat innen und außen, durch und durch ... Es fehlt mir also jeglicher Umgang mit Leuten meines Alters, wonach ich mich doch so sehr sehne ... Heute haben die Collegia geschlossen. Ich habe bei Professor Walter römisches Recht fünfmal (Enzyklopädie, Rechtsgeschichte und Institutionen), bei Löbell mittlere Geschichte viermal, beim alten Arndt [1]) vergleichende Völkergeschichte zwei Collegia, bei Urlichs Kunstgeschichte dreimal wöchentlich gehört. Das Recht hat mich äußerst interessiert. Recht und Geschichte habe ich ausgearbeitet, Kunstgeschichte nur einmal. Im ganzen war ich nicht sehr beschäftigt. Denn ich hatte doch immer den Nachmittag frei! Ich war aber sehr fleißig und gab mir viel Mühe."

Roons Urteil über die Entwicklung des Prinzen

Von hohem Werte für die Beurteilung der sich allmählich im Innern des Prinzen vollziehenden Umwandlung, der zunehmenden Reife seines Geistes ist ein Brief des Majors von Roon aus der

---

[1]) Der Prinz hat den greisen Dichterhelden der Befreiungskriege in seiner stillen und bescheidenen Häuslichkeit öfters aufgesucht und ist ihm auch innerlich näher getreten, wofür das nachfolgende Gedicht Arndts, anscheinend die Antwort auf eine Frage des Prinzen, das schönste Zeugnis ablegt:

„Ich würde gern ein Mann der Kraft,
Ein Degen von gutem Eisen,
Du, Lieber, woll'st mir Stahl und Schaft
Zu solcher Waffe weisen!"

So — im Gefühlesübersturz —
Mich tät ein Jüngling fragen;
Dem mußt ich also rund und kurz
Die schwere Antwort sagen:

„Laß nie ein Wort aus deiner Brust,
Das du nicht meinst, erklingen,
Laß von der Weiber Zauberlust
Dich unkeusch nie umschlingen!"

Du bebst? — es wird das Wort „ein Mann"
Nicht leichten Kaufs beschieden:
Denn Wahrheit nur und Keuschheit kann
Das edle Kleinod schmieden.

ersten Zeit des Bonner Lebens an die Prinzessin Augusta von Preußen, die Tante Friedrich Karls: [1])

„Euere Königliche Hoheit kennen gewiß aus früheren Erfahrungen den Mangel an herzlichem Einverständnis, an gemütlicher Hingebung, welcher in den Beziehungen des Prinzen zu seinen erlauchten Eltern schon von alters her bestanden hat . . . In den entstehenden Konflikten mußte ich . . . meinem hohen Pflegebefohlenen gegenübertreten. Leider geschieht es nicht immer, daß eine durch Gewissen und Pflichtgefühl geregelte Handlungsweise mit erwünschtem Erfolge gekrönt wird. So auch hier. Meines ernsten, doch freundlichen Zuspruchs ungeachtet ist das Verhältnis des jungen Herrn zu den erlauchten Eltern das alte geblieben, zu mir dadurch aber nicht inniger geworden, trotz der Anstrengungen, an denen es von meiner Seite nicht gefehlt hat . . . Indessen muß ich der Wahrheit zuliebe doch auch einer sehr vorteilhaften Veränderung gedenken, welche in seiner gesellschaftlichen und geistigen Entwicklung bemerkt worden ist.

Der Prinz hat viel Selbstgefühl. Wenn ihn dies einerseits zuweilen zur Ueberhebung verleitet, so gibt es ihm andererseits auch eine viel sicherere Haltung, als von seinen Jahren zu erwarten ist. Sein Verstand sagt ihm, daß er nur günstig beurteilt werden kann, wenn er sich durch Freundlichkeit und Anmut Anspruch darauf erwirbt . . . Eine gewisse Gezwungenheit und Befangenheit seines Benehmens ist noch vorhanden, jedoch nur einer schärferen Beobachtung bemerklich, und in der hiesigen Gesellschaft ist daher nur eine Stimme über die Liebenswürdigkeit und Angemessenheit seines Gehabens. —

Der Prinz hängt mit allen Fasern seiner Seele an dem Regiment, in welchem er, freilich nur sehr kurze Zeit, Dienst getan und Erfolge gehabt hat, wie er sich schmeichelt. Dies Regiment ist seine eigentliche Heimat, wenigstens die Heimat seiner Gemütswelt, und bis jetzt der Inbegriff alles Schönen und Trefflichen. In der Erinnerung an die dort erfahrene Anhänglichkeit verrät sich sein Gemüt. Ist nun aber auch seine ganze Vorliebe dem Kriegsdienste zugewendet, so hat er doch die Wichtigkeit seiner hiesigen Mission begreifen gelernt. Sind gleich seine Anstrengungen für dieselbe nicht heroisch, so gewinnt er doch, begünstigt von trefflicher Auffassungskraft, in dem Umgange mit Männern von Auszeichnung, seinen Lehrern, täglich an Weite des Gesichtskreises, an Reife des Urteils, an Interesse für die höheren Verhältnisse der Welt . . .

Der Prinz ist sittlich ernst und bis jetzt von reiner, keuscher Gesinnung. Seine eigentümliche Weise erschwert die Annäherung

[1]) Roon, Denkwürdigkeiten. Band I Seite 99 ff.

jeder unstatthaften Vertraulichkeit von seiten der jungen Leute, mit denen er gelegentlich verkehrt. Dies enthebt mich mancher schweren Sorge; es gestattet mir, ihm manche unschuldige Freiheit zu gewähren und ihm so die Abhängigkeit weniger fühlbar zu machen, in welche er nach dem Willen Seiner Majestät und Höchstseines Herrn Vaters zu mir gestellt worden ist — eine Abhängigkeit, deren bloßes Dasein sein Selbstgefühl verletzt, ohne daß ihre Aeußerungen ihn bedrängen."

Die Prinzessin Augusta antwortete: [1])

„Ihre Beurteilung meines Neffen erscheint mir vollkommen richtig, und weil ich manche Seiten desselben durch eigene Beobachtungen schon kannte, werden Sie meine Wünsche, darüber Auskunft zu bekommen, begreiflich finden. Das Ziel der Erziehung darf nicht vereitelt werden, welches sich wohl einfach mit den Worten bezeichnen läßt, preußische Prinzlichkeit in deutsche Fürstlichkeit zu verwandeln. Die Aufgabe jeder Erziehung ist und bleibt, den Menschen dem Leben entgegenzubilden, und der Mensch in dieser höchsten Auffassung des Ausdrucks tut in jetziger Zeit in den Fürstenhäusern not, da der persönliche Wert eine Hauptstütze ihrer Macht geworden ist."

Dem durch Gewissen und Pflichtgefühl geregelten ernsten und sicheren Auftreten Roons gelang es allmählich zusehends, sich die Liebe, Verehrung und das Vertrauen seines Pflegebefohlenen zu erwerben. Am 22. Dezember 1847 schreibt dieser an Zastrow: „Bismarck ist ein ganz prächtiger Mensch und war mir von großem Nutzen. Mit dem Major Roon stehe ich mich nun auch schon lange sehr gut. Gestern war bei ihm Weihnachten. Seine sechs prächtigen Kinder waren so kindlich heiter und lustig, daß ich durch sie mehr als irgend vorher an meine Kinderzeit erinnert wurde und wirklich noch etwas von kindlicher Freude empfand." Drei Jahrzehnte später erinnerte der im hohen Greisenalter stehende Generalfeldmarschall und Kriegsminister seinen Prinzen in einem von tiefer Empfindung getragenen und mit philosophischen Betrachtungen durchwebten Briefe [2]) an den „oft unbequemen, hier und da mißgreifenden Mentor. Weit hinter Ihnen und mir liegen alle Mißverständnisse und Mißgriffe jener Jahre, die trotzdem nicht ohne Segen geblieben sind".

Aussöhnung des Prinzen mit dem Universitätsbesuch

Nach einjährigem Aufenthalt auf der Universität Bonn ist die Aussöhnung des Prinzen mit seinem Schicksal eine vollkommene geworden. So schreibt er am 30. April 1847 an Zastrow:

[1]) Roon, Denkwürdigkeiten. Band I Seite 102.

[2]) Ebenda. Band III Seite 431.

„Der Mond steht hell und klar am Himmel und spiegelt sich im alten Vater Rhein, der das glänzende Bild in seinen Wogen schaukelt. Die sieben Berge in der Ferne, in lichtes Grau gehüllt, bescheint der Mond, so daß die Konturen sich deutlich an dem helleren Himmel abzeichnen. Zwei Hirten jenseits des Stromes spielen auf ihrer Schalmei voller bangem Sehnen. Beim Anblick dieses Bildes verstummt der Mensch; er fühlt das Walten der Gottheit; er versinkt in stumme Bewunderung und betet an.

Mein Herr Hauptmann hat Sinn für so etwas, daher fielen meine Gedanken beim Anblick dieser prächtigen Natur auch sogleich auf ihn, und daher schreibe ich ihm einige Zeilen. Sie haben es mir wiederholt gesagt, Sie empfänden bei der Wiederkehr des Frühjahrs immer ein so geheimnisvolles Sehnen, einen Drang, fortzugehen in die weite Welt! Jetzt begreife ich Ihre Worte ganz. Mir ist genau so zumute. Ja, aber da kommt die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, da kommt das Nichtkönnen, und der Mensch muß bleiben. Ist man vernünftig, so fügt man sich ruhig in sein Schicksal und ist mit demselben zufrieden. So tue ich es und bin zufrieden, ja, ich möchte sagen, glücklich, wenn ich über gewisse Verhältnisse hinwegsehe, welche sich nun einmal nicht ändern lassen. Ich bin glücklich! ... Was ist's, das mir das Glück gab? Ich war bei den Meinen in Potsdam und Berlin und habe mich wieder überzeugt, daß sie mir alle geblieben sind treu die Alten. Wenn ich auch nie daran gezweifelt habe, so werden Sie mich doch verstehen, wenn ich sage, daß der Mensch, ich wenigstens, von Zeit zu Zeit neuer Liebeszeichen bedarf und sich nach ihnen sehnt. Solche sind mir denn wieder in so hohem Maße zuteil geworden, daß ich dadurch mich glücklich fühle. Ich bin deshalb sehr beruhigt nach Bonn zurückgegangen und habe mich mit frischem Eifer und mit Tätigkeit ans Werk gemacht.

Dies Semester ist stärker besetzt als die früheren. Ich höre bei Dahlmann (in der Universität) fünfmal Staatswirtschaft und Finanzen; bei Löbell (bei mir) viermal Neuere Geschichte; bei Perthes (hier) fünfmal Staatsrecht; bei Deiters drei- oder viermal (hier) deutsches Privatrecht; bei Walter einmal (in der Universität) deutsche Rechtsaltertümer. Bei Dahlmann und Perthes schreibe ich nach. Bei letzterem mache ich Aufgaben, für Deiters und Löbell arbeite ich die Vorträge aus. Man will hier par force aus mir ein großes politisches Tier oder, wie der Grieche sagt, ein zoon politicon machen. Ich muß, aber wo sind die Kräfte? Aber ich fühle so etwas Politisches in mir, sogar sehr bedeutend viel; ich habe Passion dafür und vielleicht auch etwas Talent. Nur noch zehn oder elf

Monate, dann soll ich fürs Leben beinahe fertig sein? Hu, wie ist das möglich? Je mehr ich lerne, desto mehr sehe ich ein, wie unendlich viel noch zu lernen bleibt. Man kann ja kaum einen Blick in all das Notwendigste tun. Aber ich bin zunächst Soldat, und diesem Berufe wenigstens werde ich, so Gott will, gewachsen sein. Indessen stehen mir auch dort noch viele Lehrjahre bevor. Nur Mut!"

Ziemlich gegen Ende der Bonner Studienzeit berichtet der Prinz weiter an Zastrow:

„Nun, mein Herr Hauptmann, es geht mir in Bonn jetzt in jeder Hinsicht ausgezeichnet gut. Ich habe Umgang, der mir zusagt, wie namentlich die Prinzen von Sachsen und Baden,[1]) ein Herr von Mutius, Freiherr von Loë,[2]) von Rauchhaupt[3]) usw. Meine Kollegien interessieren mich in höchstem Grade und beschäftigen mich geistig hinlänglich. Auch außer den Stunden komme ich oft mit den bedeutendsten Lehrern unserer Schule zusammen, was mir einen Genuß gewährt, den ich in Potsdam wohl lange nicht in dem Grade haben werde. Entschädigungen mancherlei Art für den Augenblick werden sich in großer Zahl wohl finden, aber da dieser Genuß mir, glaube ich, durchaus unentbehrlich geworden ist, werde ich danach trachten, durch Fortsetzung meiner staatsrechtlichen und politischen Studien ihn wenigstens einigermaßen zu ersetzen. Das soll meine Mußestunden ausfüllen, deren ich im Winter doch gewiß viele haben werde. Im Sommer wird dies wohl nicht so der Fall sein. Und wenn hier und da freie Nachmittage kommen, so werde ich wohl segeln, reiten, schwimmen usw."

Das „Königliche Patent" und der „Vereinigte Landtag" 1847

Die Bonner Studienzeit wurde im Januar und April 1847 durch zwei kurze, aber wichtige Reisen nach Berlin unterbrochen, die mit den innerpolitischen Verhältnissen des damaligen Preußens zusammenhingen. Schon als fünfzehnjähriger Jüngling hatte der Prinz „für sich und den nächsten Kreis seiner Bekannten die verschiedenen Gedanken und Meinungen, die er über Konstitutionen vernommen", zu Papier gebracht und war dabei zu dem Schluß gekommen, daß zwar das Volk (Bauern, Bürger und Adel) im Grunde gar keine Konstitution wolle, daß eine solche aber doch aus höheren Gründen ihr Gutes haben würde. 1847 handelte es sich für die preußische Regierung um den Erlaß eines ständischen Gesetzes und

---

[1]) Prinz Albert von Sachsen, der spätere König, und Prinz Friedrich von Baden, der spätere Großherzog.

[2]) Der spätere Generalfeldmarschall Freiherr von Loë, gestorben 1908.

[3]) von Rauchhaupt, später langjähriger Führer der konservativen Partei im Abgeordnetenhause und Mitglied des Reichstages, gestorben 1894.

die Konstituierung des sogenannten „Vereinigten Landtages". Das erstemal traf der Prinz in Begleitung Roons am 21. Januar in der Residenz ein, blieb bis Anfang Februar dort und nahm als großjähriger Prinz des Königlichen Hauses an den Sitzungen des Staatsrates teil, in denen über das „Königliche Patent" und die Einberufung der Stände beraten wurde. Der Prinz von Preußen hatte dafür gesorgt, daß sein Neffe durch Roon und einen Bonner Staatsrechtslehrer in gehöriger Weise auf die zur Verhandlung gestellten Fragen vorbereitet war. Prinz Friedrich Karl wußte sich denn auch bei den Verhandlungen eine zwar bescheidene, aber selbständige Haltung zu wahren, und sein Oheim, der Prinz von Preußen, schrieb am 3. Februar der Prinzessin Karl: „Ich bin mit Eurem Fritz in der Konferenz sehr zufrieden gewesen. Er war völlig orientiert in den Gesetzen und hatte über die Dinge nachgedacht. Er sprach ohne Leidenschaft, ruhig, sachgemäß."

Roon stellte seinem Pflegebefohlenen in einem Bericht an den Prinzen Karl das Zeugnis aus, daß „seine Zuziehung zu den Beratungen über das Königliche Patent begreiflicherweise nicht nur das Gefühl der eigenen Bedeutung und der hohen, angeborenen politischen Stellung, sondern auch die Ueberzeugung von der Notwendigkeit seiner tüchtigen Vorbereitung für diese Stellung — welche eben die gegenwärtigen Universitätsstudien zu gewähren versprächen — in ihm wesentlich gesteigert habe".

Der Prinz von Preußen setzte es dann sehr gegen den Willen des den veränderten politischen Verhältnissen durchaus abgeneigten Prinzen Karl bei König Friedrich Wilhelm IV. durch, daß Prinz Friedrich Karl auch im April 1847 der feierlichen Eröffnung des „Vereinigten Landtages" beiwohnte. In das Album, das die ersten Landstände dem König Friedrich Wilhelm IV. verehrten, schrieb der Neffe als seinen Wahlspruch:[1]) „Wer Gott vertraut — frisch um sich haut — der wird wohl hier auf Erden — niemals zu Schanden werden. Bonn, 26. Juli 1847."

Der Prinz folgte den Verhandlungen des „Vereinigten Landtages" von Bonn aus mit regem Interesse. In einem Briefe vom 29. April heißt es: „. . . Wir wollen alle dasselbe: Die Ehre des Königs und das Gedeihen des Vaterlandes! Nur über das ‚Wie' ist man im Zweifel. Man wäre ein Tor, wollte man das gesetz-

[1]) Schon als Knabe schreibt er am 15. April 1842 an Adolf Klipfel: „Stets muntert mich mein Wahlspruch auf. Er heißt: Ich fürchte mich nimmer vor vielmal Hunderttausenden, die sich wider mich legen, und biete ihnen unerschrocken die Stirn."

mäßige Organ der Landesvertretung nicht auch darüber befragen. Den Ständen liegt ja unser Wohl ebenso am Herzen, wie uns selbst. — Noch eins! Ich halte es für ein höchst erfreuliches Zeichen echt preußischer Volksgesinnung, daß bis jetzt noch keine Petition auf Reduktion der Armee eingegangen ist, hoffentlich nie eingehen, jedenfalls aber keinen Anklang finden wird. Welches Land kann sich dieser Gesinnung rühmen? Keines! . . . Aber in einem Jahr wird der Degen wieder gezogen, und dann bin ich mit noch größerer Passion Soldat als früher, wenn es nämlich möglich wäre."

Die Folgezeit sollte bald genug beweisen, daß er sich doch über die Volksgesinnung jener Tage täuschte.

„Ueber die Ehre vom militärischen und rechtlichen Standpunkt"

Eine unmittelbare Wirkung der Beschäftigung mit politischen Fragen war ein im Mai begonnener, im Juni erweiterter, leider Bruchstück gebliebener Aufsatz „Ueber die Ehre vom militärischen und rechtlichen Standpunkt", in dem er „rein zu seiner eigenen Belehrung" folgendes ausführt:

„Ich stelle mich zuerst auf den rein menschlichen Standpunkt und frage: Welches Gut hat der Mensch, das ihm höher stände als seine Ehre? Jedermann hält die Ehre für seinen heiligsten Besitz, ich kann also über die nähere Erörterung dieser Frage hinweggehen und mich auf ein engeres Gebiet begeben: Die Beleuchtung der Ehre, wie sie mir für heimische, d. h. deutsche, besonders preußische Verhältnisse paßt. Lassen sich verschiedene Ehren unterscheiden? Ich meine, im Grunde nein! Es ist mir nicht möglich, eine doppelte oder gar mehrfache Ehre in einem Volke, unter einem Gesetze, in einem nationalen Sittlichkeits- und Rechtsgefühl zu finden. Meine Meinung ist also erstens, daß die allgemein menschliche oder christliche Ehre identisch ist mit der Ehre als Staatsbürger oder der politischen, zweitens, daß diese letztere sich nicht in Standesehren zergliedern läßt, weil es in unserem Vaterlande keine derartigen Standesunterschiede gibt, welche ein besonderes Maß an Ehren hinlänglich begründen könnten, und drittens, daß somit eine Ehre als Militär nicht von der bürgerlichen abgesondert werden kann, daß vielmehr beide identisch sind. Es ist nicht der geringste Grund einzusehen, weshalb in unserem Vaterland die Existenz eines besonderen Standes, der allein oder vorzugsweise zur Führung der Waffe in Wahrung seiner Ehre berechtigt wäre, angenommen werden sollte, da es bekannt ist, daß jeder Preuße Soldat ist, und bei uns noch Gott sei Dank die urgermanische Wahrheit gilt: Wehrhaft, ehrhaft! Allein der waffenfähige Germane besaß politische Rechte und erschien bei der Gauversammlung.

Man will mein System umwerfen und greift mich an: ‚Es ist doch unverkennbar, daß der Offizierstand der Stand der höchsten Ehre ist.‘ Ja, sage ich, in gewisser Hinsicht mögen Sie recht haben, aber Sie sprechen zunächst von einem Stande der Offiziere. Ich möchte einen solchen nicht gern anerkennen, sondern nur von einem Berufe sprechen, denn ich vermag in Deutschland und zumal in Preußen die Offiziere nicht weniger als das Heer selber von der Nation zu trennen, deren Blüte darin enthalten ist, und als einen besonderen Stand hinzustellen. Ich weiß nur, daß die Offiziere Genossenschaften bilden, denen gewisse, notwendige Rechte beigelegt sind. Sie sagen mir ferner, daß ich doch nicht leugnen würde, daß die Offiziere der höchsten Ehre teilhaftig sind. Sie drücken sich ungenau aus. Sie sprechen von höchster Ehre, Sie setzen also verschiedene Ehren, ein Maß derselben, voraus. Das kann ich aber nach dem, was ich oben als Basis hinstellte, nicht anerkennen. Doch wir werden uns verstehen. Ich bleibe dabei: Es gibt nur eine Ehre, aber wir Offiziere im vollsten Besitz der Ehre verlangen noch mehr als die Ehre, den höchsten Grad der Unbescholtenheit für unsere Kameraden. Bescholten ist der Mann, dem ein Makel an seiner Ehre anhaftet, der nicht gerade ehrlos ist, dessen Ehre aber nicht ganz rein zu sein scheint. Wir müssen es genau damit nehmen, damit ja nur Leute von dem unbescholtensten Rufe in unserer Mitte sind. Wir sagen uns los nicht nur von denen, welche Schaden genommen haben an ihrer Ehre, sondern sogar von solchen, die in bezug auf ihr Benehmen, in ihrer Stellung als Offizier von uns bescholten erachtet werden. Und wir sind mit dem Bescholtenerachten eines unserer Mitglieder viel strenger, als die Bürger es gegen uns sind. Wer also des Königs Rock trägt, der ist ohne alle Frage ganz unbescholten für jedermann, und hierin liegt beiläufig die große Ehre, die es ist, diesen Rock tragen zu dürfen, im Gegensatz zu dem an und für sich auch sehr ehrenvollen schwarzen Rock, mit dem ohne Unterschied der Ehrenmann wie der Schuft sich kleidet. Ich würde Ihre Behauptung also so ausdrücken: Wir Offiziere nehmen es in bezug auf unseren Beruf am genauesten mit der Unbescholtenheit, welche die Ehre einschließt.“

Die hier bezeugte Reife des politischen Urteils ist insofern beachtenswert, als in den Verhandlungen des damaligen „Vereinigten Landtages“ die Frage des „Vorhandenseins und der Anerkennung der Bescholtenheit bzw. Ehrlosigkeit der durch rechtskräftiges Urteil militärischer Ehrengerichte verurteilten Subjekte“ von der Majorität dahin beantwortet wurde, daß solche Personen der

Ausübung politischer Rechte nicht ohne weiteres verlustig sein sollten. In Offizierskreisen wurde diese Entscheidung vielfach als ein der Armee angetaner Schimpf angesehen. Der Prinz konnte sich einer solchen Auslegung des Landtagsbeschlusses „nach vielfachem Nachdenken und mehreren Gesprächen darüber“ nicht anschließen.

Zeigt sich schon hier eine hohe Auffassung von den Pflichten und Rechten des preußischen Offiziers, so lehrt eine spätere Arbeit, wie innig verwachsen er sich als Königlicher Prinz mit dem ritterlichen Geist des Offizierkorps überhaupt fühlte, wie tief er in sein Wesen eingedrungen war, über seine Entstehung und geschichtliche Entwicklung nachgedacht hatte. Obwohl er diesen zweiten Aufsatz [1]) erst im Jahre 1860 in Stettin verfaßte, so seien doch schon an dieser Stelle einige charakteristische Auszüge aus ihm angefügt, weil sie die Weiterentwicklung der auf der Universität gewonnenen Anschauungen über den militärischen Ehrbegriff darstellen:

Der preußische Offiziergeist

„Wie ich Friedrich Wilhelm I. als den eigentlichen Begründer und Schulmeister unserer Armee ansehe, so ist er es auch, der die Träger des Geistes und des Dienstes der Armee, nämlich das Offizierkorps, eigentlich erst zusammengeschmiedet und ihnen den eigentümlichen Stempel aufgeprägt hat.

Sowohl die taktischen Formen seiner Zeit, die Dressurresultate und -bestrebungen dieses großen ‚Drillfeldwebels‘, wie er genannt worden ist, als auch der Geist des von ihm erzogenen Offizierkorps haben nach dem Bedürfnis der Zeiten, nach Neigung der folgenden Kriegsherren und durch andere Einflüsse mannigfache Modifikationen erlitten, aber noch heute ist in allen diesen Dingen viel mehr als bloß der Grundton aus jener Zeit an uns haften geblieben. Dies in bezug auf die spezifisch preußische Sinnesart der Offiziere nachzuweisen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Die Macht des vielfach auffässigen brandenburgischen Adels war durch die ersten Kurfürsten gebrochen, seine frühere Bedeutung verschwand schließlich mit seinem Reichtum, den der Dreißigjährige Krieg vernichtete. In diese Zeit fallen die ersten Anfänge des stehenden Heeres. Die wilde, aufbrausende, vielfach rohe Jugend des Adels bewarb sich um die Offiziersstellen und erhielt sie. In den vielen Kämpfen damaliger Zeit waren immer die Offiziere die Tapfersten und gingen ihren Soldaten wie sonst ihren Dienstmannen mit dem Beispiel voran. Obgleich der Eigennutz der damaligen Offiziere

---

[1]) Der Aufsatz ist betitelt: „Einiges über Entstehung und Entwicklung des preußischen Offiziergeistes, seine Erscheinungen und Wirkungen.“

mehr denn je später vielfach zutage tritt, so bildet sich doch schon ein Geist der Gemeinsamkeit im Korps heran, eine Kameradschaft, ein Wetteifer.

Friedrich Wilhelm I. und der alte Dessauer brachten die damalige Taktik in strengere Formen, die eine strenge, mühsame und tägliche Friedensdressur notwendig machten. Die Friedensjahre mehrten sich, und die Gelegenheit zu kriegerischen Abenteuern, die dem Sinne der Offiziere entsprochen hätte, wurde immer seltener. Der Offizier fügte sich in die strenge Friedensschule mit ewig gleichgestellter Uhr, aber er fügte sich nicht aus Gehorsam allein, sondern wohl so, wie sich ein unabhängig denkender, die Unabhängigkeit liebender Mann in die Verhältnisse fügt — aus Hoffnung auf tätige, kriegerische Zeiten, nicht wie der gemeine Soldat, der mußte, und wegen einer Idee.

Diese Idee, Friedrich Wilhelm I. warf sie hin und erhob den Offizier zu einem selbstberechtigten Richter über das, was man ihm befehlen würde. Diese Idee war die Ehre. In dem spanischen Reglement von 1726 (dem eigentlichen Schweinsleder), das der König, ins Deutsche übersetzt, jedem Offizier der Armee schenkte, heißt es nämlich, daß der Offizier seinen Vorgesetzten Gehorsam schulde, ‚es sei denn, daß es gegen seine Ehre sei'.

So kam es denn, daß die Offiziers ihr Sponton umdrehten, wenn sie jemand zu erkennen geben wollten, daß die Ehre ihnen verbiete, mit dem Betreffenden zu dienen, daß der Untergebene sich mit seinem Vorgesetzten, wenn er sich von ihm beleidigt glaubte, auf der Stelle und oftmals im Dienst und vor der Front mit dem Säbel herumhaute.

Wie mit allem Mißbrauch getrieben werden kann, so geschah es auch mit dieser Idee und gewiß ganz besonders in einer Zeit, wo sich so viele geistig rohe und brutale Elemente in den Offizierkorps befanden, man sich jeden Nachmittag vollsoff und mit seiner Ausdrucksweise sehr derb und deutlich war. Ich bin nicht zu dem Ausspruch berufen, ob diese Idee, die in Fleisch und Blut der Offiziers übergegangen war, damals mehr Nachteil oder Vorteil hatte. Jedenfalls müssen einige gewichtige Bedenken aufgetaucht, und diese Idee unvereinbar mit einer bequemen Disziplin erschienen sein, denn König Friedrich II., der unter Benutzung des Reglements seines Vaters 1744 ein neues herausgab, ließ diese Idee daraus und aus allen späteren fort und strafte auf das strengste alle Erscheinungen, die aus ihr entsprangen.

Friedrich II. drängte sie zurück, aber zu unterdrücken vermochte er sie nicht, und sie ist es nie worden, sondern lebt — das ist meine

Ueberzeugung — bewußt oder unbewußt noch heute in unseren Offizierkorps fort, und wer in ihnen erzogen wird, saugt sie mehr oder minder ein . . .

Die preußische Offiziersehre ist die Ehre in höchster Potenz und eine Macht für sich. Kein Fürst und kein König kann sich ihrem Einfluß und ihrem Urteil entziehen. Sie steht über ihnen. Der Mann von Ehre ordnet sich freiwillig unter und bedarf der äußerlichen Strafen nicht. Die Ehre ist sein Zuchtmeister und weiter nichts, das Bewußtsein sein Lohn und sein Richter. Er dient nicht des Lohns und der Belohnungen willen. Eine Belohnung, ein Orden schmeichelt ihm, erhöht aber seinen Wert weder in seinen noch in der Standesgenossen Augen. Der preußische Offizier denkt noch heute, daß er nicht mehr als seine Schuldigkeit tun kann. Er hat kein Verständnis dafür, wie man sich in Oesterreich um das Theresienkreuz bewerben kann, bei dem die Bedingung ist, daß man nachweise, man habe etwas über seine Schuldigkeit hinaus vollbracht. Wenn Zieten und Ferdinand von Braunschweig während des ganzen Siebenjährigen Krieges keinen Offizier zum Orden vorschlugen, so dachten sie nur: Der preußische Offizier kann nicht mehr als seine Schuldigkeit tun; das übrige ist Gnade."

Der Mann, der solche Worte schrieb, lebte aber auch selbst in ihrem Geist. Er hatte ein tiefes Empfinden dafür, auch als Prinz des Königlichen Hauses immer ein Mitglied des preußischen Offizierkorps zu sein: „Um ein vollendeter Edelmann zu sein, muß der Seele nichts von dem servilen Gehorsam des Hofmannes ankleben, der auch uns so leicht bis zu einem gewissen Grade anerzogen ist. Die ritterliche Gesinnung zeigt sich im Umgang mit den Menschen, in dem Wert, den wir sie zwingen, uns abzufühlen, in dem mit Bescheidenheit gepaarten Bewußtsein unseres eigenen Wertes. Wir aber kommen mit den Menschen fast nicht zusammen, ohne daß wir eine aus anderen Gründen eximierte Stellung unter ihnen einnehmen. Wir überschätzen uns deshalb so leicht selbst, auch geben sich uns die Menschen oft nicht, wie sie sind, sondern wir sehen durch einen Spiegel. Darum kennen wir nicht immer die Menschen noch die Art ihres Verkehrs untereinander, noch die Rücksichten, die der ritterliche Geist in ihm herbeiführt und fordert. Das ist schlimm. Schlimmer noch für den ritterlichen Geist in uns, wenn wir uns selbst erhaben über dergleichen dünken." [1])

*

---

[1]) Aus einer Niederschrift vom Jahre 1856.

Kehren wir zu den Bonner Universitätsjahren zurück.

„Ein Weg zur Einheit Deutschlands“

Die damals brennend gewordene Frage der politischen Entwicklung des deutschen Gesamtvaterlandes gab dem jungen Prinzen Stoff zu eifrigem Nachdenken und zur Schulung seiner politischen Ansichten. Auch ihn erfüllte, wie alle Nationalgesinnten jener Zeit, ein heißes Sehnen nach Verwirklichung des deutschen Einheitstraumes. So entwarf er am 8. Januar 1848, wohl unter dem Einfluß seines Lehrers Dahlmann und anscheinend angeregt durch ein Gespräch mit dem Prinzen Albert von Sachsen, einen Aufsatz „Ein Weg zur Einheit Deutschlands“. In ihm heißt es:

„Ohnmacht und Schmach trugen das Deutsche Reich zu Grabe: Mangel an Einheit. Eintracht der Fürsten, Eintracht der Völker sollen Deutschland Kraft geben.

Seitdem es deutsche Interessen gab, die nicht die des Reiches wurden, und umgekehrt Interessen des Reichs, die nicht die Deutschlands waren, konnte in wohlmeinenden, hellsehenden Männern der Wunsch lebendig werden, Deutschlands Heil und Zukunft in einer anderen Verfassung zu suchen, als in der veralteten und verderbten von Kaiser und Reich.

Veraltet war sie, denn unverändert seit alten Zeiten blieb sie unbeugsam, und verderbt, weil Geld und fremder Einfluß alles galten, der Kaiser als solcher ohnmächtig und der Reichstag mit Recht verachtet war.

Kaiser und Reich erlagen dem Stoß von Westen. Sie hörten auf zu sein. Das Deutschtum aber blieb unangetastet. Deutscher Sinn erwachte allgemein, deutscher Aufschwung und Zusammenhang entflammte zu kühner Tat. Deutschland befreite sich durch eigene Kraft. Nachdem es gesehen, was es vermochte, wenn es fest zusammenhielt, ward das Selbstbewußtsein, deutscher Sinn kräftiger, sehr kräftig.

Die Zeiten waren vorüber, wo es auf die Dauer für die Regierungen und Fürsten andere Interessen gab als für die Völker. Diese Einsicht nötigte die Regierungen, und der nationale Trieb, der einen Teil der Fürsten beseelte, feuerte diese an, dem Drange des Volkes nach einer Einheit, einem Zusammenhange nachzugeben. So entstand der Bund.

Der Deutsche Bund aber entspricht den Bedürfnissen Deutschlands nicht. Dies ist Tatsache. Ein Teil der Fürsten und das ganze Volk sind darüber einig. Volkesstimme, Gottesstimme!

Die Mängel des Deutschen Bundes scheinen jetzt und künftig in folgendem zu bestehen: Er ist unpopulär; seine Verfassung ent-

spricht dem Zwecke nicht; er leistet keine Garantie, jederzeit deutsche Interessen auf das entschiedenste zu vertreten, was sein bisheriges Wirken gezeigt hat; Oesterreich lähmt; es fehlt Wille und Macht, wo er müßte, durchzugreifen.

Es wird sich nun darum handeln, eine Form zu finden, welche dem Drängen der Nation nach Einheit und dem großen Gesamtinteresse mehr entspricht als die Bundesverfassung. Dieser Forderung scheint keine Form von Bundesstaat genügen zu können, wenigstens nicht für die Dauer. Die deutsche Nationalität drängt vielmehr hin zu mehr staatlichen Formen. Ein einheitlicher Staat, in dem die Stammesverschiedenheit die gebührende Berücksichtigung fände, scheint zweckentsprechend. Ein solcher kann nur hergestellt werden, wenn die jetzt regierenden Fürsten einen entsprechenden Teil ihrer Souveränitätsrechte zugunsten dieses deutschen Staates aufgeben. Seine Hauptkraft erhält dieser Staat durch Einheit. Diese wird erreicht, erstens dadurch, daß an seiner Spitze keine Versammlung, sondern ein erblicher Fürst steht, zweitens durch eine Ständeversammlung, drittens dadurch, daß des Hauptes und der Stände vereinte Macht so beschaffen ist, daß sie über alle auswärtigen und den dadurch bedingten Teil der inneren Interessen entscheidet.

I. Der Fürst oder Kaiser hat folgende Rechte:
Erblichkeit der Krone in seiner Familie.
Vollziehende Gewalt in bezug auf allgemeine Dinge.
Ordnung der auswärtigen Verhältnisse. Nur ein Gesandter jeder fremden Macht in Deutschland, und zwar bei ihm beglaubigt; nur ein deutscher Gesandter an einem fremden Hofe.
Oberster Kriegsherr. Das Heer huldigt nur ihm; er ernennt die Offiziere; nur ein Feldzeichen wird getragen.
Berufung und Entlassung der Reichsstände. Initiativveto.
Schirmvogt der Kirche, Schulwesen. (?)
Polizeigewalt. (?)
Oberste richterliche Gewalt.
Ernennung der betreffenden Beamten.
Allgemeines Recht, Orden und Würden zu verleihen.

II. Stände.
Erste Kammer, die Initiative geteilt mit dem Kaiser.
Zweite Kammer."

Es waren, wie man sieht, im wesentlichen die Gedanken, deren Verwirklichung bald darauf von König Friedrich Wilhelm IV. und dem Frankfurter Parlament angestrebt wurde. Aber nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse, sondern durch Eisen und Blut

sollte die deutsche Einheit errungen werden, und Prinz Friedrich Karl war von der Vorsehung dazu berufen, auf diesem Wege in glänzender Weise an der Erfüllung seines Jugendtraumes mitzuwirken.

Reisen ins Ausland 1846 und 1847

Die Universitätsferien wurden mehrfach durch größere Reisen ins Ausland ausgefüllt, auf denen Roon und Graf Bismarck den Prinzen begleiteten und strengstes Inkognito beobachtet wurde. Die erste dieser Reisen vom August bis Oktober 1846 führte durch die Schweiz, Oberitalien und Frankreich. In Straßburg hatte er Gelegenheit, zum ersten Male französisches Militär zu sehen. Er schreibt darüber an Zastrow: „Die Infanterie und vornehmlich die Chasseurs d'Orléans haben mir ausnehmend gefallen ... Exerzieren, parademäßig marschieren können sie nicht, geschniegelt ist rein gar nichts an ihnen, an der Turnüre also auch nichts, worunter diese leidet. Alles ist rein auf das Praktische, auf das Feldmäßige, mithin auf das wahrhaft Militärische gerichtet."

Den Beschluß der Reise bildete ein mehrtägiger Aufenthalt in Paris. „Einmal in Paris, mochte ich auch gern alles sehen. Deshalb fuhr ich auch hinaus nach Pantin, um das Schlachtfeld zu besehen, wo unser Regiment sich unvergänglichen Ruhm erfochten. Nichts erinnert mehr an jene Zeiten außer zwei Denkmälern. Dies sind die Grabsteine, die auf den Gräbern zweier an jenem unvergeßlichen 30. März [1]) unter den Mauern von Paris gefallenen Helden stehen. Und diese Helden sind zwei Kameraden aus unserem Regiment! Der eine ist ein Graf Solms-Tecklenburg, der, fünfundzwanzig Jahre alt und Ritter des Eisernen Kreuzes, als Kompagnieführer vorm Feinde blieb. Der andere ist ein Herr von Kirchberger, zwanzig Jahre alt, auch Ritter des Eisernen Kreuzes, der Letzte seines Stammes, dem eine Kanonenkugel den Kopf wegnahm. Friede ihrer Asche! Ich hielt es als preußischer Offizier und als ihr auf diese Helden stolzer Regimentskamerad für meine doppelte Schuldigkeit, ihre Ruhestätten aufzusuchen und ihren Grabstein, eingedenk und mit im Namen unserer Kameraden in Potsdam, zu bekränzen. Auf jedes Grab legten wir einen schwarzen, einen weißen und einen gelben Kranz, weil dies die Farben der Alliierten waren. Die Gräber sind einfach, sie befinden sich auf dem Cimetière Montmartre. Selten war mir so feierlich zumute als in diesem Augenblick, und eine scheue Träne trat in die Augen."

Die zweite größere Reise, auf der den Prinzen außer Roon und Bismarck auch der ihm von Potsdam her befreundete Leutnant

---

[1]) 30. März 1814 Schlacht bei Paris.

von Fabeck vom 1. Garderegiment begleitete, wurde im Spätsommer 1847 unternommen. Sie erstreckte sich durch Baden, die Schweiz, Oberitalien, Tirol und von da über Venedig und Triest ins Salzkammergut.[1])

„Reisen ist Leben, das ist ein zu wahres Wort,“ so heißt es in einem Briefe an Zastrow. „Mit diesem Spruche trat ich meine Pfingstreise an, und häufig dachte ich über die Wahrheit desselben nach, wenn ich so recht froh war in der Anschauung der schönen, lieblichen und großartigen Natur. Ja, ich begreife wohl, wie uns zur Zeit des Frühlings eine so ganz gewaltige Sehnsucht überkommen kann, die uns hinaustreibt jenseits der Berge. Und ich möchte hinzufügen, daß mich stets der Anblick mächtiger Ströme ergreift, wenn jede Welle, ihrer Bestimmung folgend, dem Meere zufließt.“

Aber diese von ihm stets heißersehnten Gelegenheiten, bei denen der Bücherstaub abgeschüttelt wurde, dienten nicht nur dazu, den ihm angeborenen Sinn für die Natur wachzuhalten, sondern auch seinen Geist zu bilden, den Gesichtskreis zu erweitern, Erfahrungen, Beobachtungen, Kenntnisse zu sammeln. Die Lust, fremde Länder und Sitten kennen zu lernen, steigerte sich mit den Jahren noch mehr und ist ihm bis zum Tode eigen geblieben. Wie er sich zu diesen Reisen stets durch gründliche Studien vorbereitete, so bildeten sie für ihn auch einen bleibenden Schatz neugewonnener Anschauungen, Eindrücke und Erinnerungen.

Rettung eines Kindes aus Todesgefahr

In Bonn sollte sich dem jungen, neunzehnjährigen Prinzen zum ersten Male die Gelegenheit bieten, seinen persönlichen Mut zu zeigen, indem er sich mit Dransetzung des eigenen Lebens an der Rettung eines Kindes aus Todesgefahr beteiligte. Der Vorgang selbst erhellt aus einem am 23. Juli 1847 an Zastrow gerichteten Briefe:

„Nun, mein Herr Hauptmann, zu der Geschichte der Lebensrettung! Da Sie sich an die sicherste Quelle in dieser Sache gewandt haben, so sollen Sie auch die nackte Wahrheit erfahren. Die Sache verhält sich nicht, wie die Zeitungen sie darstellen; ich bin viel zu sehr herausgestrichen, denn nicht ich, sondern der edle Bismarck ist es, der die Lebensrettung vollbracht hat. Wir saßen den 14. abends $^{1}/_{2}$8 im Erknekeilschen Garten auf der Terrasse am Rhein und hörten einem Trompeterkonzert zu. Bei mir saßen Graf Bismarck, Leutnant von Zieten, Leutnant von Meeß (7. Ulanen) und von Orlich...

[1]) Der Prinz hat über seine beiden italienischen Reisen Tagebuch geführt, wie er Zastrow berichtet. Diese Aufzeichnungen sind im Nachlaß nicht vorhanden. Roons Denkwürdigkeiten enthalten im Anhang dessen ausführliche Reisebriefe (Band I Beilage 2).

Plötzlich hören wir unten an einer Badeanstalt Kinder um Hilfe rufen. Bismarck und ich die Terrasse 'runter, Rock aus, über die Barriere des Leinpfads, und ein Sprung von dem zwölf bis fünfzehn Schritt hohen Leinpfad in den Rhein war eins, und wir wissen auch heute noch nicht, wie wir das zuwege gebracht haben, nur besinnen wir uns, daß wir unten auf den Grund stießen. Nun schwammen wir nach Leibeskräften bis auf eine Stelle, wo eine Mütze trieb und bisweilen zwei Hände und der untere Teil der Arme zu sehen waren. Bismarck, schneller, kräftiger und länger als ich, war zuerst heran, faßte den Jungen (mit Namen Nettekoven und in der Größe eines Vierzehnjährigen), ging mit ihm unter, kam gleich wieder herauf, und so war denn der Junge gerettet. In einen Kahn, der eben herbeikam, hoben wir ihn herein. Da kam auch Orlich an, der sich verspätet hatte. Die ganze Geschichte hat vielleicht zwei Minuten gedauert, da war alles vorüber. Bismarck war in Lebensgefahr, denn da, wo er den Knaben rettete, war der Strom stark und durchaus kein Grund; er hat also die Rettungsmedaille verdient, die ihm hoffentlich zuteil werden wird. Was mich betrifft, so wissen Sie, daß es leider schon das zweitemal ist,[1]) daß es mir mißlingt, einen Menschen aus dem Wasser zu retten, und ich darf wohl sagen, daß die Ambition in mir sehr rege ist, und daß ich Bismarck um sein Glück beneide, wie sehr ich es ihm auf der anderen Seite auch wieder gönne und über die Rettung des Knaben an sich erfreut bin. Passiert es mir ein drittes Mal, daß ich in den Fall komme, so soll es mir wohl gelingen, dafür stehe ich Ihnen! Das ist die Geschichte, von der viel zu viel Aufsehen gemacht worden ist und vielleicht noch werden wird. Es tut mir leid, alle Gratulationen usw., die an mich gerichtet werden, ablehnen und Bismarck zukommen lassen zu müssen. Indessen bin ich in meinem Innern froh, wenigstens meinen guten Willen bekundet zu haben. Das ist die Hauptsache. Das Glück kann man nicht herunterbannen. Bismarck und ich haben ein Ständchen wegen dieser Geschichte erhalten ..."

In seiner Bescheidenheit erhob der Prinz daher auch Protest gegen die ihm vom Könige zugedachte Auszeichnung der Rettungsmedaille und suchte persönlich darzutun, daß nur Graf Bismarck, nicht er selbst den Knaben gerettet habe. Die amtlichen Erhebungen stellten jedoch fest, daß auch er bei der Ausführung des verdienstlichen Werkes in Lebensgefahr geschwebt habe. Infolge des von der

[1]) Wann sich das erstemal dem Prinzen die Gelegenheit zur Rettung eines Menschenlebens geboten, ist nicht bekannt.

Regierung in Köln erstatteten Berichts verlieh daher König Friedrich Wilhelm IV. durch Allerhöchste Kabinettsorder vom 20. September 1847 dem Prinzen die Rettungsmedaille mit dem Bande „in Anerkennung seines hochherzigen und entschlossenen Benehmens bei der in Gemeinschaft mit dem Premierleutnant Grafen Bismarck-Bohlen des Gardedragonerregiments bewirkten Rettung des Knaben Franz Nettekoven aus den Rheinfluten". Der Prinz war durch diese Auszeichnung, die er auf einer Reise in Ulm zuerst durch eine Berliner Zeitung erfuhr, hochbeglückt.

Die Studienzeit auf der Universität Bonn sollte Ostern 1848 ablaufen. Ein heiterer Brief vom 13. Februar 1848 an den Oheim Prinz Adalbert zeigt, daß der junge Student noch ohne Vorahnung der unmittelbar bevorstehenden politischen Umwälzungen lebt: [1])

„. . . Bonn steht noch auf dem alten Fleck, und zwar auf dem linken Ufer des Rheins, trotzdem daß ein naher Verwandter neulich das Gegenteil behauptete. Für jetzt befinde ich mich von wegen des Tanzens, welches ich mit ungemeinem Sukzeß betreibe, in dero Landwehrgarnison Düsseldorf, wo ich mich wie ein Gott ‚an der französischen Grenze' amüsiere . . ."

Abschied von Bonn Anfang März 1848

Die durch die Pariser Februarrevolution ausgebrochene gärende Bewegung, die sich sehr schnell auch über ganz Westdeutschland ausbreitete, bewog den Prinzen Karl, seinen Sohn schon vorzeitig und unvermittelt, gegen Roons Ansicht, Anfang März von Bonn abzuberufen. Bei seinem Scheiden erfuhr er von der Bevölkerung „die lebhaftesten und ungeheucheltsten Merkmale herzlicher Liebe und treuer Anhänglichkeit", wie Roon der Großmutter seines Prinzen, der Großherzogin von Sachsen-Weimar, am 8. März schrieb. [2]) „Die Behörden der Stadt, die Universität, das Offizierkorps, alle, die sich nur irgend dazu berechtigt glaubten, eilten am Morgen, als die plötzliche Abreise bekannt geworden, herbei, um dem lieben jungen Herrn Lebewohl zu sagen, zuletzt kamen noch die Studenten mit Musik in feierlichem Aufzuge. Der Prinz benahm sich bei allen diesen Demonstrationen vortrefflich. Sichtlich bewegt, ja erschüttert, verlor er dennoch keinen Augenblick eine wünschenswerte Fassung. Er wußte jedem etwas Passendes und Freundliches zu sagen, und immer sah man, daß es von Herzen kam und zu Herzen ging." Roons Stellung als militärischer Begleiter des Prinzen hörte mit Beendigung des wissenschaftlichen Studiums auf. „Ich

---

[1]) Batsch, Admiral Prinz Adalbert von Preußen. 1890. Seite 143.

[2]) Roon, Denkwürdigkeiten. Band I Seite 110.

muß mich jetzt von ihm trennen," schreibt er fast wehmutsvoll, „das ist mir in diesen Abschiedsszenen mit erhöhter Deutlichkeit entgegengetreten. Die dabei und früher kundgegebene Reife, die freilich noch immer weiterer Entwicklung bedarf, macht es eben dieser Entwicklung wegen nötig, daß der Prinz der von mir bis dahin ausgeübten positiven Leitung nunmehr enthoben wird. Bei dem strebsamen, zur Autoritätseifersucht neigenden Charakter des Prinzen ist es mir sehr zweifelhaft, ob ich imstande sein würde, hinreichenden Einfluß zu behalten, nachdem ich, wie es doch Alter und Reife des Prinzen verlangen, meiner amtlichen Machtvollkommenheit entkleidet worden." Als „wahre Genugtuung" bezeichnet er „die nicht ohne Kampf gewonnene Zuneigung seines teueren Pflegebefohlenen". Auf seinen Vorschlag wurde am 13. März der damalige Major, spätere General von Schlegell zu seinem Nachfolger ernannt, der dem jungen Prinzen schon in Bonn bei Gelegenheit eines von Roon geleiteten Kriegsspiels näher getreten war.[1])

Das Verhältnis des Prinzen zu Schlegell war von Anfang an überaus freundschaftlich und vertraut. Von streng religiösem Sinn, echt monarchischer Gesinnung und einer durch die Erinnerung an Preußens Schmach und Erhebung hervorgerufenen glühenden Vaterlandsliebe war Schlegell ein geistreicher Mann von klarem Blick, gesundem politischem und militärischem Urteil, der einer für die damalige Zeit freieren Richtung huldigte.

Die Märztage 1848

Kaum war Prinz Friedrich Karl nach Berlin zurückgekehrt, als sich auch hier die langverhaltene Unzufriedenheit des Volkes mit den bestehenden politischen Verhältnissen am 18. März in offenem Aufruhr Luft machte. Mitten in die aufregendsten Tage, die eine ernste Gefährdung der Sicherheit der Königlichen Familie hervorriefen und den Prinzen Karl und die Seinigen zu schleuniger Uebersiedelung nach Potsdam veranlaßten, fiel der zwanzigste Geburtstag Friedrich Karls, „der schmerzensreichste, den er, den alle Getreuen im Lande mit tiefer Wehmut erlebten", wie Roon noch dreißig Jahre später in der Erinnerung an die „Märzgreuel und Märztränen von 48" schreibt. Wir wissen aus Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen", daß dieser am 21. März den Versuch machte, den jungen Prinzen zur

---

[1]) Der Prinz schreibt über den Eindruck, den er hierbei von Schlegell gewann, aus Bonn an Zastrow am 9. März 1847: „Ja, es waren wohl die hübschesten Tage, die ich den ganzen Winter über hier verlebt habe. Ich habe mich so recht offen und vertraulich mit ihm über alle möglichen Gegenstände unterhalten. Er gab mir manchen beherzigenswerten Rat." An diesem Kriegsspiel nahm übrigens auch Prinz Albert von Sachsen teil.

Rettung des unfreien Königs durch Waffengewalt zu bewegen. „Ich stellte ihm vor," sagt Bismarck,[1] „wie nötig es sei, daß das Königshaus Fühlung mit der Armee behalte, und wenn Seine Majestät unfrei sei, auch ohne Befehl des Königs für die Sache desselben handle. Er erwiderte in lebhafter Gemütsbewegung, so sehr ihm mein Gedanke zusage, so fühle er sich doch zu jung, ihn auszuführen, und könne dem Beispiel der Studenten nicht folgen, er sei auch nicht älter als die." „Damals brach alles zusammen, was wir als das Höchste und als Ideal zu verehren gewohnt waren und gelernt hatten, und wenn man aufrichtig sein will, mit durch die Schuld des Königs." So äußerte sich der Prinz später gelegentlich über jene Tage. „Geachtete Generale verloren den Kopf und ließen uns im Stich ... Es war ein Anblick, daß einem die Tränen in die Augen traten, als das Füsilierbataillon von Alexander mit pulvergeschwärzten Gewehren, in Anzügen, wie man sie eben nur im Kriege sieht, die Fahnen abbrachte. Das waren Tage, in denen man mit der erniedrigten Armee trauern konnte und mußte."

In jene aufregende Zeit fiel die Ernennung des Prinzen zum Hauptmann und Kompagniechef im 1. Garderegiment, am 1. April. Er erhielt die 10. Kompagnie im Füsilierbataillon. In seiner Antwort auf die Begrüßungsworte des Regimentskommandeurs, des Obersten Herwarth von Bittenfeld, des nachmaligen Feldmarschalls, führte er aus:

„Gefiel ich mir schon als Kind in dem Traume, daß diese Jahre in dem schönen Regiment die glücklichsten meines Lebens sein würden, ich habe mir den Glauben daran erhalten, und mit Ihrer freundlichen Hilfe wird meine Hoffnung erfüllt werden. Ich zähle unter Ihnen manchen, den ich hochschätze, manchen, den ich meinen genauen Freund nenne, viele gute Bekannte. Aber ich kenne unter Ihnen auch einen Feind, es liegt an Ihnen, diesen zu verbannen. Er ist nichts anderes als eine zu hohe, zu vorteilhafte Meinung von mir, die, wie ich öfters wahrzunehmen geglaubt habe, hier und da Eingang gefunden. Es gibt aber nichts, was mir gefährlicher wäre, denn ich könnte leicht hinter ihr zurückbleiben. Daher seien Sie nachsichtig."

Der Prinz übernahm die Kompagnie sofort. Doch wurde seine dienstliche Tätigkeit an ihrer Spitze sehr bald, allerdings nur auf einige Wochen, durch die Teilnahme am Feldzuge gegen Dänemark unterbrochen.

Am 20. April, bei einer zufälligen Anwesenheit im Palais, traf er im Vorzimmer zum Gemach des Königs den gerade zum

---

[1]) Gedanken und Erinnerungen. Band I Seite 23.

Oberbefehlshaber der Bundestruppen in Schleswig-Holstein ernannten General der Kavallerie von Wrangel, der sich vom Könige verabschieden wollte. Sofort ergriff er die Gelegenheit, den General, zu dem er schon vor Jahren großes Zutrauen gefaßt hatte zu bitten, die bisher vergebens nachgesuchte Erlaubnis zur Teilnahme am Feldzuge für ihn an Allerhöchster Stelle zu erwirken. Der König willigte ein, und der Prinz erhielt die Genehmigung, sich als Ordonnanzoffizier dem Stabe Wrangels anzuschließen. Der erste kriegerische Ruhm winkte dem tatendurstigen Jüngling.

III. Kapitel

Der Feldzug gegen Dänemark 1848

Begrüßung in Rendsburg durch General von Wrangel am 22. April — Treffen bei Schleswig am 23. April; der Prinz ändert einen ihm von Wrangel erteilten Befehl an Major von Steinmetz auf eigene Faust ab — Verleihung des Ordens Pour le mérite — Kompagniechefzeit im 1. Garderegiment zu Fuß — „Einfluß des Zündnadelgewehrs auf das Gefecht" — Uebertritt zur Kavallerie

Der Prinz reiste am 21. April um 4 Uhr morgens von Potsdam ab in Begleitung des Majors von Schlegell und des Leutnants von Stülpnagel[1]) vom 1. Garderegiment und stieß in Nauen zum Stabe Wrangels, dem er sich auf der Fahrt zum Kriegsschauplatz anschloß. Am späten Abend noch traf er in Rendsburg ein.

Ueber die nun folgenden kriegerischen Ereignisse, insbesondere über seine Teilnahme am Treffen bei Schleswig, erzählt er selbst in seinem sorgsam geführten Tagebuch:

Ansprache Wrangels

„22. April 1848. ... Seine Exzellenz machte mit dem ganzen Hauptquartier am Vormittage dem Herzog von Braunschweig[2]) die Aufwartung und wollte auch zum Prinzen Friedrich von Holstein,[3]) dem kommandierenden General, geriet jedoch durch ein Mißverständnis zum General von Krohn, dem bei Bau[4]) geschlagenen Feldherrn. Wir behandelten diesen ganz als Durchlaucht, was er sich ruhig gefallen ließ. Als nach unserem Scheiden das Mißverständnis aufgeklärt wurde, gab es viel zu lachen. Um 11 Uhr war Wachtparade der Offiziere der Garnison, namentlich die der Füsilierbataillone von Alexander und Franz erschienen, ein überraschender Anblick: alles alte Berliner Gesichter. Exzellenz sprach zu den

---

[1]) Bernhard von Stülpnagel, geboren 1827, starb am 24. September 1870 als Oberstleutnant und Bataillonskommandeur im 1. Garderegiment zu Fuß infolge seiner in der Schlacht bei St. Privat erlittenen Verwundung.

[2]) Herzog Wilhelm von Braunschweig nahm freiwillig im Hauptquartier des hannoverschen Generals Halkett am Feldzuge teil.

[3]) Prinz Friedrich von Holstein-Noer, Bruder des Herzogs von Augustenburg, befehligte das holsteinische Truppenkontingent.

[4]) Treffen bei Bau am 9. April 1848.

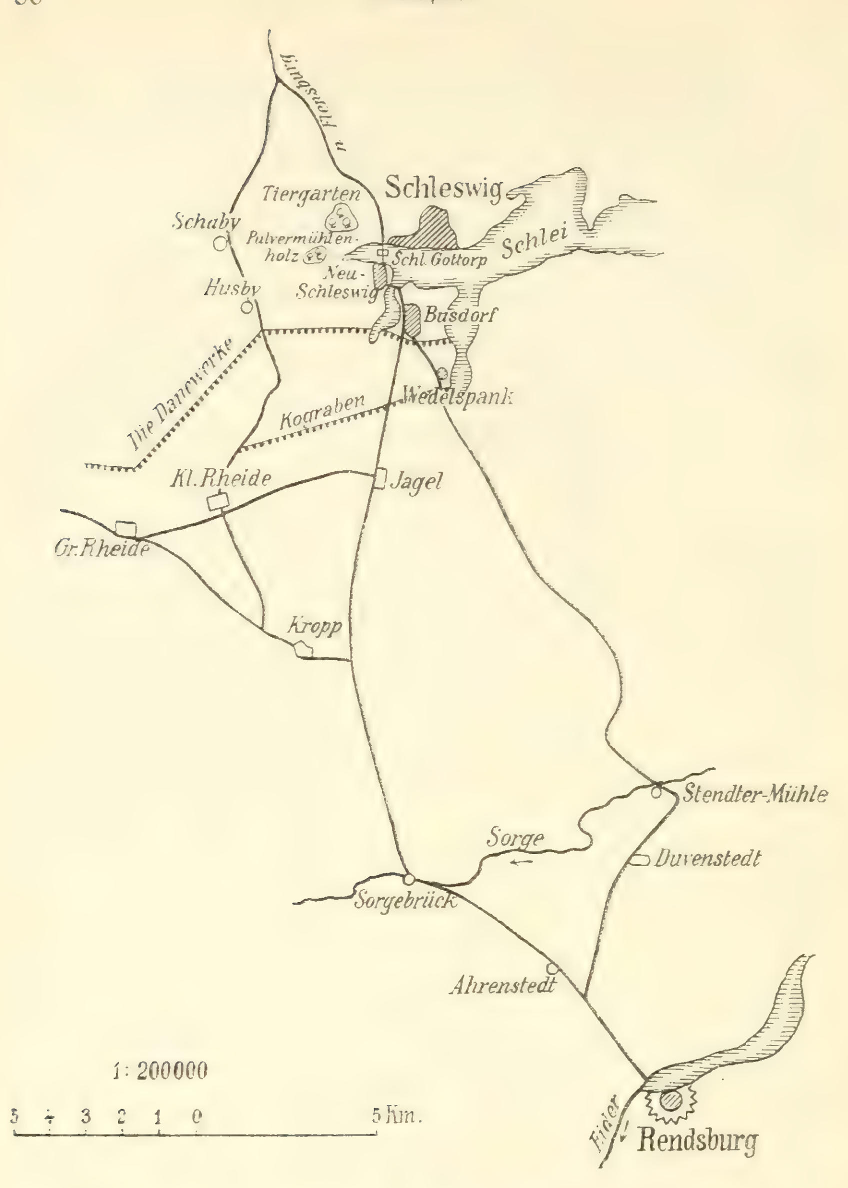
Offizieren in sehr hübscher Weise. Er setzte kurz seine Stellung, seine Absichten, seine Wünsche auseinander und fügte zum Schlusse sehr humoristisch hinzu: „Und nun, meine Herren, bleibt mir nichts übrig, als mich Ihrem Andenken zu empfehlen. Verstehen Sie mir, und auf Wiedersehen auf der ‚grünen Wiese'!" Hernach aber rief er die Herren noch einmal zusammen und stellte mich ihnen vor, indem er herzliche und erhebende Worte an mich richtete, welche mir einen unauslöschlichen Eindruck machten . . .[1]) In meinem Quartier empfing ich hierauf den Besuch einiger Herren von der provisorischen Regierung, worunter Beseler, Reventlow, Pertz und Olshausen . . . Aus dem projektierten Rekognoszierungsritt Seiner Exzellenz wurde nichts, da der Fürst Radziwill[2]) mit Recht erklärte, eine Rekognoszierung jenseits der Vorposten (Füsilierbataillone von Franz und Alexander, Gardeschützen und 3. und 4. Schwadron 3. Husarenregiments) sei eigentlich untunlich, da die feindlichen Vorposten auf den nicht unbedeutenden Höhen jenseits der Sorge 1500 Schritt von den unserigen ständen, von wo aus sie jede Annäherung sehen und verhindern könnten. Nach Tische, um 3 Uhr, sah ich die Grenadierbataillone und Artillerie ausmarschieren. Sie rückten in enge Kantonierungen diesseits der Sorge; die Truppen waren unbändig heiter, und die Offiziere glückselig. Anzug und Bewaffnung derselben war hier und da phantastisch, immer aber kampagnemäßig. Die Musiken spielten „Schleswig-Holstein stammverwandt", wozu die Bevölkerung jauchzte. Um 4 Uhr ritt ich hinaus in die Biwaks der Holsteiner Dragoner, um meinen Freund Walter Loë[3]) zu besuchen, der jetzt dort Offizier ist. Ich fand ihn auch, er hatte gerade du jour . . .

---

[1]) Der damalige Major, spätere Feldmarschall von Steinmetz schreibt darüber: „Der General stellte in einer zweiten Ansprache den eben erst angekommenen Sohn des Prinzen Karl vor, indem er uns sagte, wir möchten darin einen neuen Beweis des Vertrauens Seiner Majestät des Königs zu uns erblicken, daß er seinen nächsten Verwandten in unsere Mitte schickte, um den Krieg kennen zu lernen und zu zeigen, welches Blut in den Adern der Hohenzollern fließe, und dann wandte er sich an den Prinzen und sprach ihm aus, wie er sich freue und wie er sich geehrt fühle und wie er ihm Gelegenheit geben würde, zu zeigen, daß er ein echter Hohenzoller sei. In dieser Weise sprach er, des Prinzen Hand fassend, noch weiter und war so ergriffen, wie er an den Schluß kam, daß wir mit Gott für König und Vaterland fechten würden, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Alles ging mit neuem Vertrauen zu seiner Truppe zurück." Vergl. von Krosigk, Generalfeldmarschall von Steinmetz. Berlin 1900. Seite 88.

[2]) General Fürst Radziwill befehligte die preußische Division der Bundesarmee.

[3]) Der spätere Generalfeldmarschall Freiherr von Loë. Vergl. Seite 38.



Um 5 Uhr war ich wieder in der Stadt und sah das Einrücken der preußischen Linie und einiger fremder Truppen mit an. Gegen Abend ging Seine Exzellenz zum Kommandierenden, Prinzen Friedrich von Noer, den wir trafen, und zum Herzog von Augustenburg, der nicht zu Hause war. Der Prinz ist ein schöner, großer Mann von militärischem Aussehen. Abends traf ein jeder für sich Vorbereitungen zur Kampagne.

Vormarsch gegen Schleswig

23. April 1848. Um 6 1/4 Uhr morgens stieg das Hauptquartier zu Pferde, um den Truppen, deren Spitzen um 7 Uhr von Stendtermühle und Sorgebrück aufbrachen,[1]) nachzueilen. Das Hauptquartier war verstärkt durch den Major Grafen Oriola vom Generalstab[2]) ... außerdem meldete sich ein Ordonnanzoffizier, der hannoversche Leutnant von Arentschild von den Cambridgedragonern. Ich ritt den Schimmel an dem Tage. Der Anzug fürs Hauptquartier war von Seiner Exzellenz befohlen: Ueberrock, Mütze und Schärpe. Fast alles hatte Paletots an oder Mäntel um, Seine Exzellenz und ich aber nicht. Außerdem trugen Stülpnagel und ich auf besonderen Befehl des Generals Helme wie er.[3]) Ich hatte, da allgemein Säbel getragen wurden, einen Pallasch umgetan, nachdem der General dies gutgeheißen. Das Wetter war den Morgen naß und flau, wurde aber schon gegen 10 Uhr besser und hielt sich bis gegen 6 Uhr gut, dann wurde es wieder trübe und regnete. Beim Wegreiten war unsere Absicht, die Stellung des Feindes, die bei den Danewerken vor und neben Schleswig vermutet wurde, nur zu rekognoszieren. Der Angriff sollte erst morgen erfolgen. Unser Hauptquartier sollte heute nach Kropp kommen zum Gros des Generals von Bonin. General von Wrangel ritt über Stendtermühle der Kolonne Möllendorff nach, das Gros derselben hatte bereits die Sorge bei Stendtermühle überschritten und bewegte sich in einer einzigen Kolonne vorwärts. Das Terrain gestattete es durchaus nicht anders; denn alle Felder sind von steilen Wällen, die an der Seite öfters Gräben haben (wie im Westfälischen) eingeschlossen. Reiter können sie gar nicht, Infanteristen nur einzeln und mit Mühe passieren. Ich ritt immer unmittelbar hinter Seiner Exzellenz neben seinem Sohn, Leutnant von Wrangel von den Kürassieren, einem prächtigen, scharmanten Menschen, der eben wie ich darauf brannte, ins Gefecht

---

[1]) Nach Wrangels Disposition sollten um 6 Uhr 30 Minuten die beiden preußischen Kolonnen zum Vormarsch bereitstehen: Rechte Kolonne Möllendorff mit Avantgarde bei Stendtermühle, mit Gros bei Duvenstedt; linke Kolonne Bonin mit Avantgarde bei Sorgebrück, mit Gros bei Ahrenstedt. Die holsteinische Abteilung sollte der Kolonne Bonin folgen und sich zwischen 10 und 11 Uhr bei Sorgebrück versammeln. Die Avantgarde der Bundesdivision (Halkett) brach zwar schon um 4 Uhr morgens aus ihren Unterkunftsorten südlich Rendsburg auf, gelangte jedoch, durch Empfang von Lebensmitteln in Rendsburg aufgehalten, nicht mehr zu dem beabsichtigten Anschluß an die Kolonne Möllendorff.

[2]) Im Stabe befanden sich außerdem Major Kirchfeldt als Generalstabsoffizier, Hauptmann von Massow als Adjutant, Leutnant von Wrangel vom 3. Kürassierregiment (Sohn des Generals) als Ordonnanzoffizier.

[3]) Vergl. Seite 83.

zu kommen. Der General sprach im Vorbeireiten auf das allervertraulichste und herzlichste mit den Truppen und gab ihnen in gemütlichster Form kleine Lehren. Vor dem Dorfe Oberselk wurde haltgemacht, um eine halbe Stunde zu ruhen . . . Das Hauptquartier ging auf einen benachbarten Hügel, von wo aus man eine ziemlich freie Umsicht hatte und durch Gläser den Feind suchte, der seine Vorposten in der Nacht in aller Ruhe abgezogen hatte, so daß die Fühlung an der Klinge verloren war. Schleswig aber sowie die Danewerke waren unseren Augen durch eine andere Hügelreihe entzogen. Exzellenz ritt dann zur Avantgarde, welche bis dicht an jene Höhen, etwa eine halbe Meile von Schleswig, heran war, vor . . . Um 10 Uhr 30 Minuten fiel der erste Kanonenschuß. Hurra, die Kampagne hat begonnen! Den Schuß tat die reitende Batterie des Hauptmanns Kühne (Leutnant von Lüdeck von der 3. Brigade aus Burg), welche auf besagten Höhen stand. Er traf, wie sich nachher herausstellte, ein dänisches Dragonerpferd von einer Abteilung, die auf der Chaussee nach Kropp patrouillierte und nun schleunigst nach Schleswig floh. Dem ersten Schuß folgten noch zwei oder drei, worauf die Geschütze schwiegen. Nun aber begannen die Tirailleurs der 12. Kompagnie des Regiments Alexander (Hauptmann von Cosel), welche die Spitze der Avantgarde gebildet und die Danewerke hinter Wedelspank hart am Wasser erstiegen hatten, ein lebhaftes Feuer auf dänische Jäger. Nachdem die ganze Kompagnie aufgelöst war und andere desselben Bataillons den Jägern in die rechte Flanke schossen, zogen sich diese hinter das Danewerk zurück und waren auf diese Art gedeckt. Nur selten fielen einige Schüsse. Plötzlich erhielt das Gros der Möllendorffschen Avantgarde Geschützfeuer, erlitt aber keinen Schaden. Die beiden Kanonen, welche schossen, waren außerhalb des Bereichs unserer reitenden Batterie etwa da aufgefahren, wo die Chaussee von Kropp nach Schleswig die Danewerke bei Busdorf schneidet. Zugleich zeigte sich dort eine Kompagnie dänischer Infanterie. Diese wie auch die Geschütze, welche vorher noch auf holsteinische Dragoner, die Spitze des Generals von Bonin auf der Chaussee von Kropp ohne Erfolg gefeuert hatten, worauf die Dragoner in Windeseile davonjagten, wurden bald durch die Annäherung der Tirailleurs einer Füsilierkompagnie von Alexander, bei der General von Möllendorff sich aufhielt, zum Verlassen des Platzes gezwungen. Hierauf entspann sich auch dort ein lebhaftes Gewehrfeuer von Massen von Tirailleurs, die hinter den Wällen, Hecken und Büschen standen. Das Hauptquartier sowie der Stab des Fürsten Radziwill hielten auf der Höhe, wo unsere reitende

Batterie gefeuert hatte. Von hier hatte man einen vortrefflichen Ueberblick über das ganze Gefecht. General Wrangel und sein ganzes Gefolge war abgesessen. Nach einer Weile nahm er Oriola und mich mit sich und ging auf eine Höhe einige hundert Schritte weiter vor, wo wir uns hinduckten und noch besser sahen. Von dort aus schickte er mich mit dem Befehl zum Fürsten Radziwill und General Möllendorff, das Gros der Avantgarde solle antreten, und den Leutnant von dem Bussche-Münch von der Adjutantur der 14. Division des Fürsten Radziwill zum General Bonin, er solle von Jagel etwa (wohin er mit dem Gros gekommen sein mußte) mit dem Gros über Klein-Rheide, nicht nach Groß-Rheide, sondern über den Kograben gehen. Die Boninsche Avantgarde indessen, Füsilierbataillone des 31. und 20. Regiments, gingen auf der Straße gegen Busdorf vor in langen Reihen in den Gräben neben der Chaussee und teilweise mit abgenommenen Gewehren.

Gefecht um das Dorf Busdorf

So standen die Dinge, als General von Wrangel sich zu Pferde setzte, um sich zur Avantgarde des Generals von Bonin auf der Chaussee von Kropp nach Busdorf zu begeben. Seine Exzellenz schickte mich zurück, um dem Fürsten Radziwill zu befehlen, daß, da nunmehr das Gros — die Gardegrenadiere — bis auf fünfhundert Schritt heran sei, der Fürst unverzüglich mit allem, was bei der Hand sei (zwei Schwadronen Husaren, sechs reitende Geschütze, zwei Kompagnien Füsiliere von Franz) gegen die Danewerke vordringen solle. Bis dahin nämlich hatte General Wrangel bei seinem alten Plan, bloß zu rekognoszieren, beharren und der Bitte des Generals Möllendorff, die östlichen, schon genommenen Danewerke wenigstens besetzt zu halten, nicht nachgeben wollen. Fürst Radziwill hatte schon seine Meinung dahin geäußert, daß die Danewerke von den Dänen nicht gehalten werden würden, wie es schiene, da fast gar nichts von ihnen zu sehen sei. Die Danewerke westlich von Busdorf nämlich waren bis jetzt gar nicht besetzt. Den angeführten Befehl zum Vorgehen brachte ich dem Fürsten. Mein flüchtiger Schimmel trug mich in großer Eile über einen jener vielen Wälle dahin, Stülpnagel aber, der mir folgte, ich weiß nicht warum, stürzte. Als ich zurückkam, erfuhr ich, daß er sich nichts getan. Seine Exzellenz gelang es mir bald einzuholen. Wir trafen die Füsilierbataillone der Boninschen Avantgarde noch vor Busdorf, und zwar in ziemlich starkem Kanonenfeuer. Dieses sowie die Notwendigkeit, wieder einen erhabenen Punkt zur Uebersicht zu gewinnen, bewogen wohl den General, rechts durch die Bataillone hindurchzureiten und mit Ueberwindung sehr schwieriger Terrainverhältnisse, als da sind Sumpf,

Wälle und Gräben, bei denen zwei- oder dreimal abgesessen werden mußte, das Danewerk rechts von Busdorf zu erklettern. Der General, ich, und ich glaube Major Kirchfeldt waren die einzigen, die sich hinauf machten und zwar zu Fuß, um von dort aus das vorliegende Terrain und die feindliche Stellung zu beobachten. Das Gefecht des Regiments Alexander hatte sich inzwischen von den Danewerken nach Busdorf hineingezogen und währte dort in gleicher, nicht übermäßiger Hitze fort. Fürst Radziwill traf hier den General wieder. Als inzwischen die reitende Batterie von uns, die den ersten Schuß getan, eingetroffen, ließ man sie sogleich links von Busdorf auf den bisher noch weniger bekämpften Danewerken auffahren und schießen. Nur die Füsiliere des 20. Regiments, und zwar ein Schwarm der 9. Kompagnie, an der Spitze drei Offiziere, worunter Graf Waldersee II [1]) vom 1. Garderegiment und Leutnant von Katte vom 20. Regiment, hatten mit einem Sturmlauf die Dänen von dort vertrieben und mit ihrem Feuer verfolgt. Kaum war die Batterie aufgefahren und abgeprotzt, so lenkte sie das Feuer der feindlichen Artillerie auf sich, die nun nicht allein mit Kugeln, sondern auch mit Granaten ein sehr lebhaftes und wirksames Feuer unterhielt, das manchem Füsilier und auch den Kanonieren und der Bespannung Schaden zufügte und das Leben kostete. Wir hielten unmittelbar neben der Batterie. Es war ein rasendes Geknalle, das durch das Tirailleurfeuer im nahen Dorf noch verstärkt wurde. Ich kann nicht sagen, wie lebhaft meine Freude war, die Kugeln und Granaten so dicht vor und hinter uns fliegen und krepieren zu sehen. Dem Hauptmann von Massow von der Adjutantur schlug eine Granate dicht vors Pferd und bespritzte ihn von oben bis unten mit Sand, verletzte ihn aber nicht. Eine Kanonenkugel ging dicht über meinem braunen Reitpferde fort, das bei den Handpferden war, und so schlugen die Kugeln zischend und krachend um uns herum. [2]) Nach einer Weile ritt der General mit uns in das angrenzende Busdorf in dem Augenblicke, wo zwei Kompagnien vom Regiment Franz (6. und 7. Kompagnie, Hauptmann von Roeder) das Dorf links, zwei Kompagnien (5. und 8., Oberstleutnant von Bequignolles) rechts angriffen. Hauptmann

---

[1]) Graf Gustav von Waldersee, der spätere persönliche Adjutant des Prinzen. Vergl. Seite 117 ff.

[2]) Unter des Prinzen Kriegserinnerungen in Dreilinden befindet sich eine Vierpfünderkugel auf einer Marmorplatte mit der Umschrift: „Der erste Salutschuß an Sie, mein Prinz.“ Diese Kugel schlug bei obengeschilderter Gelegenheit vor dem Prinzen ein, worauf General von Wrangel die angeführten Worte zu ihm sprach.

Roeder drückte ich noch die Hand und wünschte ihm Glück zu seinem Auftrage, und kurz darauf erhielt er einen Flintenschuß in den Rücken, als er sich umdrehte, um noch einen Zug seiner Kompagnie zur Unterstützung herbeizurufen. Der Kampf im Dorfe wurde mittlerweile sehr hitzig. Man behauptet, die feindliche Artillerie habe mit Schrapnells geschossen, wenigstens sprang sehr viel über unsere Köpfe hinweg, und viele blaue Bohnen flogen, die anders tönten als Flintenkugeln. Wir hielten an einem Hause neben einem Pappelbaum, von dem oft einzelne Aeste abgeschossen herunterfielen. Unmittelbar rechts von uns und rechts von der Chaussee waren es die Füsiliere Alexander und die Gardeschützen, die fochten. Das Dorf fing an vor uns auf der linken Seite der Straße zu brennen, so daß die Aussicht etwas benommen wurde, obgleich der Wind westwärts stand. Der Kampf im Dorfe war anhaltend und hitzig, an einzelnen Punkten schwankend. Dänische Gefangene, die dort gemacht wurden, sagten aus, daß 900 Jäger in ihm im Gefecht gewesen seien. Diese aber hatten nicht alle Büchsen, sonst hätten unsere Verluste weit bedeutender sein müssen. Außerdem nahmen an dem Dorfgefecht noch drei Bataillone dänischer Infanterie teil. [1])

Die dänischen Batterien warfen unaufhörlich Granaten in das Dorf, die aber wohl höchstens an einer Stelle gezündet haben. Hübsch war es, wie ein Leutnant von Gilsa vom 31. Regiment seine Leute wieder ins Feuer hineinführte, als sie gewichen, und wie der frische, kräftige Mann vor ihnen als der erste hinwegschritt. Der General rief ihnen noch zu, nicht hinter, vor dem Offizier müßten sie gehen. Noch etwas anderes machte dem General Eindruck: Das war ein Artillerieoffizier, der sich später als der Hauptmann von Decker [2]) von der 3. Brigade ergab und der mitten im tollsten Feuer auf der offenen Chaussee im Dorfe herumritt, um seine Haubitzen zu suchen. Er ließ alle Abmahnungen der umstehenden Kameraden unbeachtet, kam aber glücklich durch. Das Feuer war in dieser Stunde fürchterlich stark, laut und nahe. Fürst Radziwill sagte später mehrmals, er entsinne sich, während des ganzen Feldzugs 1813 nur bei Bautzen ähnliches gehört zu haben. Eine interessante Bemerkung glaube ich hier gemacht zu haben. Wenn man ein Manöver in dieser Gegend um Schleswig machen wollte, in diesem merkwürdig eingeschnittenen

---

[1]) An dem Dorfgefecht in Busdorf waren dänischerseits beteiligt: 3. Jägerbataillon, zwei Kompagnien 2. Jägerbataillons, 12. Linienbataillon, zwei Kompagnien 2. Linienbataillons und 13. Linienbataillon.

[2]) Hauptmann von Decker stellte zwei Sechspfündergeschütze seiner Batterie an der Westspitze von Ober-Busdorf auf.

und gleichmäßig von Wällen durchzogenen Terrain — denn jedes Feld ist von einem Wall umgeben, und die Felder sind sehr groß —, man würde es ganz so machen, wie die Truppen sich hier in der Wirklichkeit benahmen — leider ist dies wahr! Denn unsere Leute, selbst die Offiziere, verstanden durchaus nicht hinreichend die Gebäude für die Verteidigung zu benutzen und einzurichten. Sie trieben sich immer neben oder hinter ihnen, wenig in ihnen herum. Es fehlte nur noch, daß sie sich vor die Häuser gestellt hätten, wie wir bei unseren Manövern die Verteidigung und Benutzung markieren. Wie Dorfgefechte so sind, so war auch dieses, d. h. es zog sich in die Länge trotz des Angriffs der vier Kompagnien vom Regiment Franz. Als wir nach einer Weile das Dorf verließen, schien mir das Gefecht in Busdorf noch nicht entschieden. Der General ritt eiligst den Weg, den wir gekommen, zum Dorfe hinaus auf die fatale Meldung, die, glaube ich, ein Offizier der Batterie links von Busdorf brachte, daß mehrere feindliche Bataillone die Danewerke erstiegen und unsere linke Flanke bedrohten. Der Augenblick war kritisch, und das Kritische der Lage wurde vermehrt durch den Umstand, daß die reitende Batterie der 3. Brigade aufprotzte, weil sie sich verschossen und nur noch zwei Schuß pro Geschütz hatte. Die Gardefußbatterie des Hauptmanns von Gerschow indessen war schon daneben abgeprotzt und feuerte. Hinter den Batterien stand das Füsilierbataillon des 31. Regiments, die einzelnen Kompagnien längs der Wälle aufgelöst. Dort ritten wir entlang in ungeheurer Eile, nur wenige konnten dem General folgen. Der Leutnant von Wrangel aber und ich, den er wiederholentlich rief: ‚Mein Prinz! Wo ist mein Prinz? An meine Seite!‘ — wir waren immer bei ihm, die anderen kamen nach. Major Schlegell indessen stürzte; ich sah, daß er wieder aufsteigen wollte.

Der Prinz führt das Königsregiment in die rechte Flanke des Feindes

In diesem Augenblick tauchten in unserer linken Flanke, da, wo die Danewerke von einem tiefen Grund durchschnitten werden, rote Fahnen mit einem weißen Kreuz auf, und rote Uniformen erschienen. Dänische Bataillone in unserer Flanke![1]) Zugleich auch pfiffen ihre ersten Gewehrkugeln aus einer Entfernung von fünf- bis sechshundert Schritt um uns herum, und die vordersten Füsiliere wichen zurück. Den Augenblick war mir ganz fatal zumute. Diese Stimmung wurde wesentlich vermehrt durch unseren Glauben, daß

[1]) Es waren das 1. und 11. Bataillon der dänischen 1. Brigade (Oberst von Bülow), die um 1 Uhr mittags westlich des Busdorfer Teiches entlang und dann durch die Teichniederung und über den Damm einen Offensivstoß machten, um ihrer in den Kampf um Busdorf verwickelten Arrieregarde Luft zu schaffen.

Major von Schlegell erschossen sei, da sein Pferd ledig an uns vorbeilief, und keiner von uns ihn sah; endlich entdeckten wir ihn mitten unter den Füsilieren des 31. Regiments, weitab von uns. Nun schickte mich Seine Exzellenz fort: ich solle alles, was an Truppen auf der Chaussee zu finden, zu ihm heranführen. Mein Schimmel lief, was er laufen konnte, und bald stieß ich auf zwei Bataillone des Königsregiments, welche, durch Zufall von der Kolonne Bonin abgekommen, noch auf der Chaussee waren.[1] Dem Major von Steinmetz überbrachte ich nunmehr den Befehl des Generals, gab ihm aber auf eigene Faust den Befehl, nicht in Front, sondern in der Flanke anzugreifen, so die Dänen zum Stehen und endlich zum Weichen zu bringen. Major von Steinmetz, dessen Regiment in vier kleine Bataillone geteilt war, ging sogleich links von der Chaussee ab, über die Gräben und Einfassungen der Felder hinweg und formierte während des Marsches zwei Treffen. Daß der General mit meiner Anordnung einverstanden, erkannte ich daran, daß, als ich mich ihm wieder näherte, er dem Regiment mit der Hand immer noch Zeichen machte, weiter links zu marschieren. Inzwischen hatten die Dänen die Füsiliere des 31. Regiments aus zwei Positionen hinter den Erdwällen vertrieben und wichen erst, als die ersten Schützen vom Königsregiment ihnen in die Flanke kamen. Da aber machten sie sich eilig auf die Beine, und ihr Rückzug artete in vollkommene Flucht aus, denn sie warfen ungelogen hundert und mehr Tornister (aus Seehundsfell), Tschakos, ja auch Kleider und Waffen fort, um schneller fortzukommen; die ‚grüne Wiese‘ war damit übersät. Der Verlust der Dänen bei dieser schnellen Retirade war nicht unbeträchtlich, auch zwei Offiziere blieben schwerblessiert dort liegen. Das Königsregiment folgte mit seinen Schützen den Dänen auf dem Fuße, während die Füsiliere des 31. Regiments geordnet wurden. Der General war mit mir zu dieser Zeit bei der Kolonne vom Königsregiment, die am weitesten rechts war. Als sie sich dem Grunde, der die Danewerke durchschneidet, näherte, wurde sie mit Granaten beworfen. Gleich die erste schlug in die Queue, krepierte, und fünf Leute blieben liegen. Aber da freute ich mich recht über die prächtigen Pommern! Statt zu stutzen, ging

[1]) Die beiden Bataillone des Königsregiments hatten das Ende des Gros der Kolonne Bonin gebildet und waren auf den um 12 Uhr mittags erteilten Befehl Wrangels, das Gros sollte nicht links auf Rheide abbiegen — wie vorher angeordnet —, sondern auf Schleswig marschieren, dem bereits auf Rheide abgebogenen Gros nicht gefolgt, sondern auf der Chaussee auf Busdorf vorgerückt.

das Bataillon im Trabe den Hang hinunter auf die Wiese und sofort dem Feinde nach. Die braven Pommern! Das Hauptquartier aber blieb oben halten, und bald nahmen wir wahr, daß die Batterie auf uns zielte, denn fünf oder sechs Granaten flogen ganz barbarisch nahe um uns. Die eine flog singend dicht über uns weg und krepierte dabei, und eine andere nicht zwanzig Schritt von mir in die Erde, krepierte aber nicht. Da ritten wir nicht wenig davon. Keiner wünschte sich ein solches Osterei,[1]) sie waren doch ein wenig zu groß und zu hart.

Einnahme der Friedrichstadt von Schleswig

Während wir so ritten, schickte mich Seine Exzellenz, dem ich mitteilte, auf der Chaussee stände noch eine holsteinische Batterie, fort, sie zu holen. Dies tat ich. Es waren zehn oder zwölf Fußgeschütze, welche im Trabe vorgingen, von der Chaussee links abbogen und dort vom General ihre Bestimmung erhielten. Major Kirchfeldt führte sechs Geschütze im Galopp auf den Platz, wo wir beschossen worden waren. Da aber schwieg das feindliche Granatenfeuer. Die Annäherung des Königsregiments hatte die feindliche Batterie vertrieben. Die holsteinische Batterie kam somit nicht mehr zum Schuß. Nun ritten wir wieder gegen Busdorf. Während wir uns an den Punkt begaben, wo das Gefecht soeben beendet war, an den tiefen Einschnitt in die Danewerke, wurden die Füsilierkompagnien des 31. Regiments wieder gesammelt und geordnet und riefen in der Siegesfreude mehrere Male „Hurra!" Exzellenz stieg auf den hohen Wall. Ich bat um Erlaubnis, in den Grund gehen zu dürfen, um mich nach zwei dänischen Offizieren, die dort blessiert lagen, umzusehen. Stülpnagel folgte mir. Während ich die beiden unter den Blessierten suchte, begegnete mir ein Musketier vom pommerschen Regiment, der wegen eines Schusses in den rechten Oberschenkel bedeutend lahmte. Ich wollte ihm forthelfen, Stülpnagel sollte sein Gewehr tragen. Aber nein, er bestand darauf, allein zu gehen, und bedauerte immer nur, seinen Kameraden nicht weiter folgen zu können, er habe wirklich nicht länger mitgekonnt, er habe zu starken Schmerz, sagte er. Ein herbeigeeilter Chirurg verband ihn mit einem Taschentuch. General Wrangel, der herbeikam, belobte den braven Pommern wegen seiner heroischen Standhaftigkeit. Exzellenz nahm dann Veranlassung, mich wegen meines Benehmens beim Gefecht mit ausnehmend gnädigen Worten zu beloben und mir mit Tränen in den Augen und mit den allerwärmsten und herzlichsten Worten seine Zufriedenheit auszudrücken, wovon er auch dem König An-

---

[1]) Der 23. April 1848 war der erste Osterfeiertag.

zeige machen wolle. Ich war tiefbewegt und gerührt, denn so viel hatte ich nicht verdient, da ich nur meine Schuldigkeit getan. Der General umarmte mich mehrmals hintereinander und redete mich um diese Zeit nie anders als mit ‚du' und ‚mein Alter' an, worin ich einen großen Beweis seiner Zuneigung erblickte. Hierüber verging eine Viertelstunde oder mehr, und die beiden Füsilierbataillone der Boninschen Avantgarde (20. und 31. Regiments) zogen an uns vorüber über den Bach, der in der Vertiefung fließt, dem Königsregiment nach, das unaufhörlich, des Terrains wegen aber langsam, vordrang, das Feuer der Batterien und der Infanterie verachtend. Busdorf war inzwischen genommen, und der Feind schoß sich mit der Garde in Neu-Schleswig herum, das man auch Friedrichsberg nennt. Dort auf unserem rechten Flügel war der Kampf nicht mehr hartnäckig. Exzellenz setzte sich zu Pferde und eilte, von mir und noch einem oder zwei Herren begleitet — die übrigen waren abgekommen oder verschickt — zum Königsregiment. Als wir bei diesem braven Regiment ankamen, fanden wir es einem tüchtigen Kanonenfeuer ausgesetzt, gegen das es sich, solange die Kolonnen hielten, durch Niederlegen hinter den Wällen sehr zweckmäßig schützte. Die feindlichen Batterien schossen mit Kugeln, nicht mit Granaten, und als die Kolonnen so weit über die Wälle vorgegangen, daß wir ihnen nicht zu Pferde folgen konnten, also auf demselben Platze halten blieben, richteten sie ihr Feuer auf uns, was wir deutlich und unzweifelhaft daran wahrnahmen, daß die Kanonenbälle sehr nahe um uns sausten. Da außerdem noch Gewehrkugeln um uns pfiffen, und niemand nähere Bekanntschaft mit den blauen Bohnen zu machen wünschte, ritten wir von dannen gegen Schleswig. Die Vorstadt Neu-Schleswig hatten die Garden, und zwar die leichten Bataillone, unterstützt glaube ich durch das I. Bataillon Franz,[1]) bis zum Schlosse Gottorp hin genommen. Wir ritten, um nach der Stadt zu kommen, einen hohen Hang hinunter, auf dem es gewaltig zog, und da es noch dazu zu regnen anfing — freilich nur wenig — nahm ich mir einen Reitermantel vom Königin-Kürassierregiment um, denn ich fror im bloßen Waffenrock. Die Ordonnanzen des Generals waren von diesem Regiment. In diesem Aufzuge hielt ich meinen Einzug in Schleswig, der eroberten Stadt. Die Garden ließen, wo wir vorbeikamen, endlosen Jubel erschallen. Alle Einwohner waren auf den Beinen, jauchzten und gaben den Vorbei-

[1]) Es war vorzugsweise dieses Bataillon unter Major Vogel von Falckenstein, dem späteren bekannten General, das die Vorstadt nahm. Die Füsilierbataillone der Garde schlossen sich dem Vorgehen an.

ziehenden Wein und Fleisch und Brot. Die Bataillone hatten die Gewehre zusammengesetzt und überließen sich der Freude. Wir hielten das Gefecht für beendet. General Wrangel, den Fürst Radziwill und General Möllendorff begrüßten, ritt bis ans Ende der Vorstadt gegen Gottorp hin, wo die Spitzen der Avantgarde (Füsiliere von Franz) eine beobachtende Stellung gegen das vom dänischen Gardebataillon und Artillerie besetzte Schloß innehatten. Neben dem Schlosse, in dem sogenannten Pulverholz, in einer Stellung, welche die Truppen in Schleswig, das Königsregiment und die Füsilierbataillone des 20. und 31. Regiments gleichmäßig bedrohte, standen, wie wir erst später erfuhren, 3000 bis 4000 Dänen mit zahlreicher Artillerie, die jedoch, statt noch einmal einen für uns höchst gefährlichen Offensivstoß zu versuchen, bald durch den Wald auf die Straße nach Flensburg abzogen. Während Exzellenz dort bei den Spitzen der Möllendorffschen Brigade sich aufhielt und eben mit dem Grafen Waldersee,[1]) dem Kommandeur der Avantgarde, gesprochen hatte, ritt ich letzterem nach. Ich dachte mir dabei nichts Arges, sondern wollte ihm nur mitteilen, daß sein Sohn aus Potsdam angekommen, die Affäre mitgemacht und sich ganz wohl befände. Der General aber rief mich zurück und ermahnte mich, an seiner Seite zu bleiben. Und diesem Umstande verdanke ich vielleicht mein Leben. Denn gleich darauf fiel vom Schlosse Gottorp fünfhundert Schritt von uns ein Kanonenschuß auf uns, der dem Hauptmann von Normann und Premierleutnant von Berg vom Regiment Franz jedem ein Bein zerschmetterte. Mitten im Ort Neu-Schleswig machte Exzellenz halt, stieg ab, frühstückte, und man begann für den Stab die Quartiere einzurichten. Die Füsiliere von Alexander setzten neben uns die Gewehre zusammen und gingen in die Quartiere. Es war etwa 2½ Uhr nachmittags. Wie gesagt, wir hielten das Gefecht für beendet, trotzdem noch alle fünf Minuten einzelne Kanonenschüsse fielen. Wir waren der Meinung, daß der Feind seinen Rückzug auf Flensburg durch einige Batterien und durch eine starke Schützenlinie an der Lisiere des großen Waldes hinter Schleswig ganz einfach decke, ohne weitere Absichten zu haben. Die Ansicht bestätigte sich später als die richtige.[2]) Da kam die Meldung vom General Bonin, die erste Nachricht zugleich, die wir von

---

[1]) Graf Waldersee, später, 1854—1858, preußischer Kriegsminister, Vater des Grafen Gustav von Waldersee (Seite 60).

[2]) Um diese Zeit bestand beim dänischen General Hedemann noch die Absicht, die Stellung Pulverholz-Gottorp hartnäckig zu verteidigen.

ihm erhielten, der Feind dränge ihn dergestalt, daß er kaum imstande sei, länger standzuhalten.[1])

Gefecht um das Pulvermühlenholz

Dies bewog Seine Exzellenz, den Plan, die feindliche Arrieregarde nicht weiter zu drängen und ihre Position des zu erwartenden großen Menschenverlustes wegen nicht anzugreifen, zu ändern und den Befehl zum Angriff zu geben. Zugleich erhielt die Brigade Möllendorff, die schon teilweise in die Kantonnements in Neu-Schleswig, teilweise in Biwaks bei Busdorf gerückt war, Befehl, unverzüglich die Gewehre in die Hand zu nehmen. Dasselbe galt für die holsteinischen Truppen (vier Bataillone, zehn bis zwölf Geschütze), die von Rendsburg auf der Chaussee über Kropp marschiert waren und hinter Busdorf standen. General von Wrangel setzte sich wieder zu Pferde und ritt, nur von Stülpnagel und mir begleitet, den Weg, den er gekommen, aus Schleswig heraus. Major Kirchfeldt kam nach. Die Erschöpfung der Truppen war unverkennbar. Dieser Umstand mochte General von Wrangel bewegen, nachdem er auf dem Erdbeerenberge angekommen, sich über die Lage der Dinge schnell einen Ueberblick verschafft und die Notwendigkeit erkannt hatte, die Dänen kräftig zurückzudrängen, den bereits erlassenen Befehl, daß die Garden vor sollten, durch mich dahin ändern zu lassen, daß die holsteinischen Truppen unter Prinz Friedrich zuerst ins Feuer sollten. Diesen Befehl überbrachte ich in Schleswig dem Fürsten Radziwill und dem General Möllendorff und erfuhr, daß die holsteinischen Truppen erst etwa in einer halben Stunde eintreffen könnten. Fürst Radziwill ritt, von mir geführt, zum General Wrangel, den wir nach dreißig Minuten trafen. Er war mit den wenigen Herren, die sich allmählich zu ihm gefunden hatten, auf einer Anhöhe an einem jener einfassenden Erdwälle abgesessen und beobachtete den Feind. Vor uns im Grunde lagen Kolonnen vom Königsregiment, die Gewehre zusammengesetzt, die Leute platt auf dem Bauch, sehr gut geschützt gegen das Feuer zweier feindlicher Batterien, deren Kugeln so fast gar nicht treffen konnten. Tirailleurs waren vorgezogen und schossen sich mit dänischen Jägern und mit Infanterie herum. Das Gefecht hatte schon lange, vielleicht anderthalb Stunden, an dieser Stelle gestanden und war

---

[1]) Es erscheint nicht wahrscheinlich, daß die Meldung Bonins so gelautet hat. Denn der General stand bis 3 Uhr nachmittags überhaupt noch nicht im Gefecht, sondern hielt noch am Kograben nördlich Klein-Rheide. Möglicherweise aber trafen gleichzeitig mit einer Meldung Bonins besorgniserregende Nachrichten vom Major von Steinmetz ein, bei dem das Gefecht am Pulverholz schwankte. Das von dort herüberschallende Feuer bewog Wrangel jedenfalls, seinen bisherigen Plan zu ändern.

rechts vom Königsregiment, bei den Füsilieren des 20. und 31. Regiments, sogar schwankend gewesen. Zwei kleine Gehöfte, Pulvermühle und Annettenhöhe, waren von den Füsilieren genommen, verloren und endlich wiedergenommen worden, unterstützt durch einen Angriff der 1. und 2. Kompagnie des Königsregiments unter Hauptmann Graf Rittberg, welcher sich dabei rühmlichst auszeichnete und dessen Benehmen sehr gelobt wird. So stand das Gefecht etwa um 5 Uhr, als die holsteinischen Kolonnen, durch Graf Oriola geführt, dessen Umsicht und Eifer den ganzen Tag über bewundernswert waren, den Hang hinuntergingen und ihre Jäger gegen des Feindes rechte Flanke warfen. Die Füsiliere gingen unmittelbar vor oder während des Angriffs der holsteinischen Jäger von den genommenen Gehöften aus in die Büsche vor, die einen kleinen, den waldigen Höhen nördlich Schleswig vorgelegenen Hügel — Pulvermühlenholz — bedeckten. Das Königsregiment machte im Zentrum ebenfalls eine Offensivbewegung mit seinen Schützen, denen die Kolonnen als Unterstützung folgten, und so wichen die Dänen, fortwährend feuernd, zurück. Ihre Batterien fuhren sogleich ab. Unsere Truppen folgten. Nach einer Viertelstunde, es mochte 6½ Uhr sein, hörte man hier und da noch Flintenschüsse im Walde.

General von Wrangel hatte sich den ganzen Nachmittag über nicht von seinem vortrefflichen Platze entfernt. Wir konnten von da auch bis zur Boninschen Kolonne hinsehen, die eine viertel Meile von uns entfernt sein mochte, und bei der wir auch Schießen hörten, auch eine dänische Batterie, die ihr gegenüberstehen mußte, feuern sahen. Wir nahmen das Vorgehen des Generals von Bonin daran wahr, daß eines seiner Bataillone auf einem Plateau, etwa so hoch wie wir, aber sehr weitab, vorrückte. Der einzige Umstand, an dem ich als erster es als ein preußisches Bataillon erkannte, war der lange Fahnenstock und seine Form, die man deutlich sehen konnte, da das Schwarze sich von dem weißen Horizont sehr gut absetzte. Bald kam auch die Meldung, daß Bonin das Dorf Husby genommen und bis Schaby vor sei.[1])

Die Dänen räumen Schloß Gottorp

General von Wrangel verließ den Punkt, wo er so lange gewesen, sobald das Königsregiment seinen Tirailleurs folgte, und holte dessen Kolonnen in dem kleinen Grunde zwischen der mit Kusseln bedeckten Pulvermühlenhöhe und der größeren bewaldeten

[1]) Wenn in dieser Gefechtsschilderung der Mitwirkung des Generals von Bonin an der Schlacht nicht weiter gedacht wird, so erklärt sich das dadurch, daß der Prinz nur seine eigenen Beobachtungen und Eindrücke niederschrieb. Tatsächlich veranlaßte Bonins Erscheinen bei Husby den General Hedemann zum Rückzuge.

Höhenreihe, die hinter Schleswig fortzieht — dem Tiergarten — ein. Lebehoch und Hurra ohne Ende erschollen dem General, wo er sich zeigte, und beim Königsregiment dem König. Die Leute traten an den General heran und dankten ihm für die Führung, ohne die es ja nicht gegangen wäre. Es gab rührende Szenen, wo keinem der Anwesenden die Augen trocken blieben. Vom Königsregiment ritt Seine Exzellenz den bewaldeten Rücken hinauf, wo wieder alles voller dänischer Tornister lag, also wieder eine wahre Flucht gewesen war. So hatte der Angriff vom Königsregiment gewirkt. Die alten Pommern, gegen die ist nicht gut fechten, das haben uns schon unsere Großmütter erzählt. Tote und Blessierte lagen da in beträchtlicher Zahl herum, einige gewährten einen schaudervollen Anblick. Die Dänen wichen so schnell, daß wir uns bald im Besitze des jenseitigen Randes des Waldes befanden. Das Gewehrfeuer schwieg. Einer breiten, freien Stelle im Walde gegenüber auf einem Höhenzuge, tausend Schritt von uns bei den Hühnerhäusern, standen zirka zehn dänische Geschütze abgeprotzt und auf uns gerichtet, schossen aber nicht. Hinter ihnen war Infanterie, und auf einem benachbarten Hügel hielt eine zahlreiche Suite, vermutlich General Hedemann, der feindliche kommandierende General. Wir griffen diese Stellung nicht an. Exzellenz beschloß vielmehr, an der gewonnenen Waldlisiere die Vorposten aussetzen zu lassen. Er sprach dann mit jeder der vier Kolonnen des Königsregiments, drückte ihnen seinen herzlichsten Dank aus, sprach von der Bewunderung, die er ihrer Bravour zolle, von dem Bedauern über ihre Verluste, von der Freude des Königs bei diesen Nachrichten, und ich solle ihm von seinem braven pommerschen Regiment erzählen. Und dabei stellte mich der General dem Regiment vor, indem er schmeichelhafte Worte an mich richtete und namentlich erwähnte, wie ich den Befehl zum Flankenangriff mittags dem Regiment auf eigene Faust überbracht habe, und das Schicksal des Tages dadurch entschieden worden sei. Hierauf brachte mir das Regiment ein dreimaliges Hoch, das von Herzen kam — denn die Pommern meinen es treu — und das ich mein Lebtag nicht vergessen werde. Und der Donner der dänischen Geschütze rollte sein Amen dazu. Da war mir wohl zumute! . . . Weiter ging's gen Schleswig hin. Inzwischen hatten wir die Nachricht erhalten, daß Schloß Gottorp von seiner Besatzung, dem dänischen Gardebataillon und der Artillerie, etwa um 7 Uhr verlassen worden sei. Allgemein sprach sich später die Ansicht aus, daß, wenn der Hauptmann der nächsten Füsilierkompagnie am Erdbeerenberge ein unternehmender Mann gewesen wäre, er wohl Chance gehabt

hätte, das aus Gottorp wegfahrende, durch den Wald eilende Geschütz zu nehmen. Gottorp also war verlassen, die rote Danebrogfahne, die vom Turm geweht hatte, war verschwunden, und man begann das Schloß zu erleuchten. Wir ritten nahe an ihm vorüber in die Stadt. Beim General Wrangel, der in einem großen Hause links gegenüber meinem Quartier abstieg, gab es bald etwas warme Suppe und Essen, was sehr wohltat. Während wir dort aßen, kamen General Möllendorff, Fürst Radziwill usw. zum General und besprachen sich mit ihm wegen des heutigen Erfolges und wegen morgen. Die Grenadierbataillone von Alexander, welche jetzt jenseits Schleswig standen, und, wie wir später erfuhren, das Bataillon des 12. Regiments sowie die gesamte Kavallerie waren noch ganz intakt, so daß man den Feind, wenn auch nicht auf der Stelle, so doch den anderen Morgen sehr früh hätte verfolgen, ihm Trophäen abnehmen, ja vielleicht seine gänzliche Vernichtung hätte herbeiführen können. Aber nein, politische Rücksichten verdrängten die militärischen. Die Bundestruppen, die kaum über Rendsburg hinaus waren, sollten abgewartet werden und morgen die Avantgarde bilden.[1]) Es war spät, als ich schlafen ging. Die Bagage des Hauptquartiers kam erst in der Nacht an. Als ich mir nun noch einmal die Erlebnisse des Tages durchdachte, war ich doch sehr erfreut, nun einmal den Ernst des Krieges gesehen zu haben. Aber lieber als all der Kugelregen und alles übrige wäre mir doch eine Attacke mit den Königin-Kürassieren gewesen! General Wrangel hatte mich nämlich zu dem Regiment schicken und mir für das Gefecht die Führung einer Schwadron anvertrauen wollen. Deshalb hatte er auch mich und Stülpnagel mit Helmen bestellt. Was wäre das herrlich gewesen! Die alten Pommern wären schon tüchtig geritten und hätten nicht sanft auf die Rotröcke geprügelt. Aber leider war das Terrain so, daß für Kavallerie gar nichts zu machen war. Aufgeschoben ist aber nicht aufgehoben!"

Der kurze Feldzug sollte dem jungen Prinzen die hier in den Schlußworten seines Tagebuchs ausgesprochene Sehnsucht nicht mehr erfüllen.

---

[1]) Moltke sagt in seiner „Geschichte des Krieges gegen Dänemark 1848 und 1849": „Der Kommandierende sprach es aus, daß er auf eine Erneuerung des Kampfes rechne, und dabei mochte man die Unterstützung von 10000 Mann frischer Truppen nicht für überflüssig halten. Diese vom Kampf auszuschließen erschien auch in politischer Hinsicht nicht angemessen, allein der Entschluß am Abend des 23. fiel dahin aus, sie an die Spitze des weiteren Vormarsches zu stellen."

Am Morgen des 24. April besuchte er in Wrangels Gefolge zunächst die in den Lazaretten von Schleswig untergebrachten Verwundeten. „Auch hier noch zeigten diese Pommern einen solchen Geist und äußerten sich auf eine so erhebende Art, daß ich mich oft gar nicht mehr halten konnte," schreibt er. Um ½10 Uhr ritten die Stäbe des Oberbefehlshabers und des hannoverschen Generals Halkett an der Spitze der Avantgarde auf Flensburg. Dem nachmittags am Billschaukruge stattfindenden Geplänkel gegen die dänische Nachhut wohnte der Prinz aus nächster Nähe bei und erhielt dabei eine, glücklicherweise unwirksame, Kugel in den Paletot. Am folgenden Tage war er Zuschauer bei dem Artilleriekampfe, den zwei Batterien bei Flensburg gegen drei im Hafen liegende Kanonenboote und zwei Kriegsdampfer der Dänen führten.

Rückkehr des Prinzen vom Kriegsschauplatz

Am 2. Mai überschritt Wrangel die jütische Grenze und besetzte am 3. Mai ohne Kampf die Festung Fredericia. Da indessen die Kriegführung durch die Einmischung von Rußland und England mehr oder weniger lahmgelegt wurde, befahl König Friedrich Wilhelm IV. die Rückkehr seines Neffen vom Kriegsschauplatz. Am 10. Mai traf er mit seinen Begleitern, Major von Schlegell und Leutnant von Stülpnagel, wieder in Potsdam ein.

Wrangel hatte in seinem Gefechtsbericht an den König die Tapferkeit des Prinzen rühmend erwähnt. Friedrich Wilhelm IV. antwortete telegraphisch: „Das Verhalten meines Neffen Friedrich Karl erfüllt mich mit Freude." Auch der in jenen Tagen in England weilende Prinz von Preußen schrieb dem Major von Schlegell: „Daß das Hohenzollernblut sich bei Schleswig bewährte, ist herrlich. Sagen Sie das meinem Neffen."

Am 19. September erhielt der junge Prinz als Auszeichnung für sein rühmliches Verhalten im Treffen von Schleswig den Orden Pour le mérite, den Wrangel ihm im Parolesaal in Sanssouci umhing. Einige Jahre später, am 23. April 1853, sandte der General ihm folgendes Schreiben: „Aus der Fülle meines Herzens danke ich Ihnen für Ihre gnädige Erinnerung an Schleswig. Ja, es war ein schöner Tag, wo sich auch das alte Heldenblut, das in Ihren Adern rollt, durch den Feuereifer hervortat, mit welchem Sie das brave 2. Infanterieregiment König heranholten und in der rechten Flanke des Feindes führten, wodurch der Sieg den preußischen Fahnen wurde, und Sie, mein Prinz, so die erste würdige Waffentat vollführten. Möchte die Vorsehung mich noch für würdig halten, noch einmal das Schwert zu ziehen, und Sie, mein Königlicher Herr, wären dann mein Reitergeneral — dann würden bessere Resultate als bei Schleswig folgen."

Kompagniechef im 1. Garderegiment zu Fuß

Aus dem kurzen, aber für seine militärische Entwicklung bedeutsamen Feldzuge heimgekehrt, widmete sich der Prinz mit Eifer und Ernst der Ausbildung seiner Kompagnie. Die politischen Verhältnisse machten diese Aufgabe im Jahre 1848 ungleich schwieriger als in normalen Friedenszeiten. Denn gegenüber der starken Anmaßung und Selbstüberhebung, die die Masse des politisch noch unreifen Volkes ergriffen hatte, und die sich auch im Heere Eingang zu schaffen suchte, zeigte sich in den höheren Führerstellen zuweilen eine bedenkliche Nachgiebigkeit. Da waren es die Kompagniechefs und Subalternoffiziere, die mit allen Mitteln für die Aufrechterhaltung der Zucht und Ordnung sorgten.

Prinz Friedrich Karl, durchdrungen von der Ueberzeugung, „daß die Welt nicht sicherer auf den Schultern des Atlas ruhe, als der preußische Staat auf den Schultern der Armee", zeigte sich seiner Aufgabe gewachsen. Er verstand die Zeichen der Zeit. Nur wenige Beispiele [1]: Als die Armee den Befehl erhielt, die schwarz-rot-goldene Kokarde anzulegen, richtete er an seine Füsiliere die Worte: „Ich gebe zu, es kann auf den ersten Anblick befremden, daß ihr die Farben tragen sollt, die ihr von den Barrikaden gerissen. Aber ich meine, sie haben dort geweht nur aus einem beklagenswerten Mißgriff eurer Gegner. Denn die schwarz-rot-goldenen Farben sind und bleiben die uralten, ehrwürdigen Farben des deutschen Kaiserreichs, die ihren Ursprung herleiten von den Zeiten Karls des Großen. Und heute, wo das Deutschtum wieder erwacht, tragen wieder fast alle deutschen Armeen diese Farben und eure Kameraden auch, die in Holstein für die deutsche Sache fechten. Bereits vor drei Wochen habt ihr Seine Majestät den König mit dieser Kokarde gesehen. Deshalb wollen auch wir sie mit Freuden anlegen. Unsere preußischen Farben aber behalten wir zum sichersten Zeichen, daß wir sind und bleiben Preußen." Für das Verhalten gegen die Bürgerwehr gab er folgende Weisung: „Die Füsiliere sollen nicht nahe an den exerzierenden Abteilungen der Bürgerwehr stehen. Das Lächeln auf unserer Seite ist ebenso natürlich wie auf ihrer Seite das Uebelnehmen, weil sie sich bestreben, es gut zu machen. Das kann Kollisionen herbeiführen, die zu vermeiden sind."

Einen interessanten Einblick in die ganze Art seiner Kompagnieführung gewährt ein Brief, den er am 4. September seinem treuen Mentor Roon nach Koblenz sandte:

---

[1]) Aus dem Kompagniechef-Notizbuch des Prinzen.

„Wenn ich Ihnen nun meinerseits eine Schilderung meines hiesigen Lebens machen soll, so setze ich einen besonderen Stolz darein, bei dem anzufangen, wo ich wirke, bei meiner Füsilierkompagnie. Meine 240 Leute — denn zehn fehlen an der Kriegsstärke — machen mir viel Sorge, oder besser, ich sorge viel für meine 240 Füsiliere. Meine Bemühungen lohnen sich zu meiner großen Freude und finden Anerkennung. Ich tue fast nichts als Felddienstüben und Schießen. Dem Paradedienste widme ich keine Zeit, und seit fünf Monaten, wo ich die Kompagnie habe, bin ich erst einmal, und zwar in der ersten Woche, in dem Fall gewesen, den Parademarsch zu üben. Und dennoch, oder vielmehr deshalb, das kann ich Ihnen zuschwören, höre ich bei jeder Parade meine Kompagnie besonders beloben. Draußen in den Büschen und Wäldern sind meine leichten Krieger sehr bei der Hand und immer munter. So ist mir schon mancher lustige Schwank gelungen. Die Leute sind mir fast ohne Ausnahme sehr zugetan, was sich mir oft in wichtigen Augenblicken gezeigt hat, und wodurch es mir gelingt, die Kompagnie makellos und frei von schädlichen Einflüssen zu erhalten, die in großer Menge unter mancherlei Gestalt auf die Soldaten wirken wollen. So hat mich eine große Anzahl Leute aus der alten Kompagnie von 150 Köpfen gebeten, das ‚Du‘ beizubehalten, oder, wenn solche Bitten jetzt vorkommen, das ‚Sie‘ in ‚Du‘ zu ändern. Das Vertrauen hat sich aber namentlich auch in einem sehr ernsten Moment vor wenigen Wochen bewährt, wo sehr viel auf dem Spiele stand. Doch hiervon nur mündlich.[1]) Und bei alledem behandle ich die Leute, ich glaube strenger als irgendein anderer Kapitän und vertusche nie etwas, sondern greife durch. Ich habe sehr viel gestraft und zwar etwa so viel Arreststrafen in diesen fünf Monaten verhängt, als mein Vorgänger in zirka anderthalb Jahren. Dies mag Ihnen ein Zeichen sein, daß ich mit mannigfachen Schwierigkeiten zu kämpfen habe, um die militärische Zucht zu erhalten. Dummheit, Leichtsinn, Uebereilung führt die meisten Vergehen herbei, aber nicht selten auch entschiedener böser Wille. Ich glaube aber, daß die Epidemie der Indisziplin und der Glaube, jetzt anders als sonst behandelt werden zu müssen, der hier und da Wurzel fassen wollte, in der Abnahme begriffen ist. Ueber meine Reserven und deren Führung und Gesinnung kann ich mich nur lobend aussprechen. Sie sind alle Soldaten durch

---

[1]) Wie aus dem Kompagniechef-Taschenbuch des Prinzen hervorgeht, handelte es sich dabei um ein Insubordinationsvergehen mehrerer Mannschaften, die sich auf des Prinzen Aufforderung freiwillig als schuldig meldeten.

und durch. Daß sie genau wie jeder andere behandelt werden, versteht sich von selbst, und dennoch habe ich nur einen bisher mit Arrest und einen anderen durch einen Verweis vor der Kompagnie gestraft. Doch genug hiervon. Ich glaube, daß ich viele Erfahrungen sammle, und daß diese mir dereinst nützen werden."

Unter den Offizieren seiner Kompagnie trat besonders Leutnant von Meyerinck dem Prinzen persönlich nahe, der ihm bis ans Lebensende ein treuer Freund geblieben ist und ihn „Du" nannte.[1])

Schon am 19. Oktober 1848 wurde der Prinz von der Führung der Kompagnie entbunden, um sich bis zu dem auf seinen eigenen Wunsch in Aussicht genommenen Uebertritt zur Kavallerie noch in der Bataillonsführung auszubilden. Er richtete wahrhaft ergreifende Worte des Abschieds an seine Leute: „Wie eine Truppe sich nur stark fühlt, wenn sie einen Führer hat, dem sie vertraut, so auch hat der Offizier nur dann volle und wahre Zuversicht zu seinen Leuten, wenn er w e i ß, daß sie ihm vertrauen und folgen, wohin e r sie ruft, und daß sie da zu sterben wissen, wo e r sie hinstellt. Ich bekenne es offen, Füsiliere, von diesem Vertrauen habe ich etwas gespürt. Denn während der Zeit, wo ich die Kompagnie geführt habe, hat mich von euch ein guter Teil wenigstens achten und lieben gelernt. Ich weiß, daß ich auf euch bauen kann, d a ß i c h M a c h t b e s i t z e ü b e r e u r e H e r z e n. Das ist mein größter Stolz mit Recht, mein größtes Glück wahrhaftig! Wenn ich von euch scheide, so heißt das nichts anderes, als es ist Befehl, daß dieses Verhältnis aufhöre, das Band der Herzen zerrissen werde — wenn man warm fühlt. Das kann mich überwältigen. S o l i e b h a b e i c h d i c h, d u 10. K o m p a g n i e! Es ist möglich, daß mancher die Kompagnie besser führt, als ich es zu tun vermochte, aber euch mehr liebhaben, das kann keiner, d a s i s t r e i n u n m ö g l i c h."[2]) Ist es nicht, als ob sich der Sieger von Vionville, den das „Ave Caesar, morituri te salutant" seiner Brandenburger im Gewühl der

---

[1]) Hubert von Meyerinck, 1829 geboren, trat 1858 ins Gardehusarenregiment über, nahm am Feldzuge 1864 als Ordonnanzoffizier des Prinzen teil, war später Kommandeur der 14. Husaren, zuletzt der 29. Kavalleriebrigade. Er starb 1900 als Generalleutnant z. D. in Potsdam. Sein Bruder war der langjährige Hofmarschall des Prinzen.

[2]) Der Prinz schreibt unter diese unmittelbar darauf zu Papier gebrachten Worte: „Ich sprach mit gebrochener Stimme, langsam, betonte aber stark, was hier unterstrichen (Sperrdruck). Meyerinck und fast die ganze Kompagnie weinte helle Tränen, und ich war wie vernichtet."

Schlacht begrüßte, in diesen hinreißenden Worten des zwanzigjährigen Jünglings verheißungsvoll ankündigt?

„Einfluß des Zündnadelgewehrs auf das Gefecht"

Wir können an der kurzen Spanne Zeit, während deren Prinz Friedrich Karl der Infanteriewaffe angehörte, nicht vorübergehen, ohne eines aus seiner Feder stammenden Aufsatzes Erwähnung zu tun, der, wenn auch erst später veröffentlicht — und zwar am 22. April 1849 in Nr. 71 der „Deutschen Wehrzeitung" unter der Chiffre 8 —, so doch schon im Juli 1848 entstanden ist. Er ist betitelt „Einfluß des Zündnadelgewehrs auf das Gefecht". Die im Berliner Zeughause lagernden Zündnadelgewehre waren kurz zuvor an einzelne Truppenteile der Armee, darunter auch an das 1. Garde-regiment, verausgabt worden, und die beabsichtigte allmähliche Umbewaffnung der ganzen Armee mit der neuen Hinterladerwaffe rief einen lebhaften Meinungsstreit in weiten Kreisen hervor. Die Vorzüge der Waffe, die der Truppe ziemlich unvermittelt und ohne die nötigen amtlichen Anweisungen über ihren Gebrauch im Gefecht in die Hand gegeben wurde, waren in den Augen des Prinzen so einleuchtend, daß er sich dazu entschloß, seine praktischen, in der Kompagnie gewonnenen Erfahrungen durch eine Veröffentlichung des Aufsatzes der Allgemeinheit nutzbar zu machen, „um einstweilen die Lücke einer noch fehlenden ministeriellen Instruktion auszufüllen". Nur einige Stellen seien angeführt, aus denen hervorgeht, wie richtig der Prinz den gesteigerten Einfluß der neuen Feuerwaffe auf das Gefecht erkannte:

Nachdem er auf Grund mehrerer Zusammenstellungen von Schießergebnissen die Ueberlegenheit des Zündnadelgewehres über das glatte Perkussionsgewehr und die Thouveninsche gezogene Büchse, die damalige Jägerwaffe, nachgewiesen und die zur Ausnutzung der erhöhten Feuergeschwindigkeit erforderlichen Vorbedingungen (richtiges Entfernungsschätzen, sorgfältige Feuerleitung in der Hand des Kompagnie- und der Zugführer, Sorge für hinreichenden Munitionsersatz durch Vermehrung der im Patronenwagen nachgeführten Munition) erörtert hat, heißt es: „Man wird das Zündnadelgewehr vor allen Dingen zum Feuergefecht anwenden, im Gegensatz zu dem letzten Entscheidungsstoß, zu dem die Reserven aufgespart werden. Das Feuergefecht ist von langer Dauer. Es bereitet die Entscheidung vor. Diese dagegen hat einen schnellen Verlauf. Sie ist gewissermaßen ein gewaltsamer Stoß gegen die gelichteten Schützenreihen des Gegners und charakterisiert sich weit mehr durch den Angriff mit dem Bajonett als wie durch ein Feuergefecht. Deshalb scheint der Entscheidungskampf so lange nicht die Aufgabe der mit dem

Zündnadelgewehr bewaffneten Bataillone sein zu können, als bis nicht wenigstens die Mehrzahl der Infanterie mit ihm versehen ist." Wenn hier der Prinz in Uebereinstimmung mit den maßgebenden taktischen Ansichten damaliger Zeit noch in dem Stoß der Massen das entscheidende Moment der Schlacht sieht, so unterscheidet er sich doch schon jetzt darin wesentlich von den Verfechtern der Stoßtaktik, daß er in der Feuervorbereitung die Vorbedingung des Erfolges erkennt. „Eine mit dem Zündnadelgewehr bewaffnete Kompagnie ist, wenn sie in ihrer Feuerwirkung sonst nicht gelähmt ist, durch ihr weithin treffendes Blei und ihr Schnellfeuer oft ein gefährlicherer Gegner als ein Bataillon mit Flinten." Ueber das Gefecht gegen Artillerie sagt er: „Das Gewehr ist der Artillerie ein weit furchtbarerer Gegner als die Büchse, denn die einzelnen guten Schützen, die sich auf Schußweite an die Artillerie herangeschlichen haben, werden nicht nur ebensogut treffen, als Jäger es nur vermöchten, sondern auch viel schneller schießen und besser gedeckt sein." Dem Bedenken der Munitionsverschwendung wird in folgender Weise entgegengetreten: „. . . Aller Wahrscheinlichkeit nach werden diejenigen Soldaten, denen bewußt ist, daß fast allein das ruhige und genaue Zielen das Uebergewicht ihrer Waffe zur Geltung bringt, auch hierauf von selber ihr Augenmerk richten und daher nicht blindlings knallen, sonst taugen sie überhaupt nichts . . . Wenn nur gehörig gezielt und getroffen wird, so mag nur immerhin schneller geschossen werden als bisher, der Erfolg wird auch ein größerer und schnellerer sein. Wenn der Vorteil des schnelleren Schießens, den das Gewehr darbietet, ordentlich benutzt werden soll, muß auch auf irgendeine Art mehr Munition geschafft werden. Indessen, das Treffen ist wichtiger als das viele Schießen."

Man sieht, es waren klare, richtige Ansichten, die sich der Prinz über die kriegsmäßige Ausbildung der Infanterie angeeignet hatte. Er blieb ihnen treu und entwickelte sie folgerichtig weiter, auch als er dieser Hauptwaffe nicht mehr angehörte. Er wußte, daß die Zeit kommen würde, wo er in höheren Führerstellungen ihrer bedürfen werde. Denn nach seinem eigenen Ausspruche waren „die Leutnantsjahre (d. h. die Jugend) die Zeit, wo man nicht nur den Dienst lernen, sondern sich zum Führer, zum General vorbereiten soll. Später ist es zu spät".

Uebertritt zur Kavallerie

Am 2. Dezember 1848 wurde der Prinz unter Ernennung zum Rittmeister dem Regiment der Gardes du Korps aggregiert und der Leibkompagnie zugeteilt. Er trat damit zu der seinen Neigungen besonders zusagenden Waffe über, in deren Dienst er bis zum

Divisionskommandeur aufrücken sollte. An die Stelle des Majors von Schlegell als militärischer Begleiter kam Major Freiherr Hiller von Gärtringen vom 2. Kürassierregiment (Königin), nachdem schon am 19. Oktober ein der Kavallerie angehörender Offizier, Premierleutnant Freiherr von dem Bussche-Münch des Gardehusarenregiments, zu seinem persönlichen Adjutanten ernannt worden war. Ueber diese Zeit ist wenig bekannt. Daß er nicht volle Befriedigung an dem Dienst der schweren Reiterei fand, erhellt aus einem Briefe vom 6. Mai 1849 an seinen Freund Graf Gustav Waldersee, in dem es heißt: [1])

„Ich wäre lieber Landsknecht im Felde, als wie hier aggregierter Rittmeister der Gardes du Korps, um zu Fuß zu schließen und zu Pferde in prunkendem Aufzuge den Staub des Exerzierplatzes zu schlucken. Mein Vetter Friedrich Wilhelm ist selig, jetzt hier bei der Leibkompagnie des 1. Garderegiments seinen ersten Dienst zu tun. Wie erinnert mich das an meinen Freund Zastrow, der damals mein Lehrer war, und dem ich eigentlich alles verdanke, was ich als Soldat bin — und ich bin doch eigentlich noch Füsilier, wenigstens nicht, was man in der Armee vulgo nennt ein Garde du Korps."

Mit hoher Freude begrüßte er es, daß er am 5. Juni 1849 unter Beförderung zum Major dem Gardehusarenregiment aggregiert und dadurch der seinem Naturell viel mehr zusagenden leichten Kavallerie zugeteilt wurde. Vor ihm war noch nie ein preußischer Prinz Husar gewesen. Am 9. Juli schreibt er an Waldersee:

„Ich bin jetzt Husar geworden und werde eine ähnliche Passion für die Sache haben, als wie für meine Füsiliere damals, was man wegen der Gardes du Korps nicht gerade behaupten konnte."

Er wurde mit der Führung der 3. Eskadron beauftragt. Ehe er jedoch zu einer rechten Betätigung in der Eskadronführung gelangte, rief ihn, ähnlich wie im Vorjahre, des Königs Wille zu den Waffen.

---

[1]) Die sämtlichen Briefe an Graf Gustav Waldersee stellte dessen Tochter, Gräfin Elisabeth Waldersee (Berlin), zur Verfügung.

IV. Kapitel

In der Pfalz und in Baden 1849

Ordonnanzoffizier im Stabe des Prinzen von Preußen — Gefechte bei Morschheim und Kirchheimbolanden — Ordonnanzoffizier bei General von Hannecken — Der Prinz wird an der Spitze einer Eskadron 9. Husaren im Gefecht bei Wiesenthal am 20. Juni verwundet — Briefwechsel darüber — Schluß des Feldzugs — „Notizen aus der Kampagne 1849"

Der Aufstand in der Pfalz und in Baden 1849

Schon im Frühjahr 1849 hatte sich der Prinz an seinen königlichen Oheim mit der Bitte gewandt, den General von Prittwitz in den Dänischen Krieg begleiten zu dürfen, war aber abschlägig beschieden worden. Mit Wehmut schreibt er am 9. Mai dem Oberstleutnant von Zastrow, der sich damals in den Reihen des holsteinischen Heeres kriegerische Lorbeeren pflückte: „Der Zögling Ihrer Kompagnie, den Sie die ersten Schritte auf der Bahn des Ruhmes machen lehrten (d. h. den Parademarsch im Lustgarten), warum konnte es dem nicht vergönnt sein, dem alten Chef im Ernste zur Seite zu stehen?"

Doch schon winkte ihm eine neue Aussicht auf kriegerischen Ruhm. Bereits am 17. Mai sagt er in einem Briefe an einen früheren Untergebenen: „Jetzt schart unser König den größten Teil der waffenfähigen Jugend um die ruhmgekrönten schwarzweißen Fahnen, denn es gilt den Kampf gegen den größten Feind der ganzen Menschheit, der sie mit schönen Worten betört und Religion, Gesittung, heiliges und königliches Recht und alles Eigentum ehrlicher Menschen zu vernichten bestrebt ist. Gott ist noch nie von der gerechten Sache gewichen. Er wird es auch hier wohlmachen." Es handelte sich um die Niederwerfung der Aufständischen in der Pfalz und in Baden, die sich gegen ihre Regierungen empört hatten. Sobald der Krieg in Sicht war, wandte sich der Prinz an seinen alten Mentor Roon, der jetzt als Chef des Stabes an der Seite des Generals von Hirschfeld, des kommandierenden Generals des VIII., zum Kampfe gegen die Aufständischen in erster Linie bestimmten Armeekorps stand, mit der dringenden Bitte, ihn mit ins Feld zu nehmen. Roon willigte nur bedingt ein, „für den Fall, daß es feststehe, daß es zum Kampf und zum ernstlichen Widerstand

kommen werde". Als dieser Fall dann eintrat, wurde der Prinz als Ordonnanzoffizier dem Stabe des zum Oberbefehlshaber der gesamten Feldtruppen ernannten Prinzen von Preußen, des nachmaligen Kaisers Wilhelm I., zugeteilt. „Man kann es ein Wonnegefühl nennen," schreibt Friedrich Karl,[1]) „ein Entzücken, das sich unserer bemächtigte, als wir erfuhren, daß dieser Herr uns führen würde. Jeder fühlt sich doppelt gekräftigt."

Am 10. Juni reiste der Prinz im Stabe seines Oheims auf den pfälzischen Kriegsschauplatz. In seiner Begleitung befanden sich Major Freiherr Hiller von Gärtringen und der persönliche Adjutant, Premierleutnant Freiherr von dem Bussche-Münch. Schon am 13. Juni fand er Gelegenheit, bei Morschheim einem kleinen Erkundungsgefecht von Füsilieren des 24. Regiments unter Hauptmann von Großmann gegen Freischärler beizuwohnen. Tags darauf sah er im Stabe des Oberbefehlshabers dem Gefecht der Avantgarde der 4. Division (General von Hannecken) bei Kirchheimbolanden zu, ohne sich kriegerisch betätigen zu können. Wenn er auch als eifriger Beobachter bestrebt war, wo irgend angängig, Erfahrungen zu sammeln, so drängte es doch seinen feurig schäumenden Jugendmut nach persönlicher Auszeichnung, nach Taten. Der Prinz von Preußen teilte ihn daher dem Stabe des Generals von Hannecken zu, der die Avantgardendivision führte. Hier sollte sich ihm schnell und unerwartet die im Schleswigschen Feldzuge so heiß, aber vergeblich ersehnte Gelegenheit bieten, an der Spitze einer Eskadron den Feind zu attackieren. Es war am 20. Juni im Gefecht bei Wiesenthal. Seinen eigenhändigen, einige Jahre später gemachten Aufzeichnungen über diese Heldentat entnehmen wir die nachfolgenden Schilderungen:

Gefecht bei Wiesenthal am 20. Juni 1849

„In der Mittagshitze des 19. Juni ritt ich, von Edenkoben, aus dem Hauptquartire des Generalleutnants von Hirschfeld kommend, mit meinem militärischen Begleiter, dem Major Freiherrn Hiller von Gärtringen des 2. Kürassierregiments (Königin), und meinem Adjutanten, Freiherrn von dem Bussche-Münch, in Germersheim ein. Mittags speiste ich beim Großen Hauptquartier, wo viele bayrische Offiziere von der Besatzung der Festung Germersheim zu Gaste waren, und erbat und erhielt vom Prinzen von Preußen die Erlaubnis, vom 20. ab in meiner Eigenschaft als Ordonnanzoffizier zum Stabe des Generalmajors von Hannecken, der die Division der

[1]) In Nr. 90 der „Deutschen Wehrzeitung", Jahrgang 1849, für die der Prinz unter Chiffre 115 eine fortlaufende Artikelreihe über die kriegerischen Ereignisse schrieb.

Avantgarde kommandierte, übertreten zu dürfen. Gegen Abend ging ich mit Bussche-Münch zu Fuß auf der Pontonbrücke über den smaragdgrünen Rhein in den jenseitigen Brückenkopf, um in das vorliegende, vom Feinde besetzte Terrain zu blicken und mich zu orientieren. Ich fand dort einige Offiziere, welche dieselbe Absicht hatten. Der Feind hatte soeben einige Kanonenkugeln in den Brückenkopf geschossen und gut getroffen. Das Geländer der Zugbrücke nach Philippsburg zu und das dahinter liegende Wacht- oder Zollgebäude waren beschädigt. Der Brückenkopf war nicht ganz vollendet, ein dichter und sumpfiger Laubwald, von nassen Gräben durchzogen, reichte bis auf halben Gewehrschuß an die Werke. Nur zwei Wege führten durch denselben. Die Straße nach Philippsburg, welche wir am 20. einschlagen sollten, war ein ganz gerader, ziemlich breiter, ich glaube nicht-chaussierter, langer Damm. Auf Kanonenschußweite war eine Barrikade. Dahinter standen die Geschütze, die uns eben beschossen hatten. Durch das Glas konnte man reguläre badische Soldaten, welche sich ab und zu zeigten, bei den Geschützen erkennen. Der Verkehr mit der badischen Bevölkerung war schon länger ganz unterbrochen. Es fehlte an allen Nachrichten, mit Ausnahme derer, die man sich mit eigenen Augen verschaffte. So machten wir uns denn alle auf ein blutiges Treffen wie das bei Wartenburg gefaßt.

Die Division Hannecken sollte, dächte ich, um 2 Uhr früh in aller Stille in den Brückenkopf rücken, um noch vor Tagesanbruch sich des vorliegenden Waldterrains zu bemächtigen. Ich lag in einem kleinen Bürgerquartier, Bussche-Münch nicht gar weit von mir. Wir verabredeten uns, ohne dem Major von Hiller, mit dem wir uns schlecht standen, davon zu sagen, etwa $^1/_2$2 Uhr früh zusammen nach dem Brückenkopf zu reiten. Als ich auffsaß, war Bussche-Münch nicht da und holte mich erst auf der Rheinbrücke ein, welche ich gleichzeitig mit einem Musketierbataillon 17. Regiments passierte, bei dem ich den Hauptmann von Ziegler sprach.

Bussche-Münch war an diesem Morgen anders als sonst. Er war zerstreut und in Gedanken. Auch mir war eigen zumute. Er ahnte, oder besser er wußte seinen Tod voraus, wie ich später erfuhr. Als ich mich mit ihm auf dem Bahnhofe in Potsdam zur Abreise zur Armee befand, sah er zum erstenmal, seit er Offizier war, einen Kadettenkameraden wieder, der ihm viel Glück wünschte. ‚Ach,‘ antwortete er, ‚ich komme nicht wieder. Was kann mir auch Besseres passieren, als daß von mir in den Zeitungen steht, daß mein Prinz vorn im Gefecht war und ich an seiner Seite erschossen

worden bin.' Aehnlich sprach er zu seinem Reitknecht am Abend des 19., wollte sich nicht ausziehen, am anderen Morgen nicht rasieren, ‚es lohne sich ja nicht mehr, es sei doch sein letzter Tag'.

Im Brückenkopf stand General Hannecken, seine Pfeife rauchend, mit seinem Stabe zu Fuß und sah im Schummerlichte die Truppen ankommen. Ich meldete mich dienstlich bei ihm und fraternisierte mit den Offizieren seines Stabes.

Einnahme von Philippsburg

Bald darauf, bei lautloser Stille, trat das 8. Jägerbataillon als Spitze an, um den Wald zu säubern und die Barrikade zu nehmen. Es war noch nicht Büchsenlicht. Kein Schuß fiel. So verging zu unserem Erstaunen eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, endlich, als es nun hell wurde, und nachdem der Wald sehr vorsichtig abgesucht war, stießen die Jäger jenseits auf die Vorposten, die vollkommen überrascht wurden. Von Widerstand war nicht viel die Rede. Die Barrikade wurde nicht verteidigt; die Artillerie hinter derselben war schon am Tage vorher (wahrscheinlich abends) abgefahren.

Was von der Division nicht schon früher den Jägern gefolgt war, verließ jetzt den Brückenkopf. General Hannecken war mit uns schon früher vorgeritten, und ich hatte so das Vergnügen, die Jagd auf die überraschten Vorposten, welche, besonders auf dem Rheindamm, atemlos davonliefen, mit ansehen zu können. Etwa hundert Mann regulärer Infanterie vom III. Bataillon des 3. Regiments (frühere Garnison Rastatt) wurden gefangen, wenige erschossen oder blessiert. Den Hauptfang machten wir dadurch, daß wir ein Detachement auf der Diagonale nach der Brücke über die kanalisierte Pfinz bei Philippsburg schickten, während die Flüchtigen, um nicht den Husaren in der Ebene in die Hände zu fallen, den Bogen, den der Rheindamm macht, beschreiben mußten.

An der schon erwähnten Brücke über den Pfinzkanal war ebenfalls eine Barrikade. Leider hatten wir einige Kanonenschüsse durch den Leutnant von Decker auf sie abgegeben und hierdurch die Schläfer in dem nahen Philippsburg geweckt. Sonst wäre die ermüdete und verschlafene Truppe gewiß aufgehoben worden, da unsere Füsiliere und Jäger von mehreren Seiten und gleichzeitig mit den Resten der feindlichen Vorposten in die Stadt eindrangen. Mit dem Feinde in Philippsburg hatte es nämlich folgende Bewandtnis: Er bestand aus der sogenannten polnisch-deutschen Legion, etwa vierzig bis fünfzig Mann, lauter richtigen Freischärlern in blauen Blusen, Kalabreserhüten, mit Büchsen und Jagddoppelflinten bewaffnet, außerdem aber aus dem III. Bataillon des 3. badischen Infanterieregiments.

Dieses war am Tage (ich glaube um Mittag) vor der heutigen Affäre, also am 19., von Rastatt per Eisenbahn nach Bruchsal gefahren und von dort nach Philippsburg marschiert. Zwei Kompagnien hatten sofort die Vorposten gegen Germersheim bezogen, die anderen hatten sich einquartiert. Diesen zwei Vorpostenkompagnien hatten wir nun schon bedeutenden Abbruch getan, und mit ihren Resten drangen wir gleichzeitig in Philippsburg ein.

Wir waren mit General Hannecken ebenso schnell als die ersten Infanteristen in der Stadt und sahen, wie einzelne Feinde auf den Straßen zusammengeschossen und alle Häuser durchsucht wurden. Das erforderte Zeit, und langsam rückten wir, indem die geschlossenen sechs bis sieben Bataillone der Division hinter uns drängten und sich fest aneinander schoben und die enge Hauptstraße dicht ausfüllten und verstopften, bis an einen länglichen, mit kleinen Bäumen besetzten Platz, der links von uns lag. Nun sah man ein, daß der größte Teil des Feindes Mittel gefunden hatte, zu entkommen. Dies brachte wohl den General Hannecken auf den Gedanken, Kavallerie zur Verfolgung vorzubeordern.[1]) Er schickte mich deshalb zurück, um ‚die vorderste Eskadron, die ich fände', vorzuholen und sie auf dem Wege durchzuführen, den wir zurückgelegt hatten. Von schnellem Ueberbringen des Befehls konnte keine Rede sein; denn, wie gesagt, die Bataillone hatten den Ausgang und die ganze Straße bis zu der genannten Brücke über den Pfinzkanal in ihrer ganzen Breite verstopft. Durch Rufen und Winken gelang es mir aber doch, im kurzen Trabe wenigstens, mich durchzuwinden, wobei ich so manchen anritt und manches Bajonett mit der Hand fortschlug. An der Barrikade an jener Brücke fand ich die Tete des 9. Husarenregiments, und zwar hielt dort der Major Küntzel, Kommandeur desselben, eben beschäftigt, den Pferdezustand, Sitz, Zäumung, Packung u. dgl., wie wir es im Frieden gewohnt sind, bei jedem Husaren zu besichtigen und zu korrigieren, indem sie nicht anders als einzeln über eine niedrige Stelle des Hindernisses fortklettern konnten. Ihm überbrachte ich meinen Befehl und machte ihn eilig. Er erkannte mich nicht, rief dem bei ihm haltenden Rittmeister, dessen Eskadron eben defilierte, zu, daß er mit der Eskadron vorgehen solle, und ließ sich übrigens in seiner Inspizierung nicht stören. Ich hörte noch, wie der neben ihm haltende Major Rückert, der etatsmäßige Major des Regiments, mir bis dahin von Person un-

[1]) Der Führer der Avantgarde, General von Münchow, ließ den General von Hannecken um Zuweisung von Kavallerie bitten.

bekannt, bat, die Eskadron begleiten zu dürfen. Küntzel genehmigte dies sogleich.

Ich setzte mich an die Spitze der Eskadron, der ich nun den Weg durch die Infanteriekolonnen bahnte. Der Rückweg war natürlich noch schwieriger als der Hinweg und geschah auch nur im Trabe unter vielen Stockungen. Alle Husaren konnten nur einzeln hintereinander reiten. So führte ich die 1. Eskadron des 9. Husarenregiments zum General Hannecken, der noch an dem kleinen Platze hielt, wo ich ihn verlassen hatte. Er sprach mit Major Rückert, während die Eskadron nunmehr schon in der Kolonne zu zwei oder zu drei an ihm und der Infanterie vorbeitrabte. Was er sprach, hörte ich nicht. Vielmehr benutzten Bussche-Münch und ich diesen Augenblick des Tumults und der abgelenkten Aufmerksamkeit, um uns durch die Husaren hindurch auf deren andere Seite zu stehlen. Und fort waren wir, den Augen Hanneckens und des fatalen Hiller entschwunden. Als wir die Stadt verließen, zogen die Husaren ihre damals noch so breiten vorderwichtigen, zum Hiebe so vortrefflichen Klingen. Die Infanterie der Avantgarde, die eben das Gefecht bestanden hatte, jubelte ihnen entgegen, und jubelnd die Säbel schwingend antworteten die Husaren. ‚Schade, daß ihr so spät kommt,‘ rief man uns zu, ‚ihr hättet einen schönen Fang tun können!‘ — ‚Wo ist der Feind hin?‘ war die Antwort. — ‚Die Chaussee hinunter nach dem Walde.‘ Und so ging's im scharfen Trabe wohl eine Viertelmeile ‚die Chaussee hinunter nach dem Walde‘. Auch Bussche-Münch und ich jubelten, daß uns endlich heute die Gelegenheit werden sollte, zu attackieren. Hatte doch jener im vergangenen Jahre alles getan, sie aufzusuchen, und der General Wrangel alles daran gesetzt, sie mir zu verschaffen. Der Oberst Barby, Kommandeur der Kürassiere der Königin, hatte schon seine besondere Instruktion dazu gehabt — es war aber nicht zu einer Attacke gekommen, nur hatte ich die Last gehabt, in der ganzen Kampagne 1848 den Helm aus diesem Grunde und auf Befehl Wrangels zu tragen, während das ganze Hauptquartier (außer Wrangel und meinen Herren) Mützen tragen durfte.[1]) Bei diesem Ritt nun lenkte ich meine Gedanken zu Gott im Gebet. Ich dachte an den Ruhm meines Hauses, an die sprichwörtliche Tapferkeit, an den ruhmvollen Tod des Prinzen Louis Ferdinand. War es doch gerade auf diesen Gefilden, wo ich ritt, vor demselben Philippsburg, daß Friedrich der Große unter dem Prinzen Eugen dem ersten

Verfolgung des Feindes durch eine Eskadron des 9. Husarenregiments

---

[1]) Vergl. Seite 57.

Kampfe beiwohnte und die ersten Blätter zu dem Lorbeerkranz pflückte, der später seine kriegerische Stirn schmücken sollte.[1])

Als wir an den Wald kamen, machte die Eskadron auf Befehl des Majors Rückert halt. Das Terrain war übersichtlich gewesen, und wir hatten keine Vorsichtsmaßregeln ergriffen. Nun aber mußte es geschehen, da feindliche Schützen sich in demselben befinden konnten. Jenseits desselben auf zirka vierzehnhundert Schritt konnte man auf der Chaussee einen Haufen Menschen sehen, den ich für den Feind hielt. Ich glaube, daß ich, da ich an der Tete ritt und gut sehen kann, den Major Rückert hierauf und auf die Notwendigkeit einiger Aufklärung der Flanken aufmerksam machte, und daß dann erst gehalten wurde, um Spitze und Seitendeckungen vorauszuschicken. Rechter Hand wurden der Sergeant Pfaff mit einigen Husaren des ersten Zuges, welche sich kurz vor der Attacke dem rechten Flügel der Eskadron wieder anschlossen, und linker Hand auch wenige Husaren detachiert.

Major Rückert schien nunmehr zu wissen, wer ich war.

Während dieses Halts zog ich den Säbel und wickelte den Faustriemen ab und mir fest um die Hand. Bussche-Münch tat desgleichen. Ich übersah auch jetzt erst, daß unsere Eskadron eigentlich sehr schwach war, kaum mehr als eine halbe Eskadron. Der vierte Zug nämlich war schon jenseits Philippsburg detachiert worden (in die rechte Flanke gegen Hattenheim) und fehlte ganz. Der Rest war auch nur wenig zahlreich. Eine spätere Zählung (nach dem Gefecht) ergab, daß nur 86 Säbel, einschließlich uns 6 Offizieren, an der Attacke teilgenommen hatten. Wer hätte aber in solchem Augenblicke Bedenken geäußert? Heißt es doch: ‚Viel Feind', viel Ehr'!' Bedenklicher aber als die geringe Zahl war, daß die Pferde müde und abgetrieben waren und am Abend vorher das letzte Futter erhalten hatten. Das 9. Husarenregiment hatte nämlich am 19. Juni, wie alle Truppen, einen angreifenden Marsch gemacht (es kam aus der Gegend von Speier oder Worms), hatte freilich Kantonnements bezogen, war aber schon früh in der Nacht aus ihnen abmarschiert, um vor Tagesanbruch auf dem Rendezvous im Brückenkopf zu sein. Es war jetzt ungefähr 7 Uhr früh, das Regiment also schon sieben bis acht Stunden im Sattel, wenn nicht länger.

Die Detachierten mochten etwa zwei- bis dreihundert Schritt von uns entfernt und in den Wald hinein sein, als Major Rückert

[1]) Im Jahre 1734 erhielt Kronprinz Friedrich von Preußen in den Trancheen vor Philippsburg seine Feuertaufe, als er im Heerlager des Prinzen Eugen weilte, der an der Spitze eines Reichsheeres zum Entsatz der von den Franzosen belagerten Reichsfestung Philippsburg herangezogen war.

‚Trab!' kommandierte, da im Walde kein Schuß fiel und keine Zeit zu verlieren war. Das lichtblaue, bunte Husarenfähnlein trabte wohlgemut, obgleich still, nunmehr in Zugkolonne rechts abmarschiert, auf der breiten Chaussee vorwärts.

Als wir den Wald verließen, war der Feind noch etwa achthundert Schritt von uns. Weil es der Raum gestattete, marschierte die Eskadron links auf, was der Major Rückert anordnete. Rechts und links der Chaussee, die mit jungen, niedrigen Bäumen bepflanzt war, waren Getreidefelder, meist reifes Korn, aber weder hoch noch üppig. Dennoch mochte dieser Umstand hinreichend sein, um zu bewirken, daß der aufmarschierte zweite und dritte Zug in dem Getreide nicht das flotte Tempo des ersten auf der Chaussee halten konnten. Sie fielen beide etwas ab, der dritte Zug mehr noch als der zweite. Dies Verhältnis dauerte fort während der Attacke, während des Choks und in der Mêlée, und muß ich hierauf zurückkommen.

Wie es nun kam, daß der erste Zug ganz oder mindestens großenteils sich vor dem Chok nach rechts von der Chaussee zog, weiß ich nicht mehr. Nur folgendes steht fest. Ich ritt vor dem ersten Zuge und befand mich während des Kampfes rechts der Chaussee, Bussche-Münch befand sich, nach seinen eigenen Worten, vor dem zweiten Zuge und auf der Chaussee, ebenso Major Rückert. Der damalige Leutnant Krug von Nidda führte den ersten Zug und machte die Affäre neben mir, etwas zurück, ebenfalls rechts von der Chaussee, mit. Wir Offiziere ritten bis zu fünf Pferdelängen vor der Front.[1])

Die Attacke

Etwa zweihundert Schritt vor dem Feinde ließ Rückert das Signal ‚Galopp' blasen.[2]) Der Galopp war nicht scharf, die Pferde waren zu lange gegangen. In diesem Augenblick traf ich auf einen Freischärler, den einzigen zurückgebliebenen Feind. Dieser Kerl, statt sein Gewehr wegzuwerfen, legt mit seiner Jagddoppelflinte auf mich an.[3]) Ich sprengte vor und hieb ihn mit einem Hieb zusammen.

---

[1]) Anmerkung des Prinzen: Beim Ueberlesen dieser Arbeit, heute, am 11. Januar 1860, fällt mir ein, daß der Aufmarsch der Eskadron ja wohl erst stattfand, als die Zugkolonne bereits aus Eifer in Galopp übergegangen war, also in der Karriere, und daß der erste Zug, um dies zu erleichtern, weil die Pferde lang waren (woher die schräge Front der Eskadron) und um nicht bloß auf einen Teil, sondern auf die ganze Front des Feindes zu treffen, gleichzeitig sich halbrechts zog.

[2]) Anmerkung des Prinzen: Ich werde dies Signal wohl mit dem Signal zum Formieren der Eskadron im Gedächtnis verwechselt haben.

[3]) Anmerkung des Prinzen: Dies geschah schon rechter Hand der Chaussee.

Die Husaren gaben ihm dann den Rest. Ich tat dies absichtlich und glaube, daß es nicht ohne günstigen Effekt auf die Stimmung der Eskadron geblieben ist. In diesem Augenblick ließ Major Rückert ‚Fanfaro‘ blasen.

Augenscheinlich hatte wohl der Feind uns nicht sonderlich beachtet, sondern war im schnellen Marsch auf der Chaussee nach dem großen Dorfe Wiesenthal geblieben. Er marschierte um so schneller, als, wie es schien, die Leute einzeln, ohne alle Ordnung gingen. Ich bemerkte aber, daß alle Köpfe sich nach uns umsahen, als ‚Galopp‘ [1]) geblasen wurde, also noch vor dem Fanfaro. Der Feind verlor nicht die Kontenance, sondern tat, was er füglich tun konnte, da er eben bunt durcheinander war. Ein Karree konnte er nicht formieren. Es bildeten sich Knäuel, und zwar nicht allein auf der Chaussee selbst, sondern besonders rechter Hand derselben (dem ersten Zuge gegenüber) und auch linker Hand. In diesen Knäueln standen die Soldaten, Chargen und Freischärler bunt durcheinander. Die Knäuel machten alle halt. Die hintersten mögen vielleicht anfangs den Rückmarsch fortgesetzt haben. Der Feind stand etwa in zwölf bis fünfzehn solcher Haufen formiert und nahm einen Raum von zirka siebzig bis achtzig Schritt in der Breite und zweihundert in der Tiefe ein. Vorn standen drei Knäuel auf, rechts und links der Straße, etwa in einer Höhe; dahinter standen sie unregelmäßiger. Ganz hinten befanden sich zwei Knäuel nebeneinander. Diese waren die stärksten. Jedes mochte etwa fünfzig Mann stark sein. Es schien beinahe, als ob eines in einer Sand- oder Lehmgrube stand.

Wie vorn erwähnt, bestand der Feind aus zwei beinahe intakten, aber allerdings in Philippsburg im Schlaf überrumpelten, also moralisch schlecht gestimmten Kompagnien des III. Bataillons 3. badischen Regiments, aus den Resten der beiden anderen Kompagnien desselben Bataillons und aus zirka fünfzig Mann der polnisch-deutschen Legion — im ganzen ein Haufe von über vierhundert Mann, nach Angabe des in dieser Affäre gefangenen Leutnants Schiffmacher, dem auch die Angaben über die Toten und einige andere entlehnt sind. Das Kommando führte der früher im badischen Dienst gestandene und verabschiedete Oberstleutnant von Biedenfeld.[2]) Er war zu Pferde, eine militärische Gestalt voller Ruhe und Entschluß. Bussche-Münch hieb ihm ein Epaulett ab und verwundete ihn am Arm, den er lange in der Binde trug. Ich kam ihm so nahe, daß

---

[1]) Anmerkung des Prinzen: Oder „Aufmarsch“?

[2]) Oberst von Biedenfeld wurde nach der Uebergabe von Rastatt von einem Standgericht zum Tode verurteilt und erschossen.

ich auf seiner Brust von den drei Orden, die er trug, die russische Anne und das Kreuz für die Befreiung Griechenlands erkannte. Bei der Waffenstreckung der Garnison von Rastatt sah ich ihn wieder und erkannte ihn sogleich, hielt mich aber absichtlich von diesem Menschen entfernt. Von Offizieren bemerkte ich nur einen, den kleinen, dicken, beinahe kugelrunden Leutnant Schiffmacher. Er war früher Tambour, danach Unteroffizier und 1848, bei der Vermehrung des Offizierkorps, durch den Großherzog zum Leutnant ernannt worden. Die Soldaten hatten zum größten Teil Mäntel an. Einige trugen Tschakos, andere schon Helme. Es waren lauter kräftige, männliche Gestalten und keine ganz jungen Leute dabei. Die Gesichter waren düster und erbittert, aber nicht erschreckt, sondern auffallend ruhig und gelassen.

Von dem Augenblick ab, wo die Fanfare geblasen wurde, habe ich weder rückwärts noch seitwärts, sondern, wie das im Kampfgewühl wohl natürlich ist, nur vor mich hingeblickt. Ich habe weder Bussche-Münch noch einen anderen Offizier mehr gesehen und weiß nur, daß niemand an mir vorbei oder auch nur unmittelbar neben mir ritt. Der Trompeter Rosenbaum hatte sich mir angeschlossen mit gezogenem Säbel, und diesen besinne ich mich mehrmals auf seinem weißen Schimmel eine Pferdelänge, wie nach Vorschrift, links hinter mir im Kampfe gesehen zu haben.

Der Prinz wird im Handgemenge verwundet

Als Fanfaro geblasen war, erhielten wir von den drei vorderen Knäueln, auf welche wir in der Karriere losrannten, auf sechzig Schritt Feuer. Wegen unseres scharfen Tempos hörte man keine dieser Kugeln pfeifen. Es war eine Salve wie auf Kommando, und der Feind in Pulverdampf gehüllt. Ich glaube nicht, habe auch nicht erfahren, daß von diesen Kugeln auch nur eine getroffen hätte. Ich schwang den Säbel hoch über dem Kopf und rief ein lautes und langes Hurra, das von den Husaren kräftig beantwortet wurde. Und so brach ich als der erste in das Knäuel, das rechts von der Chaussee stand, ein. Von den vorgehaltenen Bajonetten tat keins seine Schuldigkeit. Von dem moralischen Effekt bewältigt und durch den mechanischen Druck des Pferdes fielen die vorderen Leute nach rückwärts in die Knie, wobei sich dann die Bajonette hoben und nicht mehr gefährlich waren. Andere schlug ich fort. So war dies Knäuel unter kräftigen Hieben, die ich besonders nach rechts hin führte, im Augenblick gesprengt, d. h. entweder zu Boden geritten, zusammengehauen und -getreten oder auseinander. So ging es nun weiter auf das nächste Knäuel los, hinein, durch und wieder auf das folgende. Vier oder fünf solcher Haufen habe ich als der erste ge-

sprengt. Beim Einbrechen in das letzte derselben wurde ich erst verwundet. Wann mein braver Hengst den Schuß durch den Haarschopf erhielt, habe ich nicht bemerkt. Die Kugel hatte ihm eine drei Zoll lange Wunde gemacht, indem sie innen am Schädel entlang ging — möglich auch, daß es ein Bajonettstich war.[1])

Nach dem Durchbrechen des ersten Knäuels ritten wir nur noch Galopp, und durch das Handgemenge hatte das geschlossene Reiten aufgehört. Man muß sich das vorstellen, wie wenn man bei der Parforcejagd in eine dichte Schonung einbricht. In der schärfsten Pace kommt man dagegen, aber wenn man darin ist, wird das Pferd von selbst kürzer, oder es stürzt, oder der Reiter verhält es — sonst wird er abgestreift. Geradeso war es hier.

Ich weiß, daß, als ich nach dem Gefecht zum ersten Male dasselbe durchdachte, also bei ganz frischem Gedächtnis, ich elf Situationen wußte, in denen ich einzelne Soldaten unter meinem Säbel nach einem, höchstens zwei Hieben zusammensinken sah. Jetzt weiß ich mich nicht mehr auf so viele zu besinnen. Die Husaren haben nachmals behauptet, ich hätte viel gestochen. Darauf besinne ich mich gar nicht. In dem Knäuel, vor welchem ich blessiert wurde, habe ich mich meines Säbels, glaube ich, nicht mehr bedient, sondern mich nur meinem braven Pferde überlassen, das, wie es die Natur der Hengste ist, wacker mit den Vorderfüßen schlug und trat. Ich hatte in der Nacht den Mantel angehabt, der am Morgen, nachlässig gerollt, nach Vorschrift vorn über dem Zwiesel des Bocks an den Pistolenhalftern befestigt wurde, aber gegen die Regel diesmal eine Handbreit noch unter dieselben reichte. Diesem Zufall verdanke ich die Schonung meiner Knie im Gedränge, und wie ich das gewahr wurde, ritt ich um so rücksichtsloser, da es so kaum möglich war, daß ich abgestreift werden konnte.

Die Leute, die von den Husaren nicht zusammengehauen, sondern bloß umgeritten waren oder sich hingeworfen hatten, sprangen hinter uns auf und schossen, wenn sie noch geladen hatten. Jedes frische Knäuel gab auch sein Feuer ab, sobald wir darauf lossprengten, aber stets in unmittelbarster Nähe und wohl mit aus dem Grunde schlecht gezielt, nämlich zu hoch, weil doch immer die Möglichkeit

---

[1]) Der Prinz hat den Hengst, dem er den Namen „Wiesenthal" beilegte, noch mehrere Jahre lang geritten und ihm dann bis zu seinem am 31. Mai 1861 erfolgten natürlichen Tode das Gnadenbrot gegeben. Aus dem einen Huf ließ er eine Tabaksdose anfertigen, die er dem Kürassierregiment Königin in Pasewalk zum Geschenk machte. Vergl. von Albedyll, Geschichte des Kürassierregiments Königin. Band II.

war, nicht uns, sondern eigene Kameraden zu treffen. Ein guter Genius gab mir ein, beim Anreiten auf diese mittleren Knäuel mir zum Einbrechen gerade die Stelle auszusuchen, wo ich sehen konnte, daß einzelne Kerle gerade auf mich persönlich zielten. Diesen drohte ich mit dem Säbel, wodurch ich sie irritiert haben mag und sie vorbeischossen. Andere mögen auch eine besondere Gefahr in meinem Angriff auf sie gesehen haben, denn ich bemerkte (es geschah dies, wie gesagt, in unmittelbarster Nähe, d. h. an den Bajonettspitzen), daß solche mechanisch die Kolben von der Backe sinken ließen, um sich in Verteidigungsstellung zu setzen, wodurch dann der Schuß natürlich über mich fortging.

Bei dem letzten dieser mittleren Knäuel aber mißglückte mir das Manöver, oder besser, ich konnte es nicht anwenden. Beim Einbrechen schlug ich rechts und links die Gewehre weg, als durch eines derselben, mit dem der Mann nicht zielen konnte, mir die rechte Hand verwundet wurde. Und während ich vor mir mit dem Wegschlagen der Gewehre beschäftigt war, sah ich deutlich, wie ein Soldat halbrechts von mir eine Weile im Anschlag auf mich lag und ruhig zielte. Er war so nahe, daß ich den Lauf seines Gewehres hätte abschlagen können, aber mein Säbel war schon vor mir beschäftigt. Mir fehlte die Zeit, und seine Kugel traf mich an der rechten Schulter. Diesen zweiten Schuß erhielt ich keine zwei Sekunden nach dem ersten. Es war, als ob mir jemand mit einem dicken Knüppel einen leichten Schlag auf die Schulter versetzt. Ich sah die Blessur mehr, als daß ich sie fühlte, denn ich sah die Watte fliegen und meine geflochtene Majorsachselschnur, die unten vom Rock abgeschossen war, sich in der Luft auflösen. Schmerzen und Lähmung verspürte ich im ersten Moment nicht, außer an der Hand. Hier war die Kugel glücklicherweise gerade auf den Rand des Aermels und, diesen durchlöchernd, auf den Faustriemen gefallen an der Stelle, wo er an der äußeren Hand, nahe der Handwurzel, fest aufliegt. Hierdurch hatte die Kugel an Kraft verloren. Sie riß ein Stück des Riemens in ihrer Breite, ebenso ein Stück Handschuh heraus und schrammte nur die Hand. Die Sehnenscheide der zwei nach den Mittelfingern gehenden Sehnen war zerrissen und die Dröhnung doch sehr stark. Ich hätte unfehlbar den Säbel aus der Hand verloren, da ja auch der Faustriemen zerschossen war, wenn ich nicht zufällig an diesem Säbel eine Schlaufe für den Zeigefinger gehabt und diesen nicht von Haus aus durch sie gesteckt hätte.

Sammeln der Eskadron

Bis zu dem Augenblick, wo ich blessiert wurde, hatte das Handgemenge gewiß wenig über zwei Minuten gewährt. Es war die

ganze Eskadron auseinander, keine zwei Husaren zur Hand, mit denen ich die beiden hintersten, nebeneinander stehenden, dicksten, von mir aber doch zirka fünfzig Schritt entfernten Knäuel hätte attackieren können. Ich sah mich links um, indem ich mein Pferd halblinks gegen die Chaussee wendete. Der Trompeter Rosenbaum war noch bei mir, aber auf dem ganzen Blachfelde, besonders auf meiner Seite der Chaussee, eine Menge Husaren im Handgemenge, nicht drei Mann zusammen, ein anderer Teil der Husaren auf der Chaussee außerhalb des Kampfplatzes, aber nicht über hundert Schritt davon entfernt, im Zurückjagen, links der Chaussee die Husaren die Walstatt verlassend, einzelne wie zum Sammeln anhaltend, andere den Flüchtigen nacheilend. Auf jener Seite der Straße sah ich auch die feindlichen Infanteristen, wo keine Husaren mehr in der Nähe waren, einzeln aus dem Korn aufspringen, sich den Tschako fest aufstülpen, eiligen Schritts nach Wiesenthal zu laufen und im Gehen die Gewehre laden. Das Handgemenge hatte dort aufgehört und hörte überall auf. Offenbar hatte sich derer, die zuerst untätig geworden waren, weil linker Hand der Chaussee am wenigsten Feinde waren, weil sie drei Offiziere hatten zusammensinken sehen, eine Art panischen Schreckens bemächtigt, der sich durch das beschriebene Ausreißen Luft machte. Auch die bei der Blutarbeit Fleißigsten ließen nach, weil sie um sie her beendigt war. Wie mir persönlich, so schien wohl jedem dieser Husaren einleuchtend, daß wir durch die eigentümliche Art des Kampfes zu sehr auseinander waren, um die zwei letzten Knäuel in diesem Augenblick noch anzufallen. Auch mußten die Tapferen durch die sich dokumentierende Entmutigung der anderen Husaren gelähmt werden. Am übelsten aber war, daß der Rittmeister, den ich in dem beschriebenen Moment rückwärts schon außerhalb des Handgemenges, d. h. zwischen den zirka zehn ausreißenden und den noch kämpfenden Husaren sah, gerade in diesem Augenblick Appell blasen ließ. Die Folge war, daß die Flüchtigen stutzten, aber auch, daß alle noch Kämpfenden, nämlich besonders der erste Zug, sofort die Pferde linksum wandten, um dem Signal zu gehorchen. Ich sage ausdrücklich ‚linksum' nicht ‚linksum kehrt', wie es das Reglement vorschreibt, weil ein solches Umkehren sich überhaupt nicht durch eine Kurzkehrtwendung, hier aber, im Kampfgewühl oder nach demselben, am wenigsten machen läßt. Man reitet einen Bogen links herum. So geschah es auch hier. Man begegnete und bekämpfte noch unterwegs auf der Chaussee und links derselben einzelne stehende oder aufgesprungene Feinde usw., kurz, man mußte sich noch aufhalten und den Bogen links herum noch größer als sonst reiten.

Hält man nun hiermit zusammen, daß die Eskadron schon beim Anreiten die rechte Schulter vor hatte, daß die Husaren linker Hand der Chaussee früher vom Handgemenge nachließen, so sieht man ein, daß die ganze Attacke während des Handgemenges eine Art von Linksschwenkung mit der sehr und ganz gelockerten Eskadronsfront geworden war. Der erste Zug hatte also den weitesten Bogen im Handgemenge zu machen und ich, vor dessen rechtem Flügel, den allerweitesten. So kam es, daß ich als der letzte die Mêlée verließ. Es war Zufall, nicht Absicht.

Kampf des Prinzen mit Leutnant Schiffmacher

Nach Sprengung des Knäuels, in dem ich blessiert wurde, hatte ich mein Pferd mechanisch halblinks gewandt. Ich weiß noch heute deutlich, daß ich dicht an der Chaussee noch durch einen Haufen zurücklaufender Infanteristen durchsprengte, noch so viele Armkraft hatte, daß ich einen Kerl durch einen Hieb über seinen großen Kochkessel (wie die französische gamelle) zu Boden warf und nun auf der Chaussee mit dem Leutnant Schiffmacher handgemein wurde. Ich gab ihm (er stand rechts von mir) einen scharfen, gutgemeinten Hieb von links nach rechts, der sein Gesicht also umgekehrt von rechts nach links übel zurichtete, und im Davonreiten zog ich ihm flach eins über die Brust (von hinten noch vorn), daß das kleine, dicke Männchen die Beine gen Himmel streckte. In diesem Moment war ich auch dem Oberstleutnant von Biedenfeld am nächsten. Ich hatte weder hinlängliche Kraft im Handgelenk mehr noch Zeit, den letzten Hieb, den ich in diesem Gefecht tat, besser zu führen, doch geschah er noch mit solcher Armkraft, daß mein Säbel noch heutigestags von diesem einzigen flachen, trotz der Gußstahlklinge, verbogen ist. Den Säbel des Schiffmacher, der gefangen wurde, habe ich mir später geben lassen.[1])

[1]) Leutnant Schiffmacher wurde gefangen ins Lazarett nach Germersheim gebracht. Sein Vater, ein Hauptzollamtsassistent, reichte dem Prinzen ein Gnadengesuch für seinen Sohn ein, in dem er sagte: „Mein verwundeter Sohn ist stolz darauf, seine Wunde von einem so tapferen fürstlichen Helden empfangen zu haben, und dieses Merkmal wird zeitlebens ihm, Eure Hoheit im Bilde, vorschweben." Er erhielt die folgende, vom Prinzen selbst entworfene bezeichnende Antwort: „Es ist Seiner Hoheit vollständig gleichgültig, ob Ihr Sohn seine Blessur von ihm erhalten oder nicht. Was die gewünschte Fürsprache bei dem Kriegsgericht betrifft, so braucht nur erwähnt zu werden, daß nicht der Prinz, sondern eben das Kriegsgericht dazu bestimmt ist, über das Schuldig oder Nichtschuldig zu erkennen. In Preußen ist es niemand gestattet, sich in gerichtliche Verhandlungen irgendwelcher Art einzumischen. Seine Hoheit beklagt, daß Ihr Sohn seinem alten, langgedienten Vater einen solchen Kummer hat machen können." Ueber das Schicksal Schiffmachers konnte nichts Näheres ermittelt werden.

Rückkehr des Prinzen aus dem Kampfgewühl

In dem Moment, als der Rittmeister Appell blasen ließ, passierte ich gerade die Chaussee, aber immer noch in der Richtung schräg nach vorn. Die Hand fing an furchtbar zu schmerzen. Jenseits der Straße wandte nun auch ich meinen Gaul links rückwärts, während die Husaren des ersten Zuges über die Chaussee ritten. Jetzt trat für mich, der ich mich schon völlig wehrlos fühlte, ein höchst fataler und gefährlicher Moment ein, denn ich mußte nun an 30 bis 50 Feinden, die aufgesprungen waren, nachdem der dritte Zug den Kampf aufgegeben hatte, vorbei resp. zwischen ihnen durch. Jeder, der noch geladen hatte, zielte und schoß auf mich persönlich. Mein guter Genius gab mir wieder ein, auf jeden dieser vereinzelten Soldaten, wenn sie auf mich zielten, loszureiten. Es hatte denselben glücklichen Erfolg wie zuvor, aber das Mittel reichte nicht aus. Es waren ihrer zu viele gegen mich. Da rief ich ihnen mehrmals laut zu, immer während ich auf sie los- und durchritt, sie sollten die Gewehre wegwerfen und sich ergeben, es werde ihnen nichts geschehen. Wenn auch nur wenige die Gewehre wegwarfen und sich mir auch keiner ergab, weil ich mich nicht wehrlos länger hier aufhalten mochte, so wurden doch viele stutzig, und ich gewann Zeit.

Als das unglückselige Signal ‚Appell‘ erscholl, fühlte ich, daß dies die Früchte des Kampfes, der so rühmlich bestanden war, raubte, und daß nur ein zweiter Angriff sie uns verschaffen könne. Ich verbot dem Trompeter Rosenbaum, der die Trompete an den Mund setzte, es nachzublasen, befahl es ihm aber, als ich die auf der Chaussee flüchtigen Husaren sah, wenige Sekunden darauf. Nachher tat es mir leid, daß ich es nicht gleich blasen ließ, weil ich dachte, ich hätte dann vielleicht die Husaren auf der Walstatt behalten resp. noch mehr dazugerufen.

Der Rittmeister, der, das Gesicht nach dem Kampfplatze, wie gesagt, außerhalb desselben hielt, hatte allem Anscheine nach das Signal geben lassen, um den Kampf zu beenden, nicht um die zehn Flüchtigen zu halten, denn nach denen sah er gar nicht. Auf sein Signal hatten die vordersten derselben gestutzt, waren aber durch die folgenden zu erneutem Ausreißen fortgerissen worden, wie ich es gerade ebenso am 24. April 1848 beim Billschau-Krug bei den mecklenburgischen Dragonern gesehen hatte. Wenn ihm daran lag, die Flüchtigen zu halten, so brauchte er nur das Signal wiederholen zu lassen, was er aber nicht tat. Sie standen erst auf mein Signal, das ich geben ließ, als ich noch mitten unter den Feinden war. Daß die Husaren auf der Chaussee es bei dem Pferdegetrappel hörten und befolgten, ist der sicherste Beweis, daß die weitesten von

ihnen keine zweihundert Schritt von der Walstatt entfernt gewesen sein können.

Leutnant von Krug und die Husaren des tapferen ersten Zuges hielten nun zirka achtzig Schritt links der Chaussee, unmittelbar, d. h. etwa hundert Schritt, von der Walstatt. Der Zug war schon beisammen, als ich dazukam. Krug hatte ein freudiges, ruhiges Gesicht und sprach, während er den Zug rangierte, als er meine Wunden sah, sein Bedauern aus, was ich von der Hand wies, denn ich freute mich über die Blessuren, die nur leicht sein konnten, da ich jeden Finger zu bewegen vermochte, also nichts entzwei war. Mars und Minerva zeichnen ihre Lieblinge.

Fort und fort mit Blitzesschnelle kamen alle Husaren an und rangierten sich neben dem ersten Zuge. Leutnant von Krug ganz allein war es, der sie ordnete, en front gegen den Feind. Von den eilig in aller Auflösung nach dem etwa sechshundert Schritt entfernten Wiesenthal Abziehenden wurden wir während des Rangierens noch durch einige Kugeln, die über unsere Köpfe flogen, unterhalten. Man sah mehr freudige und strahlende Gesichter als betretene, und mit Stolz zeigten die Husaren ihre Klingen: sie waren alle rot vom Blut der Feinde.

Die Stimmung der Eskadron war derartig, das Sammeln im Flintenfeuer an der Walstatt so imponierend, daß ein zweiter Angriff, der weit leichter als der erste gewesen wäre, nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte. Indessen der flüchtige Feind erreichte schon das ihn schirmende Dorf.

Ich machte Krug den Vorschlag, zu attackieren, mußte aber freilich hinzusetzen, daß ich völlig außerstande wäre, die Eskadron zu begleiten.

Ueberführung des Prinzen ins Lazarett nach Germersheim

Ich fühlte, daß ich in meinem kläglichen, nunmehr völlig flügellahmen Zustande der Eskadron in allen ihren etwaigen Bewegungen ein Hindernis sein müsse, und ritt, mich empfehlend, nunmehr im Schritt zurück nach dem Walde. Zuerst geleitete mich, außer meinem Reitknecht Pasewald, der in diesem Augenblick hinzukam, noch der treffliche Trompeter Rosenbaum und der Kurschmied der Eskadron, mit Namen Eikelberch. Rosenbaum schickte ich zurück und legte, um einige Linderung zu haben, meinen verwundeten Arm ausgestreckt auf des letzteren Schulter. Auf der Chaussee im Walde angekommen, als ich sah, daß ich in Sicherheit war, saß ich ab und ging zu Fuß weiter. Am Ausgang des Waldes, nach Philippsburg zu, begegnete ich endlich der Spitze unserer Infanterie-Avantgarde, Füsilieren des 17. Regiments unter dem damaligen Leutnant von Restorff. Als sie mit Bedauern den blessierten jungen Offizier sahen, rief ich ihnen

zu: ‚Ich habe meine Schuldigkeit getan, tut ihr die eurige!‘ Bald gelangte ich an eine Sägemühle linkerhand der Chaussee, wo ich mich auf einen dicken Sägebock setzte. Dort sah ich den General Hannecken und auch Herrn von Hiller wieder, wurde von allen Seiten beglückwünscht, bemitleidet und nach dem Schicksal der Eskadron usw. befragt. Hier wurde mir auch durch den Regimentsarzt des 17. Regiments [1]) und einen Kompagniechirurgus desselben der erste Verband angelegt und ich darauf auf einen herbeigeholten Wagen gesetzt und in Begleitung des Majors von Hiller ganz blaß und sehr ermattet und geschwächt nach Germersheim gefahren.

Betrachtungen

Bei vielen Gelegenheiten, besonders aber bei Gefechten, kommt es für den Wert, den dieselben für die Zukunft haben sollen, wesentlich darauf an, was man aus ihnen macht, und für den Gehalt der Truppe, die es bestanden, wird dies entscheidend. Dies wurde in bezug auf den Wiesenthaler Reiterangriff leider durch das Zusammenwirken einiger fataler Zufälligkeiten, Kleinigkeiten und Unvorsichtigkeiten versäumt. [2]) Es war und bleibt ein kecker Reiterstreich von

---

[1]) Der Regimentsarzt des 17. Regiments, Dr. Hedinger, sagte in seinem ärztlichen Bericht hierüber: „Hier — auf dem Hofe der Mühle — saß der Prinz auf einem Hauklotz, eine Kugel hatte oben am Schultergelenk Uniform und Weichteile zerrissen. Haut und zerrissene Bänder des Deltamuskels klafften weit auseinander und waren von Pulver schwarz und versengt. Der Schuß verlief horizontal, war also vermutlich während eines Hiebes zur Erde und aus nächster Nähe geschehen. Die Uniform, ganz blut- und schweißgetränkt, mußte heruntergeschnitten werden, um die Wunde zu sehen und einen Notverband anlegen zu können, wobei der Prinz von einigen Frostschauern durchschüttelt wurde. Nach Anlegung einer blutigen Naht und einer Mitella, um den Arm hochzuheben und die Zerrung beim Fahren zu verhindern, kehrte der Prinz, meine Begleitung annehmend, nach Germersheim zurück.“ Der Prinz ist zeitlebens in der freien Bewegung des rechten Armes etwas behindert geblieben und konnte ihn nicht weit über Brusthöhe erheben. Dies machte sich auch in der Art seines militärischen Grüßens bemerkbar, indem er die Hand nur wenig über Schulterhöhe hob. Mancher legte ihm das als Stolz aus. Daß der Grund in einer für König und Vaterland erlittenen Verwundung lag, war vielfach vergessen worden.

[2]) Noch heute wird das Gefecht von Wiesenthal vielfach ungünstig beurteilt. So sagt General von Pelet-Narbonne in seiner Geschichte der brandenburgisch-preußischen Reiterei II. Band Seite 205: „Man kann dieses Gefecht wohl zu den zwecklosen rechnen, da die gegnerische Infanterie völlig unerschüttert war. So war von dem Angriff der einzelnen Schwadron ein Erfolg überhaupt nicht zu erwarten. Ihre Aufgabe konnte nur sein, aufzuklären, wobei günstige Umstände zur Attacke zu benutzen waren, aber in jener Zeit wurde die Aufklärungstätigkeit der Reiterei wenig gewürdigt, und ihre Ausbildung darin war mangelhaft. Alles gipfelte in der Attacke.“ Auch der Wagemut des Prinzen ist oft getadelt worden. Im Gegensatz hierzu bemerkt

einem gegen fünf, nach Anlage und Geist der Ausführung würdig, jeder kühnen Reitertat in der Glanzperiode der preußischen Kavallerie an die Seite gestellt zu werden. Ein Reiteroffizier, der unter ähnlichen Umständen den Angriff unterläßt, handelt nicht im Geiste Seydlitz' und Zietens und hätte besser getan, etwa bei der Festungsartillerie zu dienen. Wer den Geist der Kavallerie erfaßt, kann sich nur über den Heldenmut, der sich hier zeigte, freuen und den Streich lobend anerkennen. Das Gefecht ist ein Beispiel für unsere heutige Kavallerie und steht einzig da in den Annalen der Kriege von 1848/49. Das herrliche, frische Gefecht von Aarhuus war ein Kampf von Reitern gegen Reiter, also ganz etwas anderes, Leichteres, Amüsanteres; der Versuch einer Kolonnenattacke der Ulaneneskadron bei Ubstadt war eben nur ein Versuch, das Gefecht von Wiesenthal dagegen ein durchgeführter Kampf von Kavallerie gegen Infanterie, kein Reitertanz wie bei Aarhuus, sondern der gefahrvollste Kampf des Säbels gegen Kugel, Bajonett und Masse.

In moralischer Beziehung brachte uns das Gefecht wenig Nutzen, da der Geist desselben im allgemeinen zurzeit nicht anerkannt und sogar vom 9. Husarenregiment für sich nicht gehörig ausgebeutet wurde. Der moralische Effekt auf den Feind war dagegen überwiegend groß. Der bei Ladenburg gefangene preußische Major Hindersin vom Generalstabe wurde in meiner Gegenwart aus Rastatt freigegeben. Er kannte mich nicht. Von anderen befragt, was die Insurgenten von uns hielten, beantwortete er dies für die Infanterie günstig, für die Artillerie ungünstig, und ich hörte ihn sagen, daß von allem ihnen am meisten ‚die Attacke hellblauer Husaren' imponiert habe.

Der handgreifliche Erfolg waren zwanzig tote Feinde auf der Walstatt, über achtzig Schwerblessierte in den Lazaretten von

---

Prinz Kraft zu Hohenlohe in seinen „Gesprächen über Reiterei" (1887, Seite 117): „Es ist sehr viel über diese Attacke seinerzeit geredet worden, auch wurde viel und herb darüber getadelt; man fand es sehr unrecht von ihm, daß er die Schuld an dem Tode einiger Offiziere trage, der nur durch seinen Jugendmut verursacht sei. Es waren namentlich jene bedächtigen Alten, die von dem jungen Prinzen nur kalte Erwägung verlangten und bei ihm kühnes Wagen nicht aufkommen lassen wollten. Man behauptete damals, er habe die Eskadron zu einer unsinnigen Attacke verleitet. Seine Gegner behaupteten es, aber es war nicht der Fall ... Es ist von größter Wichtigkeit, daß Selbsttätigkeit und Wagnis bei der Kavallerie immer ... ermuntert werde, auch wenn bei kalter Erwägung sich hinterdrein herausklügeln ließe, daß zuviel gewagt sei. Selbsttätigkeit und Wagnis ist immer besser, als zu lange auf Befehle warten und die günstige Gelegenheit versäumen." Die Aufzeichnungen des Prinzen beweisen übrigens, daß er gar nicht den Impuls zur Attacke gegeben, sondern sie nur mitgeritten hat.

Germersheim (wo die Schwerstblessierten lagen), Wiesloch, Rastatt. In Bruchsal lagen auch drei Mann. Von diesen wurden am 21. Juni mehrere trepaniert, anderen Oberschenkel und Arme amputiert. Ferner eine Anzahl Leichtblessierter, unter denen Oberstleutnant von Biedenfeld, die in der Front blieben, und etwa hundert Gefangene, welche, soweit sie gesund waren, erst mit Hilfe der nachfolgenden Infanterie der Avantgarde in und um Wiesenthal aufgegriffen wurden. Unter den Gefangenen war mein kleiner, sehr malträtierter Leutnant Schiffmacher. Man sieht, daß die Säbel ihre Schuldigkeit recht ordentlich getan haben. Die Husaren behaupteten unter anderem, daß der Unteroffizier Hildebrand einem Feinde den Arm mit einem Hiebe rund abgehauen hatte. Unsere heutigen Korbsäbel, die nicht vorderwichtig sind, leisten das nicht mehr.

Und nun unsere Verluste! Waren sie unverhältnismäßig im Vergleich zum Erfolge und zu denen des Feindes? Wir zählten sechs Tote, nämlich Major Rückert und Sekondeleutnant von Muschwitz II und vier Husaren, drei Verwundete, nämlich Bussche-Münch, mich und Husar Thinnes, einen Gefangenen, den Sergeanten Strömel, der unter seinem Pferde liegen blieb, von den Insurgenten fortgeschleppt wurde und sich in Rastatt sehr angenehm amüsierte, etwa zehn tote Pferde, worunter das von Bussche-Münch, und einige blessierte Pferde, worunter meines. Jeder kann seine Ansicht haben, ich aber finde den Verlust, was die Zahlen betrifft, gar nicht der Rede wert. Tief zu beklagen ist freilich, daß in dieser geringen Zahl drei Offiziere und so ausgezeichnete und hoffnungsvolle sich befanden. Wo Holz gehauen wird, da fallen Späne, und welch schönen Tod sind diese Helden gestorben! Wer weiß, ob sie, wenn sie noch lebten, nicht bedauern würden, dort nicht den schönen Tod auf grüner Heid' gestorben zu sein?

> Kein schön'rer Tod ist in der Welt,
> Als wer vorm Feind erschlagen,
> Auf grüner Heid', im freien Feld
> Nicht hört groß' Weheklagen!

Unser Oberfeldherr, der Prinz von Preußen, und der König, unser Kriegsherr, erkannten das Gefecht rühmlichst an. Es erhielten die III. Klasse des Roten Adlerordens mit Schwertern mein Adjutant Bussche-Münch, der auch Rittmeister wurde, weil er die IV. schon hatte, die IV. Klasse ditto der Rittmeister und Leutnant von Krug; vier oder sechs Mann erhielten das Militärehrenzeichen II. Klasse, unter ihnen Trompeter Rosenbaum und Husar Thinnes. Die beiden Husarenoffiziere erhielten auch

badische Orden, der Rittmeister den militärischen Karl-Friedrichs-Orden, von dem ich als Major das Komturkreuz erhielt; die Eskadron erhielt eine diesem Orden affilierte silberne Medaille. Preußischerseits erhielt ich für dieses Gefecht zwar nichts, außer einem sehr gnädigen, lieben Schreiben meines Königs und Herrn, das mir hochwert und teuer ist,[1]) aber für die Kampagne im ganzen die Schwerter zum Roten Adlerorden, russischerseits das St. Georgenkreuz[2]) und vom Großherzog von Mecklenburg-Schwerin das Militärkreuz. Das liebste aber waren mir meine Blessuren und die gemachte Erfahrung, die mir vielleicht noch in mehr als einer Beziehung nützlich sein wird.

Auf der Fahrt nach Germersheim begegnete ich an der Barrikade auf dem Damm nach dem Brückenkopf den vier Gardelandwehrbataillonen Berlin, Magdeburg, Düsseldorf, Koblenz, in denen eine Masse Leute waren, die mich hatten aufwachsen sehen und von denen ich von der Leibkompagnie und dem Füsilierbataillon des 1. Garderegiments mehrere, wie alle Offiziere, persönlich kannte. Sie hatten die Gewehre zusammengesetzt, und sobald sie mich erkannten, stürzten sie voller Angst im Gesicht und ihrer Teilnahme Worte und Ausdruck verleihend auf mich los. Der Wagen mußte lange halten, und es gab rührende Szenen und viele Hurras. Als später die Gefangenen von Wiesenthal denselben Weg entlang kamen, ist es ihnen bei den Garden sehr übel ergangen.

In Germersheim

In Germersheim brachte man mich in mein früheres Quartier, wo ich von meinem Lakaien und den Stalleuten zu Bette gebracht und gepflegt wurde. Die ärztliche Behandlung übernahm der bayrische Unterarzt Dr. Ludwig. Aus Müdigkeit und Ermattung schlief ich beinahe vierundzwanzig Stunden um und um. Mein Schlaf wurde nur durch den sehr teilnehmenden Besuch des Prinzen von Preußen, der auf die Nachricht sogleich von der Armee zu mir geeilt war, und durch Mahlzeiten und Verbände und Umschläge unterbrochen. Dieser erquickende Schlaf, nach den vielen Strapazen so erklärlich, und meine starke, unverdorbene Natur brachten mich ganz um jedes Wundfieber.

---

[1]) Dieses Schreiben ist im Nachlaß nicht vorhanden.

[2]) In seinem Feldzugstagebuch schreibt der Prinz am 5. Juli: „Prinz von Preußen macht mir nach Tisch den Georgsorden IV. Klasse an, den der russische Kaiser mir für Wiesenthal schickt. Erst sehr überrascht und erfreut. Ich will aber kein Narr sein und mich durch dergleichen nicht betören lassen.“ Und am 31. Juli, nach Empfang des Roten Adlerordens mit Schwertern: „... Das Beste bleiben doch die Wunden und das Bewußtsein, seine Schuldigkeit zu tun.“

Am folgenden Tage besuchte mich der bayrische Generalleutnant Fürst Taxis, der mit einem bayrischen Korps über Mannheim nach der Pfalz marschierte. Major von Hiller bat, mich verlassen und sich zur Armee begeben zu dürfen. Ich ließ ihn gehen.

Am 22. konnte ich etwas aufstehen, am 23. schon etwas ausgehen. Ich schleppte mich ins Lazarett und besuchte Bussche-Münch und die anderen bei Waghäusel blessierten Offiziere und Soldaten. Bussche-Münch war sehr übel zugerichtet, doch weder er noch ich zweifelten an seinem Aufkommen. Wir sprachen von der Affäre, und ich erfuhr von ihm, daß er durch alle Knäuel, auch die letzten, auf der Chaussee gesprengt sei. Auf dem Rückwege durch sie sei sein braver Hengst, dessen Drauflosgehen, Herz und Mitkämpfen er nicht genug rühmen konnte, von drei Kugeln getroffen zusammengebrochen. Da erst habe er die Schüsse erhalten (durch linken Unterarm und Schulterblatt). Er habe die Besinnung verloren und habe lange ohne sie zugebracht. Man hatte ihn in der Tat für tot gehalten, und sein Freund, der spätere Major von Rantzau 3. Ulanenregiments, damals Adjutant bei Hannecken, war an die vermeintliche Leiche herangetreten, um sie noch einmal zu betrachten. Er zuerst entdeckte einige Lebenszeichen.

Am 23. schickte ich auch meinen Reitknecht Lange zu Pferd zum Rekognoszieren ins badische Land. Ich mußte Nachrichten von der Armee haben, an denen es in Germersheim gänzlich fehlte. Er fand zwei Divisionen im Biwak unweit Waghäusel.

Auch hatte ich das Glück, den Dr. med. Claus, einen Bekannten aus Bonn, wiederzufinden, der aus Anhänglichkeit an die Offiziere des 7. Ulanenregiments als Volontärbummler mit ins Feld gerückt war. Dieser mußte meine Wunden untersuchen und übernahm es, mich bei meinem Vorhaben, am 24. zur Armee zurückzukehren, das ich contre vent et marée bei den Aerzten und dem Festungskommandanten General Weißhaupt durchsetzte, zu begleiten. Dieser wollte es nicht zugeben, da die Gegend zwischen der Armee und der Festung von Freischaren durchstreift wurde. Das konnte mich nicht abhalten, bewog mich aber, ihn um eine Eskorte Chevaulegers zu bitten, was er bereitwilligst genehmigte.

So fuhr ich denn am 24. früh, wo Regenwetter eingetreten war, nachdem ich, soviel ich mich besinne, noch Bussche-Münch mein letztes Lebewohl auf leider Nimmerwiedersehen gesagt, mit Dr. Claus in einer Kalesche, unter der Eskorte einer halben Eskadron unter Leutnant Graf Pappenheim über Philippsburg nach Wiesenthal, weil dort ein Knotenpunkt von Chausseen ist. Wir fuhren eigentlich aufs

Geratewohl und hätten uns an letzterem Ort über die fernere Richtung entscheiden müssen. Wie groß war aber meine Freude, als ich einige unserer blauen und roten Bagagewagen sah, die in der Richtung auf Bruchsal fuhren. Es war die Bagage der Division Hannecken, die dieser nachzog. Ich entließ die Eskorte und holte bald die Division und den Stab ein, sah auch das mir nun so teure 9. Husarenregiment, das mir ein Hurra brachte. Der vierte Zug der 1. Eskadron wurde mir vom General Hannecken als Ehrengeleit kommandiert. Mit diesem rückte ich, aber natürlich fahrend, in Bruchsal ein, nachdem ich noch die Freude gehabt hatte, dem kleinen Gefecht zweier Kompagnien des I. Bataillons 30. Infanterieregiments unter Hauptmann von Bredow, die Bruchsal nahmen, beizuwohnen."

So weit die eigenhändigen Aufzeichnungen des Prinzen.

Aus des Prinzen Briefwechsel über Wiesenthal

Im Anschlusse daran sei noch einiges aus seinem das Gefecht von Wiesenthal betreffenden Briefwechsel mitgeteilt.

Graf Waldersee, damals Kommandeur des Alexander-Regiments, der spätere preußische Kriegsminister, schrieb dem Prinzen am 25. Juni 1849:

„Empfangen Euer Königliche Hoheit die aufrichtigsten Glückwünsche eines alten Soldaten zu Ihrem Heldenmut, zu Ihren ruhmvollen Wunden. Viele tadeln die allzu große Kühnheit, mit der Euer Königliche Hoheit sich mitten in den Feind gestürzt und Ihr Leben preisgegeben haben. Ich stimme diesen nicht bei. Ein Prinz des erlauchten preußischen Königshauses, ein Hohenzoller, kann nie zu mutig, nie zu kühn sein. Wohl dem Lande, das solche Fürsten, wohl dem Heere, das solche junge Heldenführer zählt."

Prinz Friedrich Karl antwortete:

„Ich habe in dieser Zeit viele Briefe erhalten, die mir die mannigfachsten Gefühle schildern: Klagen, Mitleid, Teilnahme, Freude, Glückwünsche. Letztere haben Sie gewählt, und Sie haben das einzig Rechte getroffen. Keine Feder vermochte sie auf so lebhafte, beredte und gerade auf mir so sehr eindringliche Weise zu schildern. Ich würde in diesen Zeilen, auch ohne es zu wissen, den kühnen Eroberer der Danewerke und den Bezwinger Dresdens erkennen. Glauben Sie mir, Herr Oberst, und erlauben Sie mir, es Ihnen bei dieser Gelegenheit auszusprechen, daß ich darauf brenne, einmal künftig unter Ihrem Befehl und unter Ihren Augen den Feind zu bekämpfen. Ich weiß, daß sich da manches Lorbeerblatt pflücken läßt."

Einige Jahre später, 1851, kommt Graf Waldersee in einer Zuschrift an den Prinzen noch einmal auf die Attacke von Wiesenthal zurück:

„Möge der echte Reitergeist, welcher in der hinter dem grünen Tisch und von sogenannten ‚gewiegten‘ Kavalleristen vielfach getadelten, aber gerade aus dem höchsten militärischen Gesichtspunkt nicht weniger völlig mustergültigen Attacke bei Wiesenthal aussprudelte, auch künftig in allen preußischen Reiterführern bis zu denen ganzer Kavalleriedivisionen hinauf lebendig bleiben. Fällt dann auch einmal eine oder die andere tüchtige Persönlichkeit — gottlob, die preußische Armee enthält in ihren Reihen Elemente genug und mehr als genug, solche Lücken auszufüllen, und selbst Königliches Blut wird in solchen Momenten nicht nutzlos verspritzt: Die Saaten künftiger Lorbeeren sprießen am besten unter solchem Tau.“

Dem General von Wedel, Kommandeur der 4. Division, antwortete der Prinz auf seinen Glückwunsch:

„Ich bin stolz darauf, daß ich wieder das Glück hatte, mit den preußischen Truppen, welche sich überall gleichbleiben an Tapferkeit, Ausdauer, Gehorsam gegen unseren Kriegsherrn und König und in treuer Anhänglichkeit an unser Vaterland, die Gefahren des Kampfes und die Freude des Siegers zu teilen. Mein Streben ist und bleibt, es dabei so zu halten, wie es in unserem Hause üblich war, und wie es die Armee verdient und verlangen kann. Ich preise mich glücklich vor vielen anderen, daß es mir vergönnt war, diese meine Gesinnung mit meinem Blute zu besiegeln.“ [1])

In ähnlichem Sinne dankt der Prinz für die Glückwünsche seines Oheims, des Prinzen Adalbert: [2])

„... Ich habe viel Glück gehabt, und kann Dir nur, wenn Du einmal in eine ebensolche Lage kommst, dasselbe wünschen. Meinem armen Busche geht es gut, wie es jetzt gehen kann. Sein Leben wird noch drei Wochen in Gefahr schweben, sein Arm aber hoffentlich gerettet werden. Meine Wunden werden in etwa drei Wochen heil sein. Sie hindern mich aber wenig, nur daß ich den Arm in der Binde tragen muß. Das Reiten im Gefecht ist mir gut bekommen ... Ich setze darin meinen höchsten Stolz, daß die Prinzen des Hauses anerkennen, daß ich mich seiner wert zeige.“

Als sieben Jahre später der ritterliche Prinz Adalbert bei Tres Forcas im Gefecht gegen die Kabylen verwundet wurde, da stellte sich der Neffe als erster mit dem nachfolgenden Glückwunschschreiben bei ihm ein: [3])

---

[1]) General von Wedel bat um die Erlaubnis, dieses Schreiben veröffentlichen zu dürfen. Der Prinz in seiner Bescheidenheit gestattete es nicht.

[2]) Batsch, Admiral Prinz Adalbert von Preußen. 1890. Seite 173.

[3]) Ebenda. Seite 270 ff.

„... Von ganzem Herzen wünsche ich Dir Glück zu der kühnen und frischen Waffentat, die Du mit einer Handvoll Seeleute ausgeführt und bei der Du eine ehrenvolle Wunde erhalten hast. Der Schmerz der leichten Wunde vergeht bald, die Ehre derselben und der Ruhm der kühnen Tat bleiben ewig! Aber auch der Marine, dem Vaterlande und unserem Hause wünsche ich Glück, daß Du die Gelegenheit gesucht und sogleich benutzt hast, zu zeigen, daß Du des herrlichen und vielbewährten Vaters tapferer Sohn und des edeln Waldemar Bruder bist! Das Hohenzollernsche Blut ist doch ein ganz besonders feuriges und edles, das muß die Welt von neuem anerkennen!... So ist es schön, stürmen, Du voran, gegen Uebermacht sich schlagen und ihr namhafte Verluste beibringen, und die schwarzweißen Farben hoch auf einen steilen, erstürmten Gipfel pflanzen!"

Das tiefe Gemüt des Prinzen kommt in dem Beileidschreiben zum Ausdruck, das er dem Vater des am 8. Juli seinen Wunden erlegenen Adjutanten von dem Bussche-Münch sandte:

„Ich betraure seinen Tod nicht bloß als den meines Adjutanten, der längere Zeit meiner Person nahestand, sondern besonders als den meines wahren Freundes, der mir treu zugetan, in allem eine Stütze war. Bis zum letzten Augenblicke habe ich die feste Hoffnung gehegt, ihn später gesund wieder an meiner Seite zu sehen. Je mehr ich davon überzeugt war, desto erschütternder wirkte auf mich die Kunde seines Hinscheidens. Ich war geradezu trostlos und habe so bitterlich geweint wie lange nicht..." [1])

Ende des Feldzugs

Dem weiteren Verlaufe des Feldzuges in Baden wohnte der Prinz größtenteils zu Wagen bei. Wo sich ihm jedoch Gelegenheit zur Teilnahme an Gefechten bot, wie bei Durlach am 25. Juni, an der Murg am 29. Juni, bei Kuppenheim am 30. Juni und bei der Kanonade von Ludwigshafen, ließ er es sich nicht nehmen, „den Arm in der Binde, sich zu Pferde zu setzen und zu versuchen, hier und da durch seine Anwesenheit im Gefecht zu nutzen, oder besser, zu lernen". „Alle diese Gefechte," schreibt er am 9. Juli seinem in Schleswig gegen die Dänen fechtenden Freunde und späteren persönlichen Adjutanten, dem Grafen Gustav Waldersee, „waren unglaublich interessant und sehr mannigfaltig und lehrreich. In allen gingen wir offensiv zu Werke, überall die Stärkeren der Zahl

[1]) In seinem Tagebuch verzeichnet der Prinz: „Niederschmetternde Kunde von dem Ableben meines so edlen und tapferen Freundes Bussche-Münch. Außer mir, konnte mich nicht lassen vor Schmerz, weinte fortwährend."

nach, während der Feind in der Regel sehr starke Positionen verteidigte. Er wurde strategisch sehr geschickt, taktisch oft weniger gut geführt. Die Ursache von letzterem suche ich darin, daß die Bande der Disziplin und Ordnung im Innern doch ziemlich verschwunden waren. Bis zu einem gewissen Grade war der Feind brav, machte häufig offensive Bewegungen im Bereich unseres wirksamsten Feuers. War aber sein Widerstand gebrochen, so war seine Retirade nie ein allmähliches Weichen, sondern eine Flucht ... Unsere Truppen, Linie und Landwehr, sind im Gefecht alle vorzüglich und von bewunderungswürdigem Eifer. Nirgends ist es ihnen im eigentlichen Sinne schwer geworden, den Feind zu werfen ... Wie hebt es mein Herz, im Norden und Süden der deutschen Lande Preußens Schwert siegreich zu wissen, vom Limfjord bis zum Bodensee dieselben Feldzeichen, zur selben Stunde derselbe Zapfenstreich. Und Seiner Majestät Husaren an beiden Orten ruhm- und wundenbedeckt!"

Am Schlusse des Feldzuges wohnte der Prinz noch der Belagerung von Rastatt bei. „Das faule Leben bekommt mir nicht," bekennt er sich in seinem Tagebuch. Die freundliche Einladung einer hohen Verwandten, an ihrem Hofe in Ruhe seine Wunden auszuheilen, lehnt er ab. „Hannibal flieht Capua." Am 23. Juli erfolgte die Uebergabe von Rastatt. „Der eigentlich kriegerische Teil der Kampagne, der Feldzug selbst, ist nun zu Ende. Ich frage, wo werde ich das nächste Mal feindliche Kugeln hören, und wessen Kugeln werden es sein? Ich bilde mir ein, bayrische oder österreichische; es wird in Deutschland sein. Ich möchte hoffen, daß ich mich täusche."

Die Heimkehr des Prinzen verzögerte sich gleichwohl noch bis zum 12. August, da er im Auftrage des Prinzen von Preußen, begleitet vom Major von Schlegell, der ihm nach der Verwundung seines Adjutanten auf Königlichen Befehl wieder beigegeben war, noch eine Reise nach Stuttgart und der Schweiz unternahm. Sobald der verwundete Arm es gestattete, ging er an die schriftliche Ausarbeitung seiner mannigfachen Feldzugserfahrungen, wie es in seiner Natur lag, alles, was er sich geistig zu eigen machte, schriftlich niederzulegen. Aus den so entstandenen „Notizen aus der Kampagne 1849" sei folgendes hier wiedergegeben:

„Notizen aus der Kampagne 1849."

Ueber die Disziplin im Felde:

„Strenges Halten auf Marschordnung erleichtert den Truppen das Ertragen von Fatiguen und erhält die Disziplin ... Unsere Leute sind zu sehr an einen streng förmlichen Dienst gewöhnt, als daß man im Felde über ihn und seine Formen hinwegsehen könnte, ohne befürchten zu müssen, daß die Disziplin nicht darunter leide.

Der Haupthalt geht sonst verloren. Als das Iserlohner Bataillon bei Waghäusel schwankte, ritt General Hannecken heran, ließ richten und Griffe machen. Das half ... Ich habe gesehen, daß Landwehroffiziere haben schultern und abschwenken lassen, ohne vorher ‚Stillgestanden!‘ und ‚Richt euch!‘ zu kommandieren, so daß von Hause aus Unordnung und Sprechen. Der Offizier selber darf kein Kommando anders als im Frieden geben, sonst kann man nicht auf die Ausführung des Befehls halten. Auch auf die Formen des Garnisonwachtdienstes im Kriege unnachsichtlich halten. Beim Feldwachtdienst ist jede mögliche Erleichterung gewiß gerechtfertigt ... Ich meine ‚erleichtern‘ ja, aber nicht Falsches einführen. Auf den inneren Dienst stets größte Sorgfalt legen, ist eines der sichersten Mittel, den Feind zu schlagen ... Mit der allergrößten Strenge auf Ordnung bei den Bagagen halten: Eine Art Polizei, sie gewissermaßen in Parade defilieren lassen, wenn sie einen Ort passieren, dicht auf- und geschlossen hintereinander, die Trainknechte dürfen nicht schlafen auf den Pferden. Nie zulassen, daß Bagagen und Truppen auf einem schmalen Raum nebeneinander marschieren ... An Ruhetagen von Amts wegen kontrollieren lassen, ob sich nicht hier und da ein Fuhrwerk zuviel eingeschlichen hat, ob sich nicht plötzlich das Gepäck vermehrt hat. Die Bagage führenden Offiziere haben unter keiner Bedingung zuzulassen, daß sich auch Gesunde auf die Wagen setzen. Sie sollen marschieren ... An die Spitze jedes Brigade- oder Divisionstrains muß ein Mann von Energie mit gehöriger Strafgewalt gestellt werden.“

Der Feldzug von 1849 ist besonders dadurch bemerkenswert, daß er den denkenden und scharfsichtigen Köpfen in der Armee, vor allen dem Prinzen von Preußen und seinem späteren Kriegsminister Roon, Einblick in die Mängel und Schwächen des nach den Befreiungskriegen übertrieben gefeierten Landwehrsystems gab und dadurch mitbestimmend für den Entwurf und die Durchführung der ein Jahrzehnt danach ins Leben gerufenen Heeresreorganisation wurde. Auch der junge Prinz Friedrich Karl erkannte mit sicherem, praktischem Blick die Nachteile und dachte über ihre Beseitigung durch organisatorische Maßregeln nach. Er schreibt:

„Von aller Landwehr, wie sie jetzt besteht, kann als Mangel angegeben werden das zu hohe Alter eines Teils der Mannschaft und der Umstand, daß durchschnittlich drei Viertel verheiratet sind. Ein Verheirateter ist fast nie mit Lust Soldat, seine Gedanken sind immer daheim, er denkt mehr an seine Selbsterhaltung als irgendein anderer. Er ist nicht mehr vorzugsweise Soldat, sondern erst Haus-

vater usw. Es ist möglich, daß in einer Zeit wie 1813 dies sich umkehren mag, aber es erscheint gewiß, daß bei der Verschiedenheit der politischen Meinungen, die so sehr in den Vordergrund treten, auch wegen der allgemeinen Schlaffheit der Geister jetzt kein Krieg denkbar ist, wo unser Volk einer solchen Begeisterung wie damals fähig wäre. Dazu kommt die schwerere Handhabung der Disziplin. Ein alter Kerl gehorcht einem jungen Offizier, der oft unerfahrener ist als er, um so weniger leicht, als er oft durch längeres Ausbleiben aus dem Dienst den Gehorsam verlernt hat. Mit Unteroffizieren ist es noch schwieriger. Sie sind den Offizieren nicht immer eine Stütze, denn sie haben dieselben Interessen als die Leute und schon deshalb selten Respekt, weil sie zu Hause al pari stehen. Solche Unteroffiziere sind mehr eine Last." Der Prinz schlägt daher vor: „Man hebe jetzt statt 35 Prozent, die durchschnittlich von den für den Militärdienst tauglich Befundenen eingestellt werden, das Doppelte aus, also 70 Prozent, lasse die neuen 35 Prozent durch die Linie ausbilden und stelle sie dann in Landwehrbataillone als Rekruten ein, wogegen pro Bataillon die 200 ältesten zu entlassen wären. Dieses wiederhole man in Zeit von einem halben Jahre. Mit diesen Rekruten tue man zugleich die Unteroffiziere und Offiziere, welche sie ausgebildet haben, in die Landwehr hinein, so wird eine faktische Umbildung der Landwehr, eine Parität mit der Linie angebahnt. Die Befürchtung, daß die junge Mannschaft, von der alten angesteckt, lässig gemacht werden würde, scheint weniger groß, sofern sie zum Beispiel drei Monate gehörig ausgebildet worden, so daß die Rekruten schon in sich eine Haltung erlangt haben (sie haben eine Stütze an den Offizieren und Unteroffizieren, die mit ihnen übertreten), als daß die ältere durch Ehrgefühl und die Erinnerung an ihre eigene Dienstzeit, durch das Beispiel und insbesondere durch die Lust am Dienst, welche die Vorgesetzten bei den jüngeren anzufachen wissen werden, angespornt wird. Jedenfalls gibt es dann einen Wetteifer, eine Friktion zwischen den beiden heterogenen Elementen, die nur günstig wirken kann ... Eine Vermehrung der Offiziere der Linie scheint deshalb und aus vielen anderen Gründen sehr wünschenswert ..."



Prinz Friedrich Karl
als Major im Gardehusarenregiment



V. Kapitel

Eskadronchef im Gardehusarenregiment 1849 bis 1852

Persönliche Einwirkung des Prinzen auf seine Untergebenen — Bedeutung des Dienstunterrichts — „Militärisches Wörterbuch", „Felddienst der leichten Kavallerie" — „Gefecht der Kavallerie zu Pferde" — „Ueber die geistige Tätigkeit, die das Wesen des Dienstes der leichten Truppen ausmacht" — Graf Gustav Waldersee und andere Freunde — Reisen nach Rußland — Gespräche mit Zar Nikolaus und Urteil über ihn

Zustand der 3. Eskadron bei Uebernahme der Führung durch den Prinzen

Am 15. August 1849 übernahm Prinz Friedrich Karl wieder die Führung der 3. Eskadron des Gardehusarenregiments. Es war auch diesmal keine leichte Aufgabe, die des jungen Chefs harrte. Zwar waren es jetzt weniger die politischen Zeitströmungen, deren Eindringen in die Armee es zu bekämpfen galt, als innere Dienstverhältnisse im Regiment, die nicht nach seinem Geschmack waren. Er selbst schreibt darüber am Ende seiner Eskadronchefzeit: „Ich bekam eine Eskadron, nach meiner Ansicht ohne die rechte Disziplin. Der Wachtmeister war alles gewesen; die Unteroffiziere mit wenig Ausnahmen alle bequem; die Unteroffiziersaspiranten, die vier, fünf, sechs Jahre dienten, glaubten durch Dienstzeit, nicht durch Geschick Anspruch auf Beförderung zu haben; ebenso waren die Gefreiten durch Alter, nicht durch Geschick und Energie ausgezeichnet, nicht einmal alle von zuverlässiger Führung. Die Husaren, mehr aus gutem Willen, weil sie eben im Frieden nicht auseinanderlaufen, als durch militärischen Ehrgeiz, Soldatensinn und Disziplin zusammengehalten, waren in ihrem Aeußeren Bauern in Uniform, ohne Haltung, eine Unzahl reicher Freiwilliger. Fünf war gerade. Begünstigt wurde, wen der Wachtmeister mochte. Es gab eine Menge Kneipenbesucher, Windbeutel, wilde und rohe Menschen mit der Neigung für schmutzige Lieder. Die Ausbildung zu Pferde genügte kaum; es fehlte der pünktliche Gehorsam aufs Wort; zu Fuß war die Ausbildung gleich Null. Von Mitte August 1849 bis zum 1. Oktober sah ich mir die Sache mehr mit an und dachte nach, war mir klar, daß *ich* und kein anderer befehlen, und daß es *anders* werden müsse."

Persönliche Einwirkung auf die Untergebenen

Der Prinz wirkte in erster Linie durch sein persönliches Beispiel, indem er in unmittelbare Fühlung mit seinen Untergebenen trat und die Zügel scharf anzog. Dabei individualisierte er streng und

stellte je nach dem Dienstgrad seine Anforderungen. Als Wachtmeister verlangt er „einen Soldaten, der allerdings für Pferdepflege, Sattelung, Zäumung sorgt, aber auch dafür, daß alles pünktlich nicht bloß dem Wortlaut, sondern auch dem Sinne nach geschieht, wie es im Interesse Seiner Majestät des Königs liegt, daß der Wachtmeister nicht für sich und seinen Vorteil arbeitet, sondern lediglich das Werkzeug des Eskadronchefs ist, dem er jede Kleinigkeit, Leute, Pferde und Ausrüstung betreffend, gleich das erstemal zu melden hat, von dem er sich Befehle für alles erbittet. Nicht Eigennutz und Mißgunst, sondern Ehrgefühl und Gerechtigkeitsliebe muß die Ursache aller seiner Handlungen sein". Den Unteroffizieren erteilt er „Unterricht über die Art zu befehlen und den Untergebenen das Gehorchen leicht zu machen. Der Vorgesetzte muß wirklich immer Recht haben". Die Gefreiten erhalten eine bevorzugte Stellung. „Der innere Wert verleiht Würde, nicht die Charge ... Ich suchte anständige, gebildete Leute aus mit besonderer Berücksichtigung des damaligen jüngsten Jahrganges (1848), der sich am leichtesten noch nach meinen Ideen umbilden konnte ... Es machte anfangs viel böses Blut und gab Hin- und Hergerede in der Eskadron, das fiel jedoch schon im nächsten Jahre weg. Ich gab ihnen besonderen Unterricht über ihre Pflichten teils beim allgemeinen Appell, so daß es auch alle Husaren hörten, was ich vom Gefreiten verlangte und welche Unterordnung der Husaren unter diesen, teils in besonderen Appells und Instruktionsstunden (wöchentlich zweimal)." Und schließlich sein persönlicher Einfluß auf den gemeinen Mann! Als die Reserven 1849 entlassen waren, tat er ganze Arbeit. Zwei bezeichnende Ansprachen aus jener Zeit, die er zu Papier brachte, liegen vor.[1]) Den zurückbleibenden Mannschaften schärft er ein: „Was ich euch heute sagen will, das sage ich, weil ich nicht anders kann, weil ich es für Pflichtverletzung halten würde, wenn ich davon schwiege. Ich halte es nämlich für meine Pflicht, nicht bloß dafür zu sorgen, daß ihr eure Pferde und Sachen gut haltet, daß ihr überhaupt im Dienst eure Schuldigkeit tut, sondern auch dafür, daß euer Verhalten außer Dienst im Einklang steht mit dem dienstlichen. Ich verlange von euch ein geregeltes Leben, nicht Schuldenmachen, nicht Trinken, nicht andere Ausschweifungen, durch die man die Kraft und Fähigkeit verliert, die Berufspflichten zu erfüllen. Nach meiner Ueberzeugung aber ist nichts so auffordernd zu Ausschweifungen aller Art als Kneipenleben, schlechte Gesellschaft, die Anstands- und Ehrgefühl verletzt. Ich wende mich an den Teil von euch, der Abneigung dagegen hat, um mich zu unterstützen."

[1]) Die Konzepte sind im Nachlaß des Prinzen vorhanden.

Den neueintretenden Rekruten ruft er zu: „Seid stets eingedenk, daß ihr eine schwere Aufgabe vor euch habt, daß ihr nicht da seid zum Spaß, zum Prunk, zur Parade, sondern um König und Vaterland gegen äußere und innere Feinde mit dem Säbel in der Faust zu schützen. Man wird kein guter Soldat ohne Mühe, ohne Ausdauer, ohne Schweiß. Eure Vorgesetzten und ich zunächst, eure älteren Kameraden werden euch den Weg zeigen und anlernen, folgt unserem Beispiel mit höchstem Fleiß, mit Lust und Liebe, aber auch mit dem Ernst, den Seiner Majestät Dienst verlangt. Solange ihr den Rock des Königs tragt, seid ihr zunächst Soldaten, und alles andere nachher. Der Rock des Königs ist ein Ehrenkleid, das alle, die es tragen, zu einer Gemeinschaft von Ehrenmännern vereint, aus der ausgestoßen zu werden der höchste Schimpf ist. Wenn ihr vor den Feind kommt, so werdet ihr sehen, daß eure Vorgesetzten eure besten Kameraden sind, die gelegentlich ihren letzten Bissen mit euch teilen, die, wo es gilt, die Ersten am Feinde sind, die euch die Gasse hauen, in die ihr nachdringt. Aber unser Husarenhandwerk, so ehrenvoll es ist, es ist auch ein halsbrecherisches, gefahrvolles, mühseliges Handwerk, im Krieg wie im Frieden. Wir sind immer die ersten am Feinde und die letzten, die von ihm lassen. Wir lassen auch viele Haare liegen und bluten tüchtig, dann leckt der Husar sich seine Wunden, und nachher geht's von frischem los."

In diesen beiden Ansprachen liegt gewissermaßen das Erziehungsprogramm, das der Prinz nunmehr persönlich mit nie ermüdender Hingabe und eiserner Konsequenz als Eskadronchef durchführte. „Es war schwer," bekennt er selbst, „es durchzusetzen, weil andere Eskadronchefs keinen Wert darauf legten. Ich ging allein meinen Weg. Schließlich drang es vollkommen ein in die Eskadron. Ich hielt selbst sehr viel Appell ab, jeder Straffall [1])

[1]) Ein Beispiel aus dem Jahre 1849. Der Prinz war von Mannschaften belogen worden. Er brachte den Fall beim Appell zur Sprache und fügte hinzu: „Wenn der Soldat einen Fehler macht, so muß er Manns genug sein, Mut genug haben, ihn einzusehen und einzugestehen. Wenn irgend etwas, so kann dies die Strafe mildern. Wer aber lügt, handelt nach alter Weiberart. Fragt euer Gewissen, ob ich Recht habe, fragt euch, was ihr von Leuten zu halten habt, die nicht wahrheitsliebend sind, fragt euch, was aus uns werden sollte, wären wir nicht ehrlich und gerade. Uebrigens habe ich Grund zu glauben, daß eine gewisse Befangenheit zum größten Teile mit daran schuld ist, daß die beiden mir nicht die Wahrheit sagten, eine Befangenheit, ein eingeschüchtertes Wesen, das ich an Untergebenen nicht liebe. Ich liebe sie offen, gerade, dreist, Eigenschaften, die man ihnen bei allen Gelegenheiten anmerken muß. Wenn ihr mich kennt, werdet ihr Vertrauen zu mir haben, und die Befangenheit wird schwinden." Aus dem Eskadronchef-Taschenbuch des Prinzen.

wurde durchgegangen, alles, was auf den Soldaten Bezug hat, erörtert: Anstand, Disziplin, Führungsatteste, Regimentsbefehle, Ernennungen; es wurde verglichen, auf die Folgen aufmerksam gemacht (Ehrgeiz), verwiesen, bestraft, belobt und immer der Zweck des Soldaten vorgehalten: Königstreue und unbedingter Gehorsam bis zum Tode, gegen welches Opfer jedes andere Verlangen gering ist. Die Dienstzeit sollten nicht drei Jahre der Pein sein. Das trug goldene Früchte. Es entstand das Gefühl, daß Gerechtigkeit vorwaltete, und Vertrauen zu mir, Ehrgeiz und Ehrgefühl, militärischer Sinn, Kenntnis des Dienstes und der Pflichten."

Bedeutung des Dienstunterrichts

Welch hohen Wert der Prinz der persönlichen Einwirkung des Offiziers auf seine Untergebenen durch eine sachgemäße Art des Dienstunterrichts beimaß, dafür nur zwei Belege aus Niederschriften späterer Zeit. In einem Erlasse vom 22. Oktober 1856 — er war damals Brigadekommandeur — sagt er:

„Das Instruieren der alten Leute und jungen Unteroffiziere durch Offiziere ist ein Dienstzweig, den ich bei meinem Eintritt in das Regiment der Gardes du Korps daselbst vorfand, und den ich Gelegenheit hatte, persönlich mit großer Gründlichkeit während des Winters 1848/49 zu betreiben. Ich setzte dies später als Eskadronchef beim Gardehusarenregiment mehrere Jahre mit hohem Interesse fort, und so haben die auf diese Weise erworbenen Erfahrungen die Ueberzeugung in mir festgestellt, daß dieser Dienstzweig einen doppelt hohen und wesentlichen Wert hat, einmal für die Mannschaften, dann aber auch für den instruierenden Offizier. Eine Instruktion nach irgendeinem Buch mit den beliebten Frage- und Antwortsätzen hilft nichts, sondern bringt Schaden. Das Interesse des Offiziers muß durch das ewige Einerlei getötet werden, und die Leute hören von ihren Offizieren nur das wiederholen, was sie als Rekruten schon von ihren Unteroffizieren unendlich oft vernommen haben, und ergeben sich derselben Stumpfheit dabei wie damals. Der Offizier erhält daher die schöne Aufgabe, in das Herz der Leute einzudringen, ihren Geist zu erwecken, und hierin bietet sich ein weites Feld auch für sein Herz, auch für seinen Geist, und die Instruktionsstunde wird für Offiziere und Leute keine langweilige, verwünschte Dienststunde, sondern eine Interesse und Freude bringende Unterhaltungszeit werden. Es ist jedoch dabei erforderlich, dem Unterricht solche Ausdehnung zu geben, daß der Offizier genötigt wird, auch außer Dienst an denselben zu denken, den Stoff zu suchen, zu ordnen und überhaupt sich beinahe wie zu einem Vortrage gründlich vorzubereiten."

Am 4. Dezember 1854 schreibt er an den ihm unterstellten und persönlich nahestehenden Kommandeur des 1. Gardeulanenregiments, Oberstleutnant von Tümpling, den späteren kommandierenden General des VI. Armeekorps:[1])

„Instruieren Ihre Offiziere auch selber fleißig die Unteroffiziere, Gefreiten, älteren Ulanen? Wenigstens in gewissen Branchen wie Felddienst, Disziplin, Verhalten auf Märschen? Wird der Mannschaft auch häufig der Ernst des Soldatenstandes, der höhere Zweck desselben, die stete Bereitschaft, für den König und Herrn sogar zu sterben, vorgehalten und hierdurch dem Einerlei des Dienstes die Würze gegeben, der Geist, der Enthusiasmus für unseren Stand geweckt, ohne welchen wir Maschinen bleiben? Das versteht kein Unteroffizier den Leuten beizubringen. Der Offizier vermag es, nachdem er Uebung hat, zu ihnen zu reden. Das trägt goldene Früchte im Frieden schon und wieviel mehr im Krieg, wenn es, wie gewöhnlich in den meisten Fällen, nicht durchweg nach Wunsch geht, und Gefahr, Anstrengung, Entbehrung, Unglück zu über winden ist."

Aufsätze über Kavallerie

In die Zeit der Eskadronchef-Tätigkeit fallen einige Aufsätze des Prinzen, die Zeugnis ablegen nicht nur von dem Ernst und Pflichtgefühl, mit dem er seinem Berufe oblag, sondern auch von einem weit über seine Jahre hinausgehenden Verständnis für die kriegerischen Aufgaben leichter Kavallerie. Sie wurden, anscheinend nur für einen beschränkten Kreis, gedruckt, ohne im Buchhandel zu erscheinen. Zwei dieser Arbeiten waren für die Unteroffiziere und Gefreiten der Eskadron bestimmt: Die erste, im Oktober 1850 verfaßt, nennt sich „Militärisches Wörterbuch" und erklärt alle in der damaligen Armee noch sehr gebräuchlichen Fremdwörter in einer dem Fassungsvermögen seiner Untergebenen angepaßten Weise; die andere, im Frühjahr 1852 gedruckt unter dem Titel „Der Felddienst der leichten Kavallerie", ist der Niederschlag der in den winterlichen Unterrichtsstunden vom Prinzen persönlich vorgetragenen Anschauungen. Das Vorwort der letzteren Arbeit, einer Art Felddienst-Ordnung, schließt mit den bezeichnenden Worten: „Und wenn dereinst auf der grünen Heide die Fanfare schmettert, wird die Eskadron ihr Probestück tun, zum Schrecken des Feindes und zur Ehre des Königs. Möchte es

[1]) Zur Verfügung gestellt, wie auch die späteren Briefe an General von Tümpling, durch seinen Sohn, Herrn Legationsrat und Rittmeister a. D. Wolf von Tümpling (Thalstein bei Jena).

mir vergönnt sein, die Gefahren und die Ehren dieses Tages mit den Meinigen zu teilen."

Höhere und weitere Ziele verfolgt eine dritte, aus dem Frühjahr 1851 stammende Druckschrift, die in zwei Unterabschnitten das Gefecht der Kavallerie zu Pferde und den Dienst der leichten Truppen behandelt. Auf eines der vorhandenen Konzepte hat der Verfasser geschrieben: „Oel für meine Waffe." Indem der Prinz diesen Aufsatz einer größeren Anzahl hochstehender Offiziere[1]) zusandte mit der Bitte um rückhaltlos freie Meinungsäußerung, betrat er den richtigen Weg, seine durch Studium und Nachdenken über das innere Wesen der Kriegführung gewonnenen Kenntnisse immer schärfer auszuprägen, zu ergänzen und zu vermehren, sein Urteil vor Einseitigkeit und Voreingenommenheit zu bewahren. Er hatte nur die Sache im Auge, suchte und forderte die Kritik maßgebender Persönlichkeiten und war dankbar für jede begründete Belehrung und Richtigstellung seiner Ansichten. Er ist dieser Art wissenschaftlicher Arbeit bis an sein Lebensende treu geblieben.

Im ersten Teil, der das Gefecht der Kavallerie zu Pferde betrifft, behandelt der Verfasser zunächst das Gefecht mit der blanken Waffe, die Attacke, dann, aber nur kurz, das Gefecht mit der Schußwaffe, das Flankieren.

Ueber das Gefecht zu Pferde

Als oberster Grundsatz wird hingestellt: „Preußische Kavallerie läßt sich nicht attackieren, sondern attackiert immer zuerst. Dieses ist ein alter Grundsatz in der preußischen Kavallerie, der die größten Erfolge herbeigeführt hat, und Friedrich der Große sagt in seinem Reglement, daß der Rittmeister mit Schimpf und Schande kassiert werden soll, der sich attackieren ließe.[2]) Dieser Grundsatz ist un-

---

[1]) Unter anderen erhielten die Druckschrift: General von Reyher, Chef des Generalstabs der Armee; General von Stockhausen, Kriegsminister; die Generale von Schreckenstein, von Wrangel, von Prittwitz, von Colomb, Hiller von Gärtringen, der Held von Planchenoit, von Neumann, von Holleben, von Bonin; die Obersten Graf Waldersee, der spätere Kriegsminister; von Mutius, der spätere kommandierende General des VI. Armeekorps, von Höpfner, Major von Zastrow.

[2]) Bemerkung des Generals von Reyher: „Dieser von Friedrich dem Großen ausgesprochene Grundsatz ist tief im Geiste der preußischen Reiterei begründet und seine Befolgung hat oft zu den bedeutendsten Resultaten geführt. Dessenungeachtet würde man sich doch großen Gefahren aussetzen, wenn man an demselben unbedingt festhalten wollte ... Die inzwischen erfolgte Vervollkommnung der Feuerwaffen wird die Befehlshaber nötigen, in Zukunft die Reiterei, um sie vor schnellem Untergang zu bewahren, behutsamer als bisher geschehen zu gebrauchen. So dürften oft Fälle eintreten, in denen es zweckmäßiger erscheint, die Attacke des Feindes abzuwarten, als ihm darin zuvorzukommen."

bedingt richtig, weil derjenige, der auf einen anderen losreitet und angreift, den Feind stutzig macht. Im allgemeinen ist der Mensch bei dem Angriff mutiger als bei der Verteidigung. Man wird oft den Feind schon erreicht haben, ehe er sich von dem ersten Gefühl der Ueberraschung recht erholt und kampfbereit gemacht hat. Darin liegt die Ueberlegenheit des Angriffs."

Der Verfasser bespricht dann die Ausführung der Attacke im einzelnen, fordert Geschlossenheit bei jeder Gangart, ganz besonders aber beim Zusammenstoß mit dem Feinde, der „im vollsten Rosseslaufe zu geschehen hat, aber nicht, wie das Sprichwort sagt, mit verhängten, d. h. losen Zügeln, sondern die Pferde müssen an die Zügel herangehen". Ueber die Attacke auf Infanterie heißt es: „Man darf es sich nicht verhehlen, daß dies die gefahrvollste Aufgabe für Kavallerie ist, denn sie erleidet schon im Anreiten Verluste, und das Handgemenge kann ungemein blutig werden ... Es sind in allen Kriegen Attacken auf Infanterie oft unter den ungünstigsten Umständen gelungen, oft aber auch unter den günstigsten abgeschlagen worden ... Der moralische Eindruck, den oft das bloße Erscheinen der Kavallerie auf die Infanterie macht, ist sehr groß und beruht teilweise in der Unkenntnis. Vermag man dann noch die Kavallerie zum Einhauen zu bringen, so werden mit geringen Verlusten unverhältnismäßige und unberechenbare Vorteile errungen. Das sind Lagen, in denen die Kavallerie mit Hintansetzung aller Schonung die Pferdekräfte erschöpfen darf, aber auch muß. Unsere Waffe ist zu teuer, als daß man nicht verlangen müßte, daß sie Ungewöhnliches leistet ... Hat der Führer einmal den Befehl zur Attacke gegeben, so muß das, was nicht vorher heruntergeschossen wird, auch unbedingt in die Infanterie hineinkommen. Ob man nachher siegt, ist eine andere Sache." [1])

Der Wert der Verfolgung wird folgendermaßen gekennzeichnet: „Will man seinen nur halbgeschlagenen Gegner ganz schlagen, besiegen, vernichten, was doch zuletzt der Endzweck jeden Kampfes ist, so muß man ihn verfolgen. In der Verfolgung liegt der Sieg und die Vernichtung des Feindes. Dies gilt ebenso von ganz kleinen Abteilungen wie von Massen und Armeen ... Ein jeder trachtet danach, bei der Verfolgung soviel Feinde als möglich kampfunfähig

[1]) Bemerkung des Generals von Reyher: „Es ist zu loben, wenn die Kavallerie sich im Frieden mit dem Gedanken vertraut macht, daß ihr ein Hineinkommen in ein Karree jedesmal gelingen muß. Im Kampfe werden die Versuche in der Regel doch so lange fehlschlagen, als das Karree seine geschlossene Ordnung zu bewahren vermag."

zu machen, unbekümmert um das eigene Leben ... Es gibt keinen erhebenderen Anblick auf dem Schlachtfelde als einen erschlagenen Reitersmann, der von seiner Waffe auch im Tode nicht läßt. Bei solchem Anblick durchzuckt es den frommen Streiter. Tränen treten ihm wohl in die Augen vor Ehrfurcht, Rührung und Nacheiferung. Der Tod des Helden ist Leben in der Geschichte. Man empfiehlt seine Seele Gott und fährt dann fort in seiner blutigen Arbeit[1]) ... Nach einer Weile wird daran gedacht werden müssen, die eigene Ordnung wiederherzustellen. Dann wird Appell geblasen. Daß dem Signal gehorcht und die Kampfeslust und Erbitterung dem Gehorsam untergeordnet, mit einem Worte, dafür, daß das Gefecht gleich abgebrochen wird, haben Offiziere und Unteroffiziere zu sorgen, sobald das Signal verstanden ist. Ein Ungehorsam kann hier die schwersten Folgen und unsere eigene Vernichtung nach sich ziehen ... Daß man gelegentlich alle Truppen ins Gefecht führt und keine Reserven behält, bleibt immer etwas außerordentlich Gewagtes, was unter allen Umständen vermieden werden muß. Es ist geradeso, als ob man sein ganzes Vermögen auf eine Karte setzt ... Man halte also auf alle Fälle eine wenn auch noch so kleine Reserve bereit."[2])

Zum Schlusse wird der Zweck der Attacke nochmals, wie folgt, zusammengefaßt: „Ohne Ueberlegung, ohne sich über die Grundsätze für die Attacke klar zu sein, in den Kampf zu gehen, wäre pflichtvergessen. Einer guten Truppe kann es wohl zuweilen durch Glück und Tapferkeit gelingen, sich aus nachteiligen Lagen herauszuziehen,

---

[1]) Bemerkung des Generals von Hiller: „Ganz eines Hohenzollern würdig, aber auch nicht übereilt und ohne Not — Saalfeld! Für die Dauer des Krieges sind die besten Soldaten solche, die dem Feinde vielen Schaden zufügen und dabei möglichst unsterblich sind, besonders aber auch die Führer, die das ihnen anvertraute Blut mit Weisheit zu schonen verstehen."

[2]) Bemerkung des Generals von Schreckenstein: „Es sind viele Lagen denkbar, wo es darauf ankommt, alles daran zu wagen, wo nur noch jugendlicher Mut und Verwegenheit zum Siege führt. Die Kavallerie ist diejenige Waffe, bei der am meisten gewagt werden muß. Der leichten Kavallerie dient der feste Entschluß, sich durchzuschlagen, und das Vertrauen auf die eigene Gewandtheit und Schnelligkeit der Pferde zur Reserve, sobald ihr der Feind weit an Zahl überlegen ist." Bemerkung des Obersten Grafen Waldersee: „Höchstens ist zu sagen: ‚Solange als irgend möglich, behalte man eine Truppe zur letzten Entscheidung aus dem Gefechte.'" Heutigestags gilt es als feststehender Erfahrungssatz beim Kampfe von Reitermassen gegeneinander, daß das hin und her wogende, zu völliger Auflösung der eingesetzten Abteilungen führende Gefecht zugunsten der Partei ausfällt, die noch eine frische Truppe in der Hand hat. Vergl. Exerzierreglement für die Kavallerie 1909 Ziffer 433.

in die sie durch eine fehlerhafte Verwendung geraten ist. Indessen, darauf ist nicht mit Sicherheit zu zählen, und jedenfalls würden doch die Verluste unverhältnismäßig größer als bei richtigem Gebrauch sein. Auch durch die ungewöhnlichsten Erscheinungen soll man sich den Glauben und die Zuversicht auf diese Grundsätze nicht nehmen lassen. Es gibt keine Angriffsweise auf der Welt, die zweckentsprechender und siegverheißender wäre als die der preußischen Kavallerie, die von jeher allen anderen zum Muster gedient und eine Geschichte, Großtaten und Ruhm aufzuweisen hat, wie keine zweite. Deshalb halten wir fest an dieser Fechtweise, der Gegner mag tun, was er will. Bedingung ist freilich, daß die innere Ordnung und der Appell in der Truppe bis zum letzten Atemzuge erhalten wird, damit sie in der Hand des Führers lenksam und gehorsam bleibt, und daß dieser sie mit Vorbedacht und nicht zufällig, zuvorkommend und nicht abwartend, mit Nachdruck und nicht vereinzelt, und auf dem Schlachtfelde das Geschonte mit starkem Herzen opfernd, verwende. Rechtzeitig opfern, schont das Ganze. Die nachdrücklichste Abwehr und die beste Angriffsweise ist die Attacke." [1])

Der zweite Teil der Druckschrift führt den Titel: „Ueber die geistige Tätigkeit, die das Wesen des Dienstes der leichten Truppen ausmacht." In ihm werden eingehend und an der Hand praktischer Beispiele die mannigfachen Pflichten und Aufgaben der leichten Kavallerie im Patrouillieren, Erkunden, Meldedienst, auf Vorposten usw. durchgesprochen und dann als wichtigstes Erfordernis selbständiges Handeln und Eingreifen in mustergültiger und klassischer Weise beleuchtet:

Selbständiges Handeln und Eingreifen

„Selbständiges Handeln und Lust an der Verantwortung sind Eigenschaften, die nur ausgezeichnete Menschen besitzen. Sie sind angeboren. Weniges ist anerzogen, und dieses Wenige auch selten durch andere. Auf unseren engbegrenzten Reit- und Exerzierplätzen, auf denen alle Schritte ängstlich nach der Vorschrift gemessen werden, da lernt sich die Form, aber keine Selbständigkeit; die eignet man sich nur da an, wo über alle Lagen schnell und gründlich gedacht und gehandelt werden muß, und wenn man einräumt, daß bei Manövern und Felddienstübungen Vorgesetzte selten Gelegenheit finden, auf Unterlassungssünden, die in der Unselbständigkeit und Furcht vor Verantwortung ihren Grund haben, rechtzeitig aufmerksam zu machen, so sollten sie doch mit Freude es sehen und anerkennen, wo selb-

[1]) Bemerkung des Generals von Reyher: „Vollkommen einverstanden"; des Generals von Hiller: „Sehr schön, sehr wahr, ganz eines braven Führers würdig!"

ständiges Urteil und Handeln sich zeigt, und Fehler, die dabei vorkommen, wenn sie nicht Verstöße gegen die Disziplin sind, sondern nur auf verschiedener Auffassung beruhen, recht milde beurteilen. Charaktere, die fern von Ungehorsam und Eigensinn bloß um der guten Sache willen dies oder das auf ihren Kopf nehmen und selbständig handeln würden, sind in allen Graden des Militärs nicht so selten, als man glaubt, nur müssen sie erkannt und gewürdigt und nicht, als in die Schablone nicht passend, unterdrückt werden. Solch edlere Keime wollen sorgsam gepflegt und so erzogen werden, daß ihre Selbständigkeit nicht in Ungehorsam ausarte, dann tragen sie ihrerzeit hundertfältige Frucht! Für die unteren Grade wird richtige und sorgsame Ausbildung bei der Instruktion die Selbständigkeit des Charakters durch Schärfung des Urteils fördern. Individuen, aus denen Vorgesetzte werden sollen, ist es gut, frühzeitig und vertrauensvoll Verantwortung zu übertragen, wenn sie auch noch so unbedeutend ist. Die Kontrolle muß selten stattfinden, aber scharf sein. Der Tadel treffe sie ganz, das Lob nur geteilt. Selbständige Kommandos, besonders wenn sie von längerer Dauer sind, machen selbständig. Uebung macht den Meister. An Befehlsführung muß man frühzeitig gewöhnt werden, denn sie ist jedenfalls schwieriger als der gewöhnliche Grad des Gehorsams, und die Gewohnheit und Zuversicht des Befehls erschwert den Ungehorsam.

Selbständigkeit ist eine Tugend, ohne die kein guter Feldsoldat gedacht werden kann. Sie zeigt sich darin, daß er selbständig denkt, damit er nie unterläßt, zu handeln, wenn er auch keinen Befehl von oben hat. Unterlassungssünden sind in ihren Folgen die schlimmsten, die im Kriege vorkommen. Er muß ferner denken, damit er Aufträge und Befehle, die ihm werden, richtig ausführe ... Im kleinen Kriege kommt der Soldat tagtäglich in Lagen, welche nicht vorhergesehen sind, für die er keine andere Verhaltungsmaßregel hat, als die Vernunft. Da darf er dann nie fragen, nie Befehle abwarten, sondern muß auf eigenen Kopf die Entscheidung treffen, auf eigene Faust handeln, aber nur ja nicht untätig bleiben. Die so kostbare Zeit möchte sonst oft verloren gehen. Seinen Entschluß mag er melden, und wenn derselbe auch nicht immer gebilligt werden wird, so muß das wenigstens der Vorgesetzte anerkennen, daß es besser war, etwas als gar nichts zu tun. Im Kriege führt alles eher als Unschlüssigkeit zum Ziel, vornehmlich gilt dieses alles von der Kavallerie, weil ihr Erfolg im kleinen und großen mehr als bei anderen Waffen von der Gunst des Augenblicks abhängt. Ohne raschen Entschluß gibt es keinen guten Kavallerieoffizier. Wenn ein solcher zum Beispiel

zum Zwecke des Wahrnehmens der Infanterie beigegeben ist und er nicht auf alles, was ihm in dieser Hinsicht befohlen und angeraten wird, erwidern kann, daß er schon dafür gesorgt habe, der versteht sein Handwerk nicht und verdient, bevormundet und am Gängelbande geführt zu werden, taugt aber nicht zur kleinsten Befehlsführung in seiner Waffe. Bei bestimmt gestellten Aufträgen bleibt dem Ausführenden in der Regel wenigstens die Wahl der Mittel überlassen, bei allgemeineren außerdem noch, ihren Sinn zu erfassen und die Grenzen abzustecken. Endlich aber kann der mit einer Verantwortung betraute Soldat in die Lage kommen, ungehorsam sein zu müssen. Dies ist die schwierigste; denn wann hört der Gehorsam eines Soldaten auf? Der Eid bindet ihn zum blinden Gehorsam. Er hat keinen Willen und keine Ueberzeugung, er hat bloß zu gehorchen. Allein da wo der Gehorsam seine Ehre antasten könnte, hört er auf. [1])

Uns hierüber auszulassen, gehört nicht hierher, wir haben es vielmehr mit anderem Ungehorsam zu tun. In keiner Instruktion über einen Auftrag können alle Fälle vorgesehen werden, und wer das wollte, würde mehr verderben, als nützen. Daher sind Fälle denkbar, welche die weitere Ausführung eines Befehls oder Auftrags zwecklos oder unmöglich machen. Diese Augenblicke zu erkennen, ist die schwerste Prüfung für die Selbständigkeit des militärischen Urteils. Dies sind Lagen, wo der mit einer Verantwortung betraute Soldat im vollsten Bewußtsein ungehorsam werden muß. Er setzt seine militärische Ehre und seinen Kopf aufs Spiel, und der Erfolg seines Ungehorsams entscheidet, ob man sie ihm nimmt. Das Maßgebende bei solchen Gelegenheiten kann immer nur sein, ob das Wohl des Ganzen dadurch gefördert wird, und ob der, dem man die Verantwortung schuldet, wenn er selber anwesend wäre, seinen Befehl aufheben würde oder nicht."

Der Aufsatz schließt mit folgender Betrachtung:

„Ein guter Feldsoldat muß ein ganzer Kerl sein, dem Kopf und Herz auf der rechten Stelle sitzen, un homme de tête et d'entreprise, wie Voltaire Karl XII. nennt. Wer berufen ist, leichte Truppen und besonders leichte Kavallerie zu führen, darf die Untergebenen aller Grade nicht nach der Schablone messen, dieser bequemen Elle aller Pedanten, sondern muß die Eigentümlichkeiten ihrer ganzen Persönlichkeit auffassen, sie danach sondieren und jeglichem einzelnen den ihm angemessenen, aber immer möglichst großen Spielraum in seinem Wirkungskreise anweisen. Wo dieses nicht der Fall ist, wird das

---

[1]) Vergl. Seite 43.

Talent zum Feldsoldaten entweder nicht beachtet, und das ist noch nicht das Schlimmste, denn dann geht es seinen Weg und bildet sich aus sich selbst heraus, oder es wird moralisch ertötet durch System, Schablone, tote Formen und andere Gedankenlosigkeiten." [1])

Dienstliche Mißhelligkeiten

Wir sahen, daß der junge Prinz schon als Eskadronchef seinen eigenen Weg ging, weil die ihn leitenden Gedanken und Ziele nicht im Einklang standen mit der Art, wie andere Eskadronchefs den Dienstbetrieb handhabten. Es konnte nicht fehlen, daß sein lebhaftes Temperament ihn in manche Differenzen sowohl mit Untergebenen, wie besonders mit seinen Vorgesetzten brachte. Der spätere Kriegsminister Graf Waldersee, der als Vater des persönlichen Adjutanten, des Grafen Gustav Waldersee, Einblick in diese Verhältnisse hatte, berichtet darüber: [2])

„Bei seinem unermüdlichen Eifer für alles, was er zur wahrhaft kriegsgemäßen Ausbildung der Truppen für nötig erachtete, und in der Ueberzeugung, daß diese Ausbildung von vielen Seiten her, sei es aus Bequemlichkeit, sei es infolge starren Festhaltens an Hergebrachtem und an Friedensgewohnheiten, nicht genugsam befördert werde, hatte er nicht immer die vorgeschriebenen Dienstformen genau innegehalten. Sobald ihm dies bemerklich gemacht wurde, stimmte es ihn womöglich noch schroffer."

Es bereitete sich in dieser Zeit bereits jener Gärungsprozeß im Innern des Prinzen vor, der seine ersprießliche dienstliche Wirksamkeit beeinträchtigen und schließlich sein — allerdings nur vorübergehendes — Ausscheiden aus dem aktiven Dienste zur Folge haben sollte. Er schwamm gegen den Strom. Sein persönlicher Adjutant und Freund, Graf Gustav Waldersee, schreibt in einem Briefe: [3])

---

[1]) Oberst Graf Waldersee, damals preußischer Bevollmächtigter bei der Militärbundeskommission, faßt sein Urteil über die Druckschrift dahin zusammen: „Wenn schon in der ganzen vorliegenden Schrift sich eine frische, geistreiche Auffassung des wahren Wesens der Truppenführung und der Truppenausbildung, namentlich der Reiterei und der leichten Truppen, ausspricht, und wenn schon überall das wahrhaft Praktische ins Auge gefaßt und das Notwendige bündig, klar und in höchst ansprechender Form dargelegt ist, so enthält insbesondere noch der letzte Abschnitt: ‚Selbständiges Handeln und Eingreifen' einen Schatz der beachtenswertesten Ansichten und Vorschriften, die jedem, der ein guter Truppenführer im kleinen wie im großen zu werden wünscht als geistiger Leitfaden dienen können."

[2]) Aufzeichnung des Kriegsministers Grafen Waldersee in einer (ungedruckten) Lebensbeschreibung seines Sohnes Gustav, zur Verfügung gestellt durch dessen Tochter, Gräfin Elisabeth Waldersee.

[3]) Aus derselben Quelle.

„Ich wollte keinen Einfluß in militärisch-dienstlicher Beziehung auf den Prinzen gewinnen; ich wollte ihn seinen Weg allein gehen lassen, erstlich weil er selbst es so wollte, und zweitens, weil nur dadurch ein Charakter wie der des Prinzen abgeschliffen wird, indem er dienstlichen Unannehmlichkeiten begegnet." Aber prophetisch fügt er in richtiger Beurteilung seines hohen Herrn und seiner Widersacher hinzu: „Aus dem Prinzen werden sie keinen Prinzen nach ihrem Sinne machen: Er wird seinen Weg geradeaus gehen, wie er es für recht hält, und ohne sich an falsche Freunde und Schmeichler viel zu kehren. Er ist ein tüchtiger Mann, aus dem viel werden kann, einer, an dem alle pedantische Berechnung und aller Hofkram abprallt."

Graf Gustav Waldersee

Graf Gustav Waldersee konnte so urteilen. Er stand dem Prinzen nicht bloß dienstlich als Adjutant, sondern als treuer Freund menschlich nahe und hatte Einblick in sein Inneres, wie wenige sonst. Der Prinz schätzte ihn nicht nur als tapferen, vor dem Feinde in Schleswig-Holstein erprobten und befähigten Soldaten, als gerngesehenen Jagdgefährten und Reisebegleiter, sondern erschloß dem tiefreligiösen, edeln und hochgesinnten, im Alter ihm nahestehenden Jünglinge sein volles Herz. Wir kennen schon aus einem früheren Kapitel das schöne, auf gegenseitiger Wertschätzung beruhende Freundschaftsverhältnis, das den Prinzen mit Bussche-Münch verbunden hatte, und das durch dessen Heldentod bei Wiesenthal jäh zerrissen worden war. Die Freundschaft mit Gustav Waldersee, der gegen Ende des Jahres 1850 von seiner Stellung als persönlicher Adjutant zurücktrat,[1]) um dann in glänzender Generalstabslaufbahn im Alter von dreiunddreißig Jahren bereits Major zu werden, dauerte länger — aber auch sie endete viel zu früh durch das am 18. April 1861 erfolgte Ableben des von tückischer Krankheit dahingerafften Grafen. Als Zeugnis für das mit echter Frömmigkeit gepaarte tiefe Gemüt Friedrich Karls mögen hier zwei Briefe Platz finden, die der Freundschaft und dem Andenken Waldersees gewidmet sind.

Auf die Nachricht von der schweren Erkrankung des Freundes schreibt er am 12. April 1861 an dessen Regimentskommandeur, den Obersten von Gersdorff:

---

[1]) Dem General von Schreckenstein, kommandierendem General des VII. Armeekorps, empfahl der Prinz den Freund am 7. November 1851 mit folgenden Worten: „Wenn ich die Ehre hätte, von Euer Exzellenz näher gekannt zu sein, so würden Sie wissen, daß ich zu denen gehöre, die viel verlangen, wenig loben, die nackte Gerechtigkeit über alles lieben und daher selten empfehlen. Ich kenne den Grafen Waldersee, ich schätze ihn hoch und empfehle ihn durchaus. Er ist zu jedem Kommando fähig, voll militärischer Einsicht, Talent und Blick, arbeitsam, unermüdlich, energisch, tapfer, treu, dreister und flotter Reiter. Er wird Ihnen Freude und Ehre machen."

„... Sollte er zu unser aller Leid und Schmerz wirklich dahingehen, so verliert nach meiner Ueberzeugung die Armee ihren leistungsfähigsten und hoffnungsvollsten jüngeren Kampagneoffizier, welcher bei guter Gesundheit unfehlbar zu den höchsten Stellen aufgerückt wäre ... Sollten Sie noch Gelegenheit haben, ihn zu sehen, meinen lieben Freund, so sagen Sie ihm bitte, daß ich ihn unendlich liebhabe, daß ich ihm für vieles dankbar bin, und daß sein Andenken in mir nie erlöschen wird. Er kennt mich genug, um zu wissen, daß ich kein Freund leerer Worte bin, am wenigsten bei solcher Veranlassung. Gott wende sein einst so tapferes und für alles Edle schlagendes Herz jetzt zu Sich und lenke seine Gedanken vom Irdischen aufwärts zum Himmel und sei ihm gnädig hier in seinen letzten Stunden und droben in alle Ewigkeit. Sagen Sie ihm, ich, ich sein Freund, ließe ihm das sagen. Er war kein Freund von Tränen, aber ich weine, indem ich dieses schreibe."

Als Oberst von Gersdorff sich dieses Auftrags entledigte, erwiderte ihm der Todkranke: „Könnte ich unter des Prinzen Befehl erschossen werden, dann möchte ich jetzt nicht sterben!"

Dem Vater des Freundes sandte der Prinz unmittelbar nach Empfang der Todesnachricht am 18. April 1861 das nachfolgende Beileidschreiben:

„Soeben erhalte ich durch den Obersten von Gersdorff die mich tief erschütternde Kunde, daß es Gott doch gefallen hat, schon jetzt und auch mir und dem Vaterlande zu früh unseren lieben Gustav Waldersee in ein besseres Leben abzuberufen. Gott sei ihm gnädig! Gottes Ratschlüsse sind uns unerforschlich, und wenn Er uns das Liebste und dasjenige nimmt, woran sich nach unserem Denken die schönsten Hoffnungen für die Zukunft knüpfen, so mag dies uns hart und unerklärlich scheinen, wir aber müssen uns in Seinen heiligen Willen in Demut fügen und anbeten, wenn Er uns prüft. Was Er nimmt, ist von dieser Welt, der Trost, den Er dann spendet, ist Brot des Himmels. Wen Er prüft, dem ist Er auch bereit, die Kraft zu geben, diese Prüfung, die zu unserem Besten ist, zu tragen. Gott gebe Euer Exzellenz diese Gnade, gebe sie der jungen und lieben Witwe, die so trefflich für Waldersee sorgte, und den armen Kindern. Mir wird es schwer, mich an den Gedanken zu gewöhnen, daß Waldersee, dem ich so mancherlei zu danken habe, den ich so sehr liebte und von dem ich für die Armee in dem bevorstehenden großen Kampfe und nach demselben und somit für das Vaterland noch so vieles erwartete, nun nicht mehr unter den Lebenden ist. Er war ein tapferer Soldat, ein treuer und wahrer Freund, hatte ein edles

Herz und viele Feldherreigenschaften und keine Neider. Alle gönnten ihm sein Glück. Er war viel bekannt, und deshalb darf ich sagen, daß die Armee ihn betrauern wird. Er war mir und vielen ein leuchtendes Beispiel."

An die Stelle des Grafen Waldersee als persönlicher Adjutant trat zu Ende des Jahres 1850 Premierleutnant Freiherr von Diepenbroick-Grüter, der im Feldzuge 1870 als Kommandeur der 14. Kavalleriebrigade an den bei Vionville erlittenen Wunden starb. Der Prinz beklagt in seinem Kriegstagebuch den Tod „seines langjährigen treuen Freundes, eines ausgezeichneten, tapferen Offiziers". Grüter wurde 1853 durch Premierleutnant von Zieten ersetzt. Auch dieser fiel bei Vionville an der Spitze des von ihm geführten Zietenschen Husarenregiments. Der Prinz nennt ihn „einen Mann von entschiedenem Charakter und von mehr als gewöhnlicher Bildung, der noch als Offizier das Abiturientenexamen gemacht hatte, um mit Nutzen die Universitäten Berlin und Bonn besuchen zu können".

Wir wissen schon aus den Briefen an Zastrow, welches Bedürfnis dem Prinzen der vertrauliche Verkehr mit gleichgesinnten Freunden und Kameraden war. Je weniger es ihm durch den Mangel an leutseligem Entgegenkommen und seine scharf ausgeprägte Wesensart gelang, sich bei der Allgemeinheit beliebt zu machen, um so inniger schloß er sich an diejenigen an, bei denen er Verständnis für seine Eigenheiten, seine Lebensauffassung, sein dienstliches Streben fand. Von dem Bekanntenkreise aus der Zeit des Studententums und seiner Zugehörigkeit zum 1. Garderegiment waren es schließlich doch verhältnismäßig nur wenige, die er treue Freunde nannte, vor allen Loë, Fabeck und Meyerinck. Zu ihnen gesellte sich zu Anfang der fünfziger Jahre ein kleiner Kreis von Offizieren der Potsdamer Garnison, die meist anderen Truppenteilen angehörten. Gemeinsame Vorliebe für das edle Weidwerk war es vornehmlich, die sie zuerst dem Prinzen näher brachte. Aber auf dem Grunde gegenseitigen Vertrauens entwickelte sich bald ein inniger Freundschaftsverkehr, den erst der Tod löste. Aus der Zahl dieser ihm treu ergebenen, männlich offenen Gesinnungsgenossen sind besonders zu nennen die Brüder von Witzleben,[1]) Söhne des einstigen preußischen Kriegs-

[1]) Job von Witzleben starb am 23. April 1867 als Generalmajor und Kommandeur der 9. Kavalleriebrigade, Eric von Witzleben (seit 1868 als Oberst verabschiedet) am 25. Dezember 1878 zu Potsdam. Der Prinz übertrug seine freundschaftliche Gesinnung auch auf die Söhne des letzteren, von denen der ältere, Job, 1894 als Major a. D. und Erbherr auf Witzleben starb, während der jüngere, Eric, 1874—1876 Adjutant bei der III. Armeeinspektion, jetzt als Generalmajor z. D. in Berlin lebt.

ministers und Vertrauten Friedrich Wilhelms III., von denen der ältere, Job, damals Gardehusar, später Kommandeur der Fürstenwalder Ulanen [1]), durch liebenswürdigen Witz und nie versagenden Humor ausgezeichnet war, während der jüngere, Eric, damals Gardejäger, später Kommandeur der 3. Jäger und als solcher 1864 beim Uebergang nach Alsen schwer verwundet, durch seinen jeglicher höfischen Schmeichelei abholden Freimut und Seelenadel ihm ähnlich nahestand wie Gustav Waldersee. Ferner die Vettern von Rauch, [2]) seine Jugendgespielen, von denen der eine, Albert, ihm 1857 als Divisionsadjutant in Potsdam, der andere, Friedrich, 1865 bis 1866 als Korpsadjutant zur Seite stand; der stets heitere und unverdrossene Leutnant von Arnim, [3]) ein gewaltiger Nimrod; aus dem Offizierkorps des Gardehusarenregiments die Leutnants von Unger, [4]) der später auch dienstlich als Generalstabsoffizier, besonders im Kriege 1866, dem Prinzen eine hervorragende Stütze war, und Hann von Weyhern, [5]) ein Sohn des bekannten Kavalleriegenerals. Im Laufe der Jahre vergrößerte sich der Freundeskreis des Prinzen vorzugsweise aus der Reihe seiner persönlichen Adjutanten, denen er, bei aller Wahrung seiner fürstlichen Stellung, menschlich nahe trat, und aus der Zahl seiner Kriegsgefährten, insonderheit der Angehörigen brandenburgischer Regimenter.

Reisen nach Rußland 1850 und 1852

An äußeren Ereignissen, die in die Zeit der Eskadronchefs-Tätigkeit fallen, sind zwei in den Jahren 1850 und 1852 unternommene Reisen nach Rußland an den Hof des Zaren Nikolaus I. zu erwähnen. Der ersten Reise lag die nicht verwirklichte Absicht einer Verlobung des Prinzen mit einer russischen Großfürstin zugrunde. Er wurde bei dieser Gelegenheit von seinem kaiserlichen Oheim, „dem großartigen Kaiser", wie er ihn in staunender Bewunderung seiner imposanten militärischen Persönlichkeit nannte, zum Chef des braunen Achtyrskischen Husarenregiments Nr. 12 ernannt. Der Prinz be-

---

[1]) Vergl. Seite 257.

[2]) Albert von Rauch, zuletzt Chef der Landgendarmerie, 1889 als General der Infanterie verabschiedet, starb 1901, Friedrich von Rauch, 1870 Kommandeur der 17. Husaren, zuletzt Kommandeur der 14. Kavalleriebrigade, starb als Generalleutnant z. D. 1907.

[3]) von Arnim, damals im Gardejägerbataillon, später Kommandeur des Kaiser-Franz-Regiments, Inspekteur der Jäger und Schützen, zuletzt (bis 1890) Kommandeur der 7. Division, starb 1909 als General der Infanterie z. D. in Berlin.

[4]) von Unger, zuletzt Kommandeur der 22. Division, lebt als General der Kavallerie z. D. in Berlin.

[5]) Hann von Weyhern, zuletzt Kommandeur der 4. Kavalleriebrigade, lebt als Generalleutnant z. D. in Berlin.

nutzte die ihm durch Paraden und Truppenübungen gebotene Gelegenheit zu eifrigen und ernsten Studien über die russische Armee und ließ sich durch den äußeren Glanz der vorgeführten prunkhaften Schauspiele über den bedenklichen Mangel der Truppen an innerem Gehalt nicht hinwegtäuschen. Seine über die Kavallerie gesammelten Beobachtungen faßte er 1850 in einer Denkschrift zusammen, die er seinem väterlichen Freunde und Gönner, dem General von Wrangel, übersandte.

Wichtiger noch waren die politischen Erfahrungen, die der Prinz am Zarenhofe in Peterhof gewann. Einer Niederschrift des Majors von Schlegell, der ihn auf der Reise begleitete, entnehmen wir folgendes:[1])

Gespräche mit Zar Nikolaus I.

„Prinz Friedrich Karl hatte es streng vermieden, sich durch gelegentliche Aeußerungen in der Kaiserlichen Familie zu politischen Erörterungen fortreißen zu lassen. Etwa acht Tage vor der Abreise aber hatte der Kaiser beim Frühstück dem Prinzen eine deutsch geschriebene Depesche zugereicht mit der Bitte, sie vorzulesen. Es hatte sich hieran eine Unterredung über den Inhalt geknüpft, die sich weiter über die deutschen Angelegenheiten verbreitete, und in der der Prinz etwas lebhaft geworden war. Der Kaiser sprach mir schon selbigen Tages nach der Tafel seine Meinung dahin aus, daß ihn die offene und freimütige Weise, in der der Prinz sich geäußert, gefreut habe, daß aber die Ansichten, die, wie es den Anschein habe, wohl auf der Universität gewonnen wären, doch sehr befremdend wären, wie zum Beispiel, es sollte sich keine andere Großmacht in die deutschen Angelegenheiten mischen. Er würde vor der Abreise noch Gelegenheit nehmen, über diese Unterredung ausführlicher mit mir zu sprechen.

Der Prinz, der mir auch von dem Gespräch erzählt hatte, teilte mir das mit, was er niedergeschrieben hatte, um sich seine Ansichten über die jetzigen Verhältnisse unseres Vaterlandes selbst klarzumachen. Es war in diesem Aufsatz vorzüglich das Bestreben sichtbar, die Gedanken und Empfindungen, die bisher vereinzelt über den so wichtigen Gegenstand in der Seele des Prinzen aufgetaucht sein mochten, in einen logischen Zusammenhang zu bringen und das Denkvermögen daran zu üben. Es waren vier oder fünf verschiedene Fälle angenommen und deren Konsequenzen erörtert. Den meisten Nachdruck hatte der Prinz auf den Fall gelegt, daß Oesterreich und Preußen einen Vernichtungskrieg gegeneinander führten, weil er

---

[1]) Zur Verfügung gestellt durch den Schwiegersohn des Generals von Schlegell, Herrn General der Artillerie z. D. Edlen von der Planitz (Weimar).

denselben — wie er sagte — für den wahrscheinlich eintretenden hielte. Ich suchte diese Ansicht zu widerlegen und fand auch Gelegenheit, sowohl in bezug auf die Prämissen als auch auf die Folgerungen derselben manche entgegenstehende Ansichten geltend zu machen. Hierdurch war ich für das bevorstehende Gespräch genügend orientiert, zu welchem mich der Kaiser einige Stunden vor unserer Abreise auf sein Arbeitszimmer in Peterhof bescheiden ließ.

Der Kaiser gab zunächst eine zusammenhängende Erzählung des mit dem Prinzen gehabten Gespräches, das sich in bezug auf den Prinzen auf die eben mitgeteilten Ansichten beschränkte. Die Widerlegungen des Kaisers waren sehr wohlwollend und in der Weise belehrend gewesen, als immer nur die nächsten Folgen hingestellt wurden, und dann der Prinz selbst die weiteren Konsequenzen ziehen mußte. So hatte zum Beispiel der Kaiser gefragt, welchen Eindruck der Prinz wohl erwarte, wenn die preußischen Truppen in Wien in Garnison ständen, oder wenn im unglücklichen Falle ein österreichisches Regiment die Wache am Grabe seines Großvaters hätte? Ob Rußland sich dann auch nicht einmischen sollte, ob er, der Kaiser, eines oder das andere dulden könne; Deutschland sei keine Insel, die Berührungspunkte mit den großen Mächten vielmehr so eingreifend, daß diese durch so erschütternde Ereignisse in Deutschland notwendig zu einer Einwirkung aufgefordert würden. Der Kaiser ging hiernach auf die Eigentümlichkeiten des Prinzen über, lobte seine guten militärischen Eigenschaften, seinen offenen, festen Charakter und sprach die Hoffnung aus, daß die Universitätsansichten keinen zu tiefen und bleibenden Eindruck in der Seele des Prinzen hinterlassen würden; viel mehr besorge er für das weichere Gemüt des Prinzen Friedrich Wilhelm. Er sprach noch einmal seine Verwunderung aus, warum der Thronerbe auf Universität geschickt sei, und war der Hoffnung, der Prinz Friedrich Karl werde dereinst der treueste, gewissenhafteste und tätigste Diener seines Vetters werden. Es freue ihn, daß der Prinz sich in dem Familienkreise so wohl gefühlt und sich so freundschaftlich an die jüngeren Großfürsten angeschlossen habe. Er habe seinen Bruder Michael sehr geliebt, „aber wir waren doch sehr verschieden, und erst in dem brüderlichen Verhältnis zu den preußischen Prinzen habe ich das wahre Glück des Familienlebens, die wahre Freundschaft gefunden; darin war die Freude meiner Jugend begründet, und darin lebe ich in der Erinnerung fort". Es sei freilich vieles anders geworden, und die Ansichten haben sich sehr verändert.

Bei der außerordentlich wohlwollenden Art, in welcher der Kaiser dies Gespräch führte, hatte ich mir schon bis dahin einige

Bemerkungen erlauben dürfen und wagte nun die Bitte, die mir sehr gnädig gewährt wurde, sie noch näher ausführen zu dürfen. Zunächst bemühte ich mich, die von dem Prinzen Friedrich Karl ausgesprochenen Ansichten als nicht aus den Universitätsstudien hervorgegangen darzustellen. Ich suchte darzutun, daß diese Studien gar nicht einen so ausschließlich politischen Charakter hätten, und führte nochmals Beispiele an, wie die Prinzen, sowohl was die Wahl der Lehrer wie die ihres Umgangs beträfe, eine Menge konservativer Elemente vorfänden. Ich gab dann zu, daß die Ansichten des Prinzen zu schroff ausgedrückt wären, und bemerkte, wie ich selbst bereits die Alternative von dem Untergange einer der beiden Großmächte Deutschlands bekämpft habe. Es sei das Bemühen des Prinzen, sich selbst über die schwierigen Verhältnisse unseres Vaterlandes klar zu werden, doch ein lobenswertes zu nennen, und um so natürlicher, als diese Dinge seit zwei Jahren in sehr lebendiger Weise von jedermann besprochen würden. Der Prinz habe sehr viele dergleichen Gespräche mitangehört; er sei ihnen aufmerksam gefolgt, ohne selbst lebhafte Diskussionen zu führen. Fast ausschließlich Soldat, habe sich der Prinz bisher nicht bemüht, eine feste politische Ansicht zu gewinnen; wolle man dem, was davon vorhanden sei, einen Namen geben, so könne das Wort ‚liberal' am wenigsten gebraucht werden; der Prinz neige durch den militärischen Beruf und durch Naturanlagen am meisten zur Gewaltherrschaft; wenn derselbe den Wunsch geäußert habe, daß die Angelegenheiten in unserem Vaterlande sich ohne fremde Einmischung regeln möchten, so müßte ich hierzu bemerken, daß dieser Wunsch ein allgemeiner sei, wie ich denn selbst bei mehreren Gelegenheiten zu äußern mir erlaubt hätte, daß uns noch genug der besten Kräfte im Lande zu Gebote ständen, um uns allein helfen zu können."

Urteil des Prinzen über Nikolaus I.

So weit die Aufzeichnung Schlegells. Sie wird ergänzt und vervollständigt durch eine interessante, von scharfer und treffender Beobachtungsgabe zeugende Charakteristik des damals auf dem Gipfel seiner Erfolge stehenden Zaren Nikolaus I., die der junge Prinz unter dem unmittelbaren Eindrucke seines Gespräches noch in Peterhof zu Papier brachte:

„. . . Dem Kaiser mangelt in vielen Dingen, die Bezug auf uns haben, eine richtige, eine unbefangene Vorstellung. Daher einseitiges Urteil über manche innere Verhältnisse, teils weil sie ihm falsch vorgestellt werden, teils weil er von vornherein dagegen oder dafür eingenommen war, z. B. die Steinsche Gesetzgebung . . ., ferner die holsteinische Sache (Holsteiner gleich Insurgenten, bloß auf dieser einen Seite Unrecht), der Eid des Königs auf die Verfassung, weil

er nicht versteht, wie man etwas beschwören kann, das fast keinen befriedigt, das noch so und so geändert werden soll, ferner, warum zum Beispiel Provinzialstände bei uns nicht genügten, und inwiefern diese die Regierung schwächten ...

Der Kaiser ist zuweilen sehr scharf in seinem Urteil, sowohl über Personen wie über Dinge ... Er geißelt unaufhörlich Bunsen. Im tiefsten Herzen ist er aber doch für uns. Wir könnten wirklich sehr viel riskieren, ehe es dazu käme, daß er uns angriffe. Sein Herz ist sehr fühlend, aber der Wille beherrscht es. Alle und jede Erinnerung an Friedrich Wilhelm III. ist ihm heilig. Der Thronfolger teilt diese Gefühle ganz mit ihm und zeigt sie beinahe noch mehr. Der Kaiser verachtet und verspottet das Treiben der deutschen Fürsten und sieht ihre freiwillige Mediatisierung als Segen an. Er hat keine Worte für die Katastrophe von 1848, deren Ursachen er seit 1840, und zwar immer auf der Oberfläche, sucht und nicht tiefer im Keime. Er mißtraut der Union,[1]) weil er ihr andere Beweggründe unsererseits zuschreibt als bloß den der Erdrückung der Revolution. Sie sei ja unterdrückt, äußerte er sich widersprechend, wir möchten sie also auflösen, um dem Schimpfe vorzubeugen, daß jeder Fürst einzeln und ungestraft abfällt. Die schleswig-holsteinische Angelegenheit, äußerte er früher, sei die einzige Differenz zwischen ihm und uns, die ihm Besorgnis einflöße. Der Friede hat ihn beruhigt, aber nicht befriedigt, den Grund weiß ich nicht. Er verachtet unsere Politik in der Sache und tadelt, daß Bunsen soeben sich geweigert, das Protokoll der anderen Gesandten über die Integrität Dänemarks zu unterzeichnen. Er meint wohl mit Recht, daß die geheimen Bedingungen des Waffenstillstandes vom 6. Juli 1849 ein Schimpf für uns seien (eventuell Zerstörung der von uns organisierten Armee!).

Größte Liebe hegt der Kaiser für die Armee. Seine Achtung ist gesteigert durch 1848. Seine liebsten Erinnerungen und, wie mir scheint, seine militärische Schule, sind die Manöver, wo er als Großfürst mitwirkte. Er hat Interesse für unsere Kadetten als militärische Pflanzschule. Die russische Armee (Offiziere und Soldaten) scheint mir so freundlich und kameradschaftlich für die unserige gesinnt, wie es wohl nur denkbar ist. Sie zeigt diese Liebe gern und oft. Wenn man hier von der ungarischen Kampagne hört, so sieht man übrigens, daß sie weit weniger Bedeutung und militärischen Wert hat, als wir zu Hause meinen ...

---

[1]) Die Union — Preußens Bündnis mit deutschen Kleinstaaten — wurde von König Friedrich Wilhelm IV. 1850 ins Leben gerufen, zerfiel jedoch sehr bald wieder.

Zuweilen ist der Kaiser sehr von sich eingenommen und will alles so, wie es gekommen, bestimmt vorhergesagt haben, namentlich bezüglich Deutschlands. Theorien, über deren Wahrheit ein Streit möglich ist, bestreitet er heute, während er sie bisweilen auch verteidigt, je nachdem, nicht aus Unehrlichkeit — er ist der ehrlichste Mensch —, sondern wohl eben nur aus nicht gehöriger Kenntnis und Verständnis. Einmal sagte er auch, von einem bestimmten Verhältnis redend, sehr richtig: ‚Man muß das aber aus der Nähe sehen, um darüber entscheiden zu können und zwischen zwei Uebeln das weniger schlimme zu wählen.‘

Der Kaiser wird nie heftig in einer Unterredung, läßt Widerspruch zu und hört die entgegenstehende Meinung ruhig an. Wenn man ihm über gewisse Zustände ein Verständnis beibringen könnte, wenn er sie sähe, so würde er, überzeugt, gewiß eingestehen, daß er im Irrtum gewesen. Aber dieses „könnte" ist eben der kritische Punkt. Die erste Bedingung ist, daß man dem Kaiser Achtung in jeder Hinsicht einflößt, damit er Vertrauen haben kann. Hinzukommen muß das größte Interesse und die genaueste Kenntnis seiner und der preußischen Armee. Endlich, wenn man Einfluß haben will, darf man sich persönlich weder imponieren noch einschüchtern lassen und muß dem Kaiser bequem sein. Man wird ihm immer viel besser beikommen können bei einem Tete-a-tete, als wenn mehrere dabei sind. Es ist von höchster Wichtigkeit, welche Ausdrücke seine Gesandten bei Abfassung ihrer Depeschen gebrauchen, denn der Kaiser hält sich oft an den Wortlaut, nicht an den Sinn. So hörte ich eine Depesche von Brunnow[1]) aus London vorlesen, worin dieser mitteilte, der Prinz von Preußen habe ihm vom Prinzen Albert und Bunsen nach einem Gespräche mit ihnen über Deutschland gesagt: ‚Ils sont trop doctrinaires.‘ Brunnow motivierte diese gewiß wahre Aeußerung, indem er rundum sagt: der Prinz von Preußen sehe den Halt und die Kraft eines deutschen Landes in seiner Armee, während Prinz Albert und Bunsen dies in den Institutionen des Landes suchten. Dies freute den Kaiser ungemein und gab ihm Stoff zu einem ganzen Gedankengebäude, das des Grundes ermangelte, weil die Voraussetzung falsch war. Jeder von uns weiß, daß weder der Prinz von Preußen noch die andere Seite die Dinge so verfochten haben können, wie Brunnow meint. So schroff haben sich die Extreme nicht gegenübergestanden, sondern die Frage kann wohl nur die gewesen sein, welches von beiden mehr Garantie gewähre als das andere . . ."

Ueber die zweite, im Jahre 1852 unternommene Reise an den Zarenhof ist nichts Näheres bekannt.

[1]) Graf Brunnow, 1840—1854 russischer Gesandter in London.

VI. Kapitel

Kommandeur des Gardedragonerregiments 1852 bis 1854

„Materialien für den Regimentskommandeur" — Regimentsführung — General Graf von der Groeben — Generalstabsreisen unter General von Reyher — Urteile Reyhers und Moltkes über den Prinzen 1854 — Militärwissenschaftliche Beschäftigungen

Ernennung zum Kommandeur des Gardedragonerregiments

Als Prinz Friedrich Karl seine Druckschrift über das Gefecht der Kavallerie und den Dienst der leichten Truppen dem Kriegsminister General von Stockhausen übersandte, verwahrte er sich brieflich (am 28. Mai 1851) ausdrücklich dagegen, „etwa Befähigung zu höheren Stellen zeigen oder sich Lob verdienen zu wollen. Daran sei ihm nicht gelegen. Im Gegenteil möchte er noch recht lange bleiben, was er sei, weil er noch viel lernen müsse, um später das Nötigste zu leisten". Kein Zweifel, daß es der mit den Jahren immer mehr wachsenden Bescheidenheit des Jünglings heiliger Ernst mit diesem Bekenntnis war, aber sowohl König Friedrich Wilhelm IV. wie andere maßgebende Persönlichkeiten in der Armee erkannten mit Freude seine eminenten militärischen Fähigkeiten, und der Chef des Generalstabs, General von Reyher, hatte Recht, wenn er ihm schrieb: „Der Erfolg eines so ernsten Strebens kann nicht ausbleiben und wird, wie ich Euer Königlichen Hoheit prophezeite, sehr bald auf den hohen Standpunkt führen, den Sie Ihrer prinzlichen Stellung und Ihren Eigenschaften nach einzunehmen berufen sind." Durch Allerhöchste Kabinettsorder vom 15. April 1852 wurde er zum Obersten und Kommandeur des Gardedragonerregiments unter Stellung à la suite des Gardehusarenregiments ernannt. Er mußte infolgedessen seinen Wohnsitz von Potsdam nach Berlin, dem Standorte des Regiments, verlegen und nahm eine Wohnung mitten im Regimentsrevier, in der Lindenstraße 3, für sich und seinen Adjutanten, Premierleutnant von Cosel, der später von 1855 bis 1858 auch sein persönlicher Adjutant wurde. Auch das Regimentsbureau richtete er sich dort ein. „Der Prinz übernahm das Kommando sofort mit vollster Selbständigkeit und mit dem unverkennbaren Streben, alle Verhält-



Prinz Friedrich Karl
Kommandeur des Gardedragonerregiments



nisse des Regiments aus eigenem Urteil auf das gründlichste kennen zu lernen. Er war dabei von dem größten Eifer beseelt, der ihm Tatkraft geben mußte."[1]) Bereits als er noch im Gardehusarenregiment stand und eine Zeitlang mit dessen Führung beauftragt war, hatte er sich eingehend mit den Pflichten der Regimentskommandeur-Stellung beschäftigt und sich feste Grundsätze darüber angeeignet, die er nun praktisch mit Erfolg zur Geltung brachte. Aus den damals in Stichworten niedergelegten „Materialien für den Regimentskommandeur" seien nachfolgende Sätze wiedergegeben:

„Materialien für den Regimentskommandeur"

„1. Das ganze Regiment namentlich kennen; Kontrolle, daß von den Offizieren alle Husaren namentlich gekannt werden.[2])

2. Bei Offizieren auf strenge Dienstformen halten, dies gibt dem Offizierkorps Halt und Zucht. Im Dienst die Offiziere bei ihrer Charge nennen lassen von Vorgesetzten und Untergebenen, z. B. nicht ‚Prinz H . . .'. Er ist kein Privatmann, sondern Seiner Majestät Offizier und Leutnant.

3. Schuldenmacher aus eigenen Mitteln retten, aber zur Versetzung vorschlagen. Jungen Offizieren, die auf ihre Gesundheit einstürmen, nie etwas anderes sagen, als daß sie sich wegwerfen, und ihnen im Falle des Krieges das Zurückbleiben vorstellen beim Ersatz oder im Lazarett, während die anderen in der Feldschlacht stehen. Das Offizierkorps sehr viel bei sich sehen.[3])

---

[1]) von Rohr, Geschichte des 1. Gardedragonerregiments. 1880. Abschnitt VI Seite 91.

[2]) In der Geschichte des 1. Gardedragonerregiments heißt es in dieser Hinsicht: „Das Gedächtnis des Prinzen war erstaunlich. Wenn er in seinem Vorzimmer 12 bis 24 Rekruten den Eskadrons zugeteilt und sie über ihre heimatlichen Verhältnisse befragt hatte, so erkannte er sie anderestags in Uniform auf den Kasernenhöfen wieder und redete sie mit ihren Namen an. Bald kannte er so jeden Mann des Regiments." Ein Beispiel eines seiner damaligen Untergebenen: „... Ich begleitete Seine Königliche Hoheit in seinem Wagen zurück. Wir fuhren die Stadtmauer entlang und passierten die Holzplätze im Laternenschein. Da tauchte ein Dragoner ohne Säbel auf, welcher außerhalb der Kaserne stets getragen werden mußte. Der Prinz wandte sich zu mir mit den Worten: ‚Das war der Gefreite G. der 1. Eskadron.' Ich hatte ihn nicht erkannt. ‚Dann steigen Sie aus und überzeugen Sie sich, morgen Meldung auf dem Rapport.' Es war wirklich der Gefreite G. ohne Säbel, aber mit seinem Schatz."

[3]) „Der Prinz aß stets am Offiziermittagstisch ... Wohl wöchentlich ein- bis zweimal versammelte er Offiziere des Regiments bei sich zur Whist- oder Schachpartie, Konversation und Soupers, Festabende, an denen sein reiches Wissen, sein gütiges Wohlwollen und seine Liebenswürdigkeit als Wirt sich vollkommen entfaltete." Geschichte des 1. Gardedragonerregiments.

4. Offiziere, die gut angesehen, von Kraft und Verstand sind, zu Vertrauensmännern heranziehen, die nicht als Rapporteure — das ist unwürdig für beide Teile —, sondern allein der Ehre des Korps wegen Mitteilungen machen. Allerhöchsten Orts ist den Offizieren die Ueberwachung der jüngeren zur Pflicht gemacht, daher erfüllen jene nur eine heilige Pflicht.

5. Der Kommandeur leitet wöchentlich zwei selbständige Felddienstübungen mit Offizieren, Unteroffizieren, ausgesuchten Leuten von je zwei Eskadrons. Ueberhaupt öfter Felddienstübungen. Jährlich mehrmals Uebungen im Abkochen auf offenem Felde und auf dem Marsch das schnelle Abkochen (Braten).[1])

6. Den Eskadronchefs winters und sommers mehr freie Hand lassen. Es soll von ihnen abhängen, wann sie auf Sattel, wann nach Dressur auf Decke reiten lassen, wann sie den Reitklassen und den Rekruten Kandare und Säbel geben wollen. Im Sommer wird ein Tag der Woche bestimmt, an dem das Regiment exerziert.

7. Mit jungen Offizieren ins Terrain reiten, militärische Betrachtungen machen, sie meilenweit rekognoszieren und viele Krokis und Berichte machen lassen, das ganze Jahr über, auch die Fähnriche

---

1) Geschichte des 1. Gardedragonerregiments: „Mit scharfem Auge und großer Umsicht begabt, verlangte der Prinz das irgend Mögliche von allen seinen Untergebenen und führte namentlich im Felddienst eine Gründlichkeit und Vielseitigkeit ein, wie dies bisher den Offizieren fremd gewesen war. So geschah es damals zum ersten Male, daß das Regiment öfter im Jahre über 24 Stunden die Garnison verließ. In den Biwaks wurden dann die gründlichsten Proben gemacht: Ueber Kochen auf Herd und im Graben durch den einzelnen oder zugweise, Wasserholen mit Abteilungen, Pferdepflege und Aufsicht während dieser Hantierungen.“ Der Prinz betrieb die letzteren Uebungen auch als Brigadekommandeur weiter. In einem „Anhalt für den Dienstbetrieb im Biwak“ 1854 sagt er: „Meines Erachtens haben Friedensbiwaks und Läger die Bestimmung, nicht nur die Unbequemlichkeiten des Feldlebens kennen zu lernen, sondern auch die Möglichkeit, sie mit den Mitteln, die im Felde zu Gebote stehen, zu überwinden. Ferner sind sie eine sehr passende Gelegenheit, den militärischen Geist zu wecken, ohne daß in den gewohnten Formen und in der Strenge des Dienstes im mindesten nachgelassen wird. Im Gegenteil, sobald die Neigung zum Sichgehenlassen in irgendwelcher Beziehung erkennbar ist, desto schärfer müssen die Zügel der Disziplin angezogen werden. Mit dem Abkochen wenn es nicht ohne die Pferde geschehen soll, läßt sich sehr zweckmäßig nach Ermessen ein Uebungsmarsch, mit dem Biwak eine Vorpostenaufstellung, ein Manöver verbinden, lauter ganz vorzügliche Vorbereitungen, wie ich aus Erfahrung weiß, da ich alljährlich zweimal mit dem mir damals untergebenen Gardedragonerregiment 24 Stunden aus der Garnison blieb und ausgedehnte Uebungen dieser Art vornahm. Zelte waren nicht vorhanden und Stroh nur für die Pferde.“

dazu heranziehen. Die Offiziere sollen vielfach den Felddienstübungen der Infanterie, womöglich tätig, beiwohnen.

8. Der jüngste Offizier begleitet den Eskadronchef in jeden Dienst, wo dieser ist. Die Erlaubnis, die Parforcejagden zu reiten, darf den Dienstbetrieb nicht beeinträchtigen. Die Offizierreitstunde muß ernster betrieben werden. Wenn Korps-, Armee- oder Königliche Befehle usw. kommen, muß der Eskadronchef in Person dieselben verkündigen.

9. Lieber wenig befehlen, dieses aber mit Strenge kontrollieren und den Untergebenen mehr Spielraum lassen, als viel befehlen und nicht über die Ausführung wachen. Sonst wird die Disziplin der Untergebenen auf die Probe gestellt, indem bei dem Mangel an Kontrolle dieser oder jener in der besten Absicht, wenn er es besser zu wissen glaubt als der befehlende Vorgesetzte, doch nach eigenem Ermessen den höheren Intentionen zuwiderhandelt. Bei Besichtigungen wird, wenn der Untergebene gelobt sein will, dem Besichtigenden Hokuspokus vorgemacht . . . Die oberen Vorgesetzten mögen alle vierzehn Tage nach Belieben einmal kommen und dem zusehen, was gerade geschieht. Da sehen sie in das Getriebe hinein, hören die Hülfen, welche die Lehrer geben, und lernen aus deren Kritiken ihre Einsicht und ihre Anforderungen kennen. Das Material kann dabei nicht zugrunde gerichtet werden oder besser: Solche Besichtigungen tragen dazu bei, daß das Material erhalten wird. Auch sonst kann man sich bei jeder Gelegenheit von dem guten Zustande der Pferde überzeugen. Bei notwendigen Besichtigungen, z. B. Remontebesichtigungen, darauf halten, daß alle Pferde in der Abteilung rangiert und vorgestellt werden, nicht etwa bloß so viele, als in die Bahn gehen. Zuweilen ganze Eskadrons antreten und berechnen lassen und nachsehen, die Offiziere dabei. Zuweilen im ganzen Regiment Appell abhalten.

10. Auch die Offiziere und alle Unteroffiziere und Gefreiten zur Instruktion heranziehen und dies kontrollieren. Die kleinen Instruktionsbücher abschaffen.

11. Aufpassen, daß die Wachtmeister ihre Dienstbefugnisse nicht überschreiten (Urlaubgeben, Dienstbestimmen ohne Wissen des Eskadronchefs, z. B. Antretenlassen mit Sachen usw., Bestimmung von Ordonnanzpferden und -leuten, dienstlich besserwissenwollendes Benehmen in Gegenwart des Eskadronchefs). In seiner Gegenwart hört jede Dienstbefugnis des Wachtmeisters auf. Dafür aber auch nicht die Wachtmeister, sondern immer die Eskadronchefs für jeden Verstoß verantwortlich machen. Diese müssen die Strafverzeichnisse

selbst führen und schreiben. Wo ihre Gewalt ausreicht, ist ihnen die Bestrafung zu überlassen, es sei denn bei Verstößen persönlich gegen mich. Weniger die Frage ‚Wie viel Strafen‘ als ‚Was für Bestrafungen, d. h. für welche Verbrechen‘, in einem Truppenteil vorkommen, gibt einen Maßstab oder, besser gesagt, gestattet einen Einblick in die innewohnende Disziplin. Hiernach die Strafverzeichnisse beurteilen. Dahin wirken, daß auf jedes Vergehen eine Strafe sicher folge, wenn sie auch noch so unbedeutend ist. Das sogenannte Schenken einer Strafe wird immer für Schwäche gehalten. Das Verschweigen und Nichtanzeigen von bemerkten Verstößen ist als ein Eingriff in die Strafgewalt des Eskadronchefs (als eine Art Begnadigung) zu betrachten und unstatthaft.

12. Dafür sorgen, daß die jungen Unteroffiziere ganz besonders viel reiten, trotzdem sie Rekruten haben. Auch den Unteroffizieren wegen des Gefechts zu Fuß eine Idee vom Tiraillement, Benutzung der Deckungen und Leitung des Gefechts durch Zuschauen bei der Infanterie verschaffen. Das Unteroffizierkorps umbilden, d. h. stärkere Anforderungen in und außer Dienst stellen, Appell an ihr Ehrgefühl, die Untauglichen ausmerzen. Vorsicht bei Ernennung zum Unteroffizier, Auswahl im Regiment bei Ernennung von Sergeanten und Wachtmeistern.

13. Das ganze Regiment muß schwimmen lernen.

14. Lektüre kontrollieren und gute schaffen.

15. Mit dem Auditeuroffizier über die von ihm vorzuschlagenden Strafen sprechen und sich über jeden Fall Vortrag halten lassen. Untersuchungen genau lesen. Man gewinnt dadurch tiefe Einblicke in den Stand des Dienstbetriebes.

16. Jährlich zweimal das Lazarett inspizieren in Gegenwart der Lazarettkommission und aller Aerzte. Der Regimentsarzt muß über das Befinden jedes einzelnen Auskunft geben. Daneben aber sehr oft unangemeldet hingehen.“ [1])

Die Regimentsführung des Prinzen

Prinz Friedrich Karl behielt das Kommando des Gardedragonerregiments zwei Jahre. Schon im Herbst 1852 schreibt er an den Grafen Gustav Waldersee: „In meinem Regiment geht es gut. Ich bin sehr zufrieden, was ich bekanntlich nicht leicht bin. Bei den Manövern haben wir sehr große Erfolge gehabt.“ Ein Jahr später schildert er seine Tätigkeit dem Freunde also: „Wir haben einige Uebungen mit gemischten Waffen gehabt — seit Mitte Juli wöchentlich

[1]) „Die Kranken im Lazarett besuchte der Prinz täglich, wie er überhaupt für alle seine Untergebenen ein reges Interesse und wahrhaftes Wohlwollen hatte.“ Geschichte des 1. Gardedragonerregiments.

dreimal und seit 2. August auch mit Artillerie — die den Truppen sehr nützlich waren. Es ist jetzt schon alles besser als anfangs, und manches wirklich gut ... Wenn auch gewöhnlich Generalleutnant Graf Groeben [1]) nur einzelnes von den Vorgängen in seiner Kritik, die er häufig selber gibt, durchgeht, so hat dieses doch Hand und Fuß ... Ungeheuer beschäftigt hier, 14 Tage lang fast täglich acht bis neun Stunden im Sattel, mir immer lieb gewesen. Zieten ausgespannt wie alle seine Vorgänger außer Waldersee."

Indessen, die Befriedigung war nicht voll. Trotz seines redlichen Strebens gelang es dem Prinzen nicht vollkommen, seinem Wirken allseitige Anerkennung und Zustimmung zu verschaffen. Zwar bezeugte ihm der König, wie wir aus den Denkwürdigkeiten Gerlachs wissen, häufig seine Zufriedenheit, und auch Graf von der Groeben hielt mit seinem Lobe nicht zurück, allein sein lebhafter, tiefgründiger Geist, der Neuerungen und Verbesserungen erstrebte, brachte ihn auch hier wie schon früher als Eskadronchef in einen gewissen Gegensatz zu seinen unmittelbaren Vorgesetzten, dem Kommandeur der Gardekavallerie, Generalleutnant Grafen Franz Waldersee, [2]) und dem Brigadekommandeur, General von Schlemüller. Beide waren die Verkörperung des damaligen Kavalleriereglements, dessen Unzulänglichkeit der Prinz mit scharfem Blicke erkannt hatte. Vom General von Schlemüller sagt die Geschichte des 1. Gardedragonerregiments: „Er war auf dem Exerzierplatz ein vorzüglicher Meister in der Ausbildung des Formellen, aber auch in gleichem Maße allem Außergewöhnlichen abhold. Die Art, wie er exerzierte, wich nie von den gegebenen Formen ab, verkümmerte aber damit manchem das Streben, den eigenen Gedanken eine praktische Erprobung zu verschaffen." Dem Prinzen brachte das Zusammenwirken mit diesen beiden Männern schon damals reichlich Verdruß, was sich in den folgenden Jahren, sicherlich nicht ohne seine Schuld, zu einem noch ungünstigeren dienstlichen Verhältnis zuspitzen sollte. Auch im eigenen Offizierkorps stieß er vielfach auf entgegengesetzte Anschauungen. Wir wissen aus einem Briefe Moltkes an seine Gattin vom 19. August 1854, [3]) daß der Prinz trotz hoher Kameradschaftlichkeit „bei seinen Offizieren wenig beliebt war, da er sie durch seine strenge Moralität und ein etwas

---

[1]) Graf von der Groeben war seit 1853 kommandierender General des Gardekorps. Vergl. Seite 133.

[2]) Graf Franz Waldersee war der Bruder des Kriegsministers und Vater des nachmaligen Generalfeldmarschalls Grafen Alfred Waldersee.

[3]) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten Moltkes. Band VI Seite 199. Vergl. Seite 136.

schroffes Wesen abstieß." Schon damals erwog er in Stunden des Aergers den Gedanken, aus dem aktiven Dienste zu scheiden. „Von meiner Art, das Regiment zu führen," — so bekennt er sich — „kann ich nicht abgehen, da sie das Produkt meiner Persönlichkeit, meiner Erfahrung und meiner Ueberlegung ist. So habe ich das Unglück, häufiger anzustoßen, als ich es ertragen kann und als es mit dem Gedeihen Seiner Majestät Dienstes meines Erachtens vereinbar ist. Ich mache Verstöße nach oben und unten ... Dem einen bin ich zu streng, dem anderen zu nachsichtig, dem dritten zu pedantisch." Der Prinz neigte dazu, aus einzelnen Vorkommnissen gleich bestimmte Schlüsse zu ziehen. Einer seiner Untergebenen, ein später hochgestellter General, sagt darüber in einem Briefe aus dem Jahre 1853: „Das Gefährliche ist immer das rasche Urteil des Prinzen, der zu jung, um gründlicher und länger zu warten, bis er es fällt, und doch alt genug ist, um seinem Urteil an höheren Orten einen gewissen Nachdruck zu geben." Friedrich Karl war aber eine viel zu ernste, auf seine stete Vervollkommnung bedachte Natur, um sich dieses Mangels nicht völlig bewußt zu werden. In seiner Abschiedsrede [1]) an sein Offizierkorps räumte er freimütig ein: „Halten Sie es meiner Jugend und meiner Unerfahrenheit so vielen älteren Männern gegenüber zugute, wenn ich vom rechten Wege abgewichen bin durch zu große Strenge und zu große Milde. Ich habe hierdurch gelernt, und somit möchte ein Teil der Absicht erreicht sein, in welcher mir von Seiner Majestät ein Regiment anvertraut wurde. Es ist ja, ich möchte sagen, der erste Versuch gewesen, einem so jungen Prinzen ein Regiment selbständig anzuvertrauen." [2]) Aber er wußte andererseits auch zu betonen, daß sein redliches, ernstes Streben einem durch Gewissen und Pflichtgefühl vorgezeichneten Ziele galt, indem er fortfuhr: „Es ist eine bare Unmöglichkeit, es allen Leuten recht zu machen. Das Streben hiernach führt sogar auf Abwege. Dies war meine Ueberzeugung. Ich mußte andere Wege wallen. Der Vorgesetzte, das Ziel scharf im Auge, kann nur den Weg verfolgen, den seine Ueberzeugung ihm vorschreibt, unbekümmert darum, ob es ihm gedankt wird oder nicht. Das ist nicht immer leicht. Der einzige Lohn, nach dem man streben darf, ist der, mit seinem Gewissen ins Reine zu kommen. Anerkennung und Dank der Welt sind seltene Sachen. Ich preise sie als ein großes und seltenes Glück, als einen

---

[1]) Konzept im Nachlaß des Prinzen.

[2]) Bis dahin waren Prinzen des Königlichen Hauses stets nur mit der Führung eines Regiments betraut gewesen, aber nicht zu Kommandeuren ernannt worden.

Balsam, der manche Wunde, auch die der Trennung, am schnellsten heilt; aber dennoch danach streben, wäre falsch. Man muß alles tun, Anerkennung und Dank zu verdienen, nichts, sie zu erlangen."

General Graf von der Groeben

Es war ein Glück, daß der Prinz im Jahre 1853 in der Person des Generals Grafen von der Groeben einen kommandierenden General erhielt, der sich neben der militärischen Weiterbildung auch seine Charakterentwicklung angelegen sein ließ. Graf Karl von der Groeben war eine der edelsten Erscheinungen seiner Zeit. Ursprünglich dem Studium der Rechte zugewendet, ward er ein feuriger Soldat, als das Vaterland zu seiner Verteidigung und Wiederaufrichtung all seiner Söhne bedurfte. Seine militärischen Beziehungen zu Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, Müffling, Clausewitz, später zu Reyher, die religiösen zu Scheibel in Breslau, Goßner und Strauß in Berlin, die geistigen zu Max von Schenckendorff, Steffens, Veit, Görres, später zu Radowitz, Gerlach, Canitz, Bunsen, Roeder, schließlich sein persönliches Vertrauensverhältnis zu König Friedrich Wilhelm IV. gaben seinem Leben einen reichen, vielseitigen Inhalt. Geistvoll und tiefgründig, vielleicht hier und da etwas umständlich und unklar, war er ein uneigennütziger, aufrichtiger, wohlwollender Charakter, rastlos in seinem Eifer zu helfen, zu raten, zu versöhnen. Der junge Prinz faßte schnell Vertrauen zu dem damals schon fünfundsechzigjährigen Herrn. Wir werden aus einer Anzahl von Briefen die glückliche Gestaltung ihrer persönlichen Beziehungen kennen lernen.[1])

Generalstabsreisen unter General von Reyher

Hand in Hand mit der praktischen Tätigkeit des Prinzen im Truppendienst ging seine weitere theoretische, militärwissenschaftliche Ausbildung. Dahin gehört auch die Teilnahme an einigen Generalstabsreisen.

An der Spitze des preußischen Generalstabs stand damals der in den Befreiungskriegen in den Stäben Katzlers, Yorcks und Blüchers herangebildete treffliche General von Reyher, der Vorgänger Moltkes. Er leitete alljährlich eine mehrwöchige Uebungsreise, an der eine Anzahl Offiziere des Großen Generalstabs und einige andere aus der Front dazu kommandierte Offiziere teilnahmen. „Stets nach neuen Richtungen hin ausgeführt, von mehrwöchiger Dauer und unter Voraussetzungen zweier gegen-

[1]) Die im Gräflich von der Groebenschen Familienarchiv in Neudörfchen (Westpreußen) befindlichen Briefe des Prinzen wurden zur Verfügung gestellt durch den Enkel des Generals, den Kaiserlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister, Herrn Grafen Unico von der Groeben.

einander operierender Armeen, wurde hierbei der Wechsel taktischer und strategischer Beziehungen dem Kriege so ähnlich dargestellt, als dies vom Standpunkte der Theorie aus, aber auf wirkliche Terrain- und Stärkeverhältnisse übertragen, nur möglich war. Es kamen hierbei nicht nur alle Arbeiten vor, welche der wirkliche Krieg erfordert, also Rekognoszierungen, Dispositionen, Befehle, Auswahl der Biwaksplätze, Bestimmung der Marschquartiere und Kantonnements, Vorposten, Umschließen der Festungen, Flußübergänge, Gefechte und Schlachten usw., sondern es entwickelte sich auch unter der Leitung der Oberbefehlshaber bei den Offizieren eine Spannung und Teilnahme, welche der wirklichen Kriegführung vortrefflich vorarbeitete. Der Chef des Generalstabs der Armee behielt das Ganze in seiner Hand, kürzte einzelne Momente ab oder ließ sie sich vollenden, je nachdem die darin liegende Lehre zum Ausdruck gebracht werden sollte. Es wurde auf diesen Reisen sehr fleißig gearbeitet, teils als Vorbereitung für den folgenden Tag, teils als Resultat der am Vormittag stattgehabten Uebung. Die Oberbefehlshaber reichten die schriftlichen Arbeiten ihrer Offiziere nebst Krokis dem Chef ein, der sie durchsah und an den Ruhetagen zur allgemeinen Besprechung brachte, soweit Gedanken und Entschlüsse nicht bereits auf dem Terrain ihre Beurteilung gefunden hatten. Reyher entwickelte bei diesen Uebungen einen Reichtum der Phantasie, welcher den Gegensatz zwischen Supposition und Wirklichkeit fast verschwinden ließ. Er fühlte, er sah, er hörte wie im Kriege und zündete dadurch nicht wenig bei den ihn umgebenden Offizieren. Sie waren, wie ihr Chef, nicht nur mit dem Verstande, sondern mit ihrem ganzen Gemüte bei der Situation und bei der Bedeutung und dem Wert ihrer Entschlüsse. Seine Milde in der Form der Beurteilung, nicht in der Sache, gewann ihm dabei alle Herzen; man beugte sich nicht nur seiner wohlerworbenen Autorität, sondern vielmehr noch seinem Wohlwollen und seiner liebenswürdigen Art und Weise, wie er seine abweichenden Ansichten motivierte. Es gab wohl keinen Offizier, der nicht mit Vergnügen und vollster Hingebung von ihm gelernt hätte." [1])

Nachdem der Prinz zu Beginn des Jahres 1850 durch den bekannten Militärschriftsteller Oberst von Höpfner einige grundlegende Unterweisung in Generalstabsgeschäften erhalten hatte, nahm er an vier derartigen Generalstabsreisen unter Reyher teil: Im August

---

[1]) Karl Friedrich Wilhelm von Reyher. Ein Beitrag zur Geschichte der Armee von General von Ollech. IV. Teil, 1879. Seite 179.

1850 in der Gegend von Liegnitz—Görlitz, im August 1851 in der Altmark, im August 1853 in und bei Küstrin, im August 1854 in der Niederlausitz. Er erwies sich als ein ebenso eifriger wie verständnisvoller Schüler und machte sich die strategischen und taktischen Lehren des „wackeren Reyher“, wie er ihn stets in warmer Verehrung nannte, in weitem Umfange zu eigen. Eine Frucht dieser Reisen war eine kleine theoretische Abhandlung „Ueber die verschiedenen Arten von schriftlichen Mitteilungen (Befehlen) bei den Truppen im Felde“. (1856.) Von ihr sagt der Prinz selbst in einem Briefe an den Grafen Gustav Waldersee: „Sie ist kein Geheimnis, und es ist mir sogar angenehm, wenn Sie sie einzelnen zeigen, damit die aufgestellten Ansichten hin und her besprochen werden. Sie werden mit Leichtigkeit erkennen, daß es Reyhers Ideen sind, die ich wiedergebe. Reyher hat das Ding durchgelesen und sich Wort für Wort völlig einverstanden erklärt. Ich hatte bekanntlich viele Notizen, die von ihm stammen, auch gerade über Dispositionen usw. gesammelt. Diese habe ich nun zu einem Ganzen verbunden, hauptsächlich, damit seine nie aufgeschriebenen Erfahrungen und Ansichten in dieser Hinsicht jedenfalls der Nachwelt erhalten bleiben.“

Der Prinz trat zu Reyher schnell in ein freundschaftliches Verhältnis und hat es oftmals dankbar betont, daß Reyhers wohlwollendes Interesse für ihn „einer der hauptsächlichsten moralischen Hebel gewesen sei, die ihn auf die richtige Bahn gebracht, in ihr erhalten und bewirkt haben, daß er bei allem Eifer für das Detail des Dienstes doch in diesem nur das Mittel zu den höheren Zwecken seines Berufes kennen gelernt habe“.[1] Der Einfluß, den Reyhers Anschauungen auf seine militärische Entwicklung ausgeübt haben, wird sich noch bei der Betrachtung mancher seiner Niederschriften später zeigen.

Urteile Moltkes und Reyhers über den Prinzen

Diese Generalstabsreisen brachten den Prinzen auch zum ersten Male mit mehreren Persönlichkeiten in nähere Berührung, die ihm bei seiner späteren Wirksamkeit als Truppenbildner und in seiner Feldherrnlaufbahn hervorragende Gehilfen werden sollten, z. B. mit Vogel von Falckenstein, Tümpling, Fransecky, Voigts-Rhetz und Blumenthal. Bei der letzten Reise, im Jahre 1854, trat er auch zum ersten Male mit dem Obersten von Moltke in dienstliche Beziehung, der damals Chef des Stabes beim IV. Armeekorps war. Bedeutsam ist das Urteil, das dieser in Privatbriefen an seine Gattin über den jungen Prinzen

[1]) Eigenhändige Randbemerkung des Prinzen in der schon erwähnten Lebensbeschreibung von Wilhelm Petsch. Vergl. Seite 17.

fällt. Schon vor Beginn der Reise sagt er:[1] „... Von letzterem (Prinz Friedrich Karl) habe ich ganz gute Arbeiten gesehen. Er hat eine wahre Passion für die Sache und hat Reyher gesagt, daß er, ungeachtet er General sei, sich gern unter mein Kommando stellen wolle." Am 19. August folgt dann das prophetische Wort: „Gerwien[2]) ist ein sehr verständiger Mann, er kommandiert unter mir das eine, Prinz Friedrich Karl das andere Korps. Letzterer hat eine wahre Passion für die Sache, was seiner Einsicht alle Ehre macht. Seine Arbeiten sind sehr gut.[3]) Ich glaube, er ist der Mann, der einmal den alten Waffenruhm von Preußens Heer wiederherstellen wird. Im Verkehr mit den Generalstabsoffizieren ist er in hohem Grade kameradschaftlich, sowenig er sonst bei den Offizieren beliebt ist, welche er durch seine strenge Moralität und ein etwas schroffes Wesen abstößt."

Ebenso anerkennend sprach sich General von Reyher selbst in einem Briefe vom 14. September 1854 an den Grafen Groeben aus:

„Die beiden Prinzen[4]) haben mir auf der diesjährigen Uebungsreise große Freude gemacht, namentlich Seine Königliche Hoheit der Prinz Friedrich Karl, welcher eine Sicherheit und Klarheit in der Auffassung und Beurteilung militärischer Verhältnisse bekundete, die ein entschiedenes Talent außer Zweifel stellen. Mehrere seiner schriftlichen Arbeiten, Dispositionen, Rekognoszierungsberichte, Kritiken über Aufsätze der ihm zugeteilten Offiziere waren musterhaft. Dazu kommt Energie und Festigkeit des Charakters."

Militärwissenschaftliche Beschäftigungen

Auch sonst nahm der Prinz eifrig jede Gelegenheit zur Vervollkommnung seiner militärwissenschaftlichen Kenntnisse wahr. So hörte er auf Reyhers Veranlassung kriegsgeschichtliche Vorlesungen über die Befreiungskriege, die im Generalstab gehalten wurden, und studierte selbst mit Zirkel und Feder die Feldzüge Friedrichs des Großen und Napoleons. Mit eindringendem Interesse und kritischer Schärfe las er alle bedeutsamen literarischen Erscheinungen auf dem weiten Gebiete des Kriegswesens und, um sich einen

---

[1]) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke. Band VI Seite 199.

[2]) Oberst Gerwien, Abteilungschef im Großen Generalstabe, starb 1858 als Generalmajor.

[3]) Die in den Akten der Zentralabteilung des Großen Generalstabs aufbewahrten taktischen Arbeiten des Prinzen enthalten Moltkes Kritik, die fast ausnahmslos lautet: „Einverstanden" oder „Nichts zu erinnern".

[4]) Auch Prinz Friedrich Wilhelm, der spätere Kaiser Friedrich, nahm an der Generalstabsreise 1854 teil.

bleibenden Gewinn aus dieser Lektüre zu sichern, machte er sich stets schriftliche Auszüge, die er dann häufig noch mit eigenen Zusätzen versah.

„Das Studium ist die Rüstkammer, aus der ihr die Waffen entnehmen werdet am Tage des Kampfes" — so lautete einer der Leitsätze, die er sich fürs Leben zu eigen machte. Frühzeitig insbesondere mit den Lehren von Clausewitz [1]) vertraut, erstrebte er bei seiner geistigen Arbeit nicht so sehr die Sammlung möglichst umfassender Kenntnisse, die Bereicherung seines theoretischen Wissens als die Erziehung seines Geistes. So hütete er sich vor der Gefahr, in gelehrtes und fruchtloses Theoretisieren und geistreiches Spekulieren zu verfallen. Seine wissenschaftlichen Beschäftigungen dienten stets nur dem Zweck, die Grundlage für praktisches Handeln auf dem gesunden Boden der Kriegswirklichkeit zu schaffen. Deshalb packte ihn auch nichts so wie die psychologische Seite der Kriegführung, die er nach Marmonts Lehre streng von der handwerksmäßigen schied. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist vor allem seine Auffassung vom Studium der Kriegsgeschichte. Wie wenig ihn die übliche Art befriedigte, Kriegsgeschichte nur an der Hand der äußeren Vorkommnisse in pragmatischer Form zu schreiben, darüber sprach er sich später, 1866, aus, als er selbst daran ging, seine „Vertrauten Erinnerungen und Aufschlüsse aus dem Feldzuge gegen Dänemark 1864" [2]) zu Papier zu bringen: „Was ich in der Kriegsgeschichte suchte, wovon gerade ich bei meiner persönlichen Eigentümlichkeit mich unterrichten wollte, fand ich nicht. Ich meine die innersten Triebfedern, welche die Dinge gerade so gestalteten, wie sie eintraten, weniger im großen, denn das wird nicht immer verschwiegen, als im kleinen, nämlich in den einzelnen Individuen — die Geschichte des menschlichen Herzens, wie es wogt und zweifelt und endlich zum Entschlusse erstarkt — das suchte ich und fand ich nirgends. Das menschliche Herz aber und das bißchen praktischen und taktischen Verstandes und die Gabe, auf die Untergebenen zu wirken, diese Dinge sind es, welche die Geheimnisse jedes Krieges, jedes Erfolges sind. Sie muß man studiert haben, um kommandieren zu können. Ich bin hiervon durchdrungen und habe es allerdings etwas getan, konnte es aber nicht zuwege bringen durch Lesen der Kriegsgeschichte." Wir werden sehen, mit welchem Maß von Selbstverleugnung, Bescheidenheit und Selbstkritik der Prinz diesen Beitrag zur Psychologie des Krieges geschrieben hat, „damit diejenigen, die nach ihm kämen, es leichter hätten".

---

[1]) Vergl. Anhang.

[2]) Vergl. Seite 274 Anmerkung.

VII. Kapitel

Brigade- und Divisionskommandeur in Potsdam 1854 bis 1857

Prinz Friedrich Karl erhält die 1. Gardekavalleriebrigade — Vermählung des Prinzen — Auffassung der Generalsstellung — Streiflichter auf den damaligen Dienstbetrieb innerhalb der Kavallerie — Die „leitenden Grundsätze" des Kavallerieexerzierens — „Beleuchtung einiger Fragen über die jetzige und künftige Leistungsfähigkeit der preußischen Kavallerie" — Uebungen mit gemischten Waffen — Die Neuenburger Frage 1856 — An der Spitze der 1. Gardedivision 1857

Ernennung zum Kommandeur der 1. Gardekavalleriebrigade

Durch Allerhöchste Kabinettsorder vom 27. April 1854 wurde Prinz Friedrich Karl zum Kommandeur der 1. Gardekavalleriebrigade ernannt. Er mußte infolgedessen seinen Wohnsitz wieder nach Potsdam verlegen und bezog dort das Marmorpalais. Die drei seinem Befehlsbereich unterstellten Regimenter, die Gardes du Korps, die Gardehusaren und die 1. Gardeulanen, hatten sämtlich ihren Standort in Potsdam. Als dienstlicher Adjutant stand ihm zunächst Premierleutnant von Somnitz zur Seite, von 1855 an Rittmeister von Drigalski, als persönlicher Adjutant noch weiter bis 1856 Premierleutnant von Zieten, von 1855 bis 1858 außerdem als zweiter persönlicher Adjutant sein früherer Regimentsadjutant, Rittmeister von Cosel. Zieten wurde 1856 durch Rittmeister von Schöning ersetzt (bis 1857).

Am 13. Juli 1854 erfolgte seine Ernennung zum Generalmajor unter Stellung à la suite des Gardehusarenregiments, dessen ihm so liebgewordene Uniform er nun wieder vorzugsweise trug.[1])

Vermählung des Prinzen

Bald nach seiner Uebersiedlung gründete sich der Prinz in Potsdam sein eigenes Heim. Im Herbst 1853 hatte er, dessen

[1]) Friedrich Wilhelm IV. regelte die Uniformfrage durch ein Handschreiben vom 13. September 1854 folgendermaßen: „Auf Deine Anfrage, teuerster Fritz, wegen des Uniformtragens antworte ich, daß Du in der Art, wie Du bisher verfahren, das Rechte getroffen hast. Bei der großen Parade hast Du die große Generalsuniform zu tragen, bei allen übrigen Gelegenheiten sehe ich Dich am liebsten als ‚roten Sabreur'."

Herz bis dahin gegen weibliche Schönheit gefeit schien, in Wörlitz bei Gelegenheit einer Hofjagd die erst sechzehnjährige Prinzessin Maria Anna, die jüngste Tochter des Herzogs Leopold Friedrich von Anhalt, kennen gelernt und sich am 15. Januar 1854 mit ihr verlobt. Am 29. November 1854 fand die Vermählung des jungen Paares im Königlichen Schlosse zu Berlin statt. Auf des Prinzen ausdrücklichen Wunsch hielt sein einstiger Zivilerzieher, der Hofprediger Heym, die Traurede. Bezeichnend für die religiöse Auffassung, mit der er in diesen neuen Lebensabschnitt eintrat, ist ein kurz vor seiner Hochzeit an Heym gerichteter Brief aus Potsdam: „. . . Ich bitte Sie, am 3. Dezember, wenn ich mit meiner Gemahlin, so Gott will, hierher komme, uns in unserer Wohnung zu empfangen und vor uns beiden ein kurzes Gebet zu sprechen. Es ist der 1. Advent. Wir wollen Gott um seinen Segen bitten, der bei dem, was in Seinem Namen begonnen und bis zur Vollendung durchgeführt wird, nicht ausbleiben soll. Das ist Seine Verheißung und meine Zuversicht! Indem ich Sie bitte, in bezug auf meinen Wunsch kein Aufsehen zu erregen, bin ich für immer Ihr herzlichst zugetaner Friedrich Karl."

An die Spitze des prinzlichen Hofstaates trat als Hofmarschall der bisherige Oberförster von Meyerinck, der bis zum Jahre 1869 in dieser Stellung verblieb. Sein Nachfolger wurde Rittmeister Graf Kanitz.[1]

In den ersten Jahren der Ehe wurden dem prinzlichen Paare vier Töchter geboren, von denen die dritte, Prinzessin Anna, am 26. Februar 1858 geboren, schon nach zwei Monaten, am 6. Mai, starb. Von den drei anderen erblickte Prinzessin Maria am 14. September 1855, am Geburtstage ihrer Mutter, das Licht der Welt, Prinzessin Elisabeth am 8. Februar 1857 und Prinzessin Luise Margarete am 25. Juli 1860. Bei allen dreien vollzog Heym den Taufakt. Lange Jahre schien es, als sollte des Prinzen sehnlicher Wunsch, einen männlichen Nachkommen zu haben, unerfüllt bleiben, bis ihm am 15. November 1865 ein Sohn, Prinz Friedrich Leopold, geboren wurde.

Des Prinzen Auffassung von der Stellung eines Generals

Prinz Friedrich Karl faßte seine neue Dienststellung als Brigadekommandeur unter wesentlich anderen Gesichtspunkten auf als die bisher durchlaufenen Rangstufen. Wie er darüber dachte, erhellt aus einem zwar erst einige Jahre später (1860) verfaßten Aufsatze,

[1] Graf Kanitz, der jetzige Vizeoberzeremonienmeister Seiner Majestät des Kaisers und Ministerialdirektor im Ministerium des Königlichen Hauses.

dessen Inhalt jedoch schon für sein jetziges Wirken als General bezeichnend ist, und der darum, allerdings nur teilweise, hier mitgeteilt sein möge:[1])

„In meinen Augen sind unsere Generale meistenteils im Geiste und im Herzen trotz des Generalsrocks, der sie ziert, noch die routinierten, erfahrenen Kompagnie- oder Eskadronchefs, die brauchbaren Bataillons- oder die sorgsamen und pflichttreuen Regimentskommandeure, die sie einst waren, geblieben. Sie sind mit einem Worte mehr oder minder gute, zum Teil treffliche Truppeninspekteure, aber nur äußerst selten Truppenführer. Der Grund ist ziemlich einfach. Der Brigadekommandeur steigt in eine fatale Zwitterstellung, sehnt sich nach der Stellung als Regimentskommandeur, wo er direkter wirken konnte, zurück und versieht sie nicht selten von neuem, zum Nachteil des Dienstes. Jeder Vorgesetzte, der seine Stellung auf Kosten seiner Untergebenen erweitert, bewirkt, daß sein nächster Untergebener sich für das Verlorene ebenfalls nach unten zu entschädigt, und so wird das Ueberwachen, was in gewisser, aber doch nur sehr eingeschränkter Weise nötig und vorgeschrieben ist, in ganz natürlicher, schwer zu beseitigender Art ein Bevormunden aller Untergebenen durch alle Vorgesetzten ... Ist der General einem preußischen Offizier nicht angeboren, durch seine militärische Erziehung, seinen Dienst und die durchlaufenen Rangstufen wird er nicht dazu herangebildet."

Der Prinz bekennt sich dann zu den Auffassungen des großen Königs, der in seinen „Instruktionen für die Generalmajors von der Infanterie und von der Kavallerie" den Begriff des Wortes „General" folgendermaßen erläutert:

„Das Wort ‚General' bedeutet einen Offizier, der mehr wie die Subalternen, auch mehr wie die Obristen zu befehlen hat, der in das Große vom Kriege entrieret, dem mehr wie anderen anvertraut wird, und der sich also in allen Sachen, so zum Kriege gehören, diejenige Autorität geben muß, die ihm bei seinem Charakter anständig ist ... In Städten, wo große Garnisonen liegen, oder aber, wo Corps d'armée zusammenkommen, da muß der Oberst beiseite gesetzt werden und nur an den General gedacht werden." Unter Oberst versteht der König, wie aus dem Zusammenhange erhellt, die Beschäftigung des Generals als Chef mit dem Detail seines Regiments. Es heißt dann weiter: „In Summa darum heißen sie Generals, damit,

---

[1]) „Ueber die preußische Generalität 1860 hinsichtlich ihres Wertes für Krieg und Frieden." Vergl. Seite 219.

wenn sie eine Sache gut überlegt haben, sie solche auf ihre Hörner nehmen, denn der Chef kann nicht überall gegenwärtig sein und von den anderen Generals können welche totgeschossen sein."

Der Prinz knüpft daran seine Schlußfolgerungen für die Einwirkung, die ein General im Frieden auf seine Untergebenen ausüben soll:

„Wollten unsere Generale diese vor länger als hundert Jahren gegebenen Instruktionen recht beherzigen! Sie müssen den Kopf frei haben und sich darum vom Detail fernhalten, das dem Subalternen wohl, nicht aber dem General ansteht. Ein Officier général, der über den Detaildienst sich erhaben dünken muß, wird, wenn er genötigt ist, von ihm zu reden, das nie in eingehenderer Weise tun als in kurzen Andeutungen und Hinweisungen. Er wird sich mit der Angabe der Ziele und Richtungen begnügen und sich enthalten, über die Mittel und Wege, die dahin führen, etwas zu sagen. Er wird die Gesichtspunkte aufstellen, die bei der Erziehung und Ausbildung zum Soldaten und beim Gebrauch der Truppen maßgebend sind. Er wird hierbei jedesmal den Zweck des Soldaten und die Vorbereitung auf den Krieg den Untergebenen vor Augen führen. Er wird in oben angedeuteter Weise und sonst auf jede Art die Selbständigkeit seiner Untergebenen selbst auf seine eigenen Kosten und die Lust an der Sache zu fördern suchen."

In diesem Sinne trat der sechsundzwanzigjährige Prinz an seine neue Aufgabe heran, so hat er zielbewußt und unablässig in allen stetig höhersteigenden Führerstellungen gearbeitet und seine großen Erfolge errungen. Er fand in seinem neuen Wirkungskreise das Feld wenig vorbereitet, auf dem die Saat solcher Arbeit sprießen sollte. Dies zeigt zum Beispiel die folgende, am 13. Juni 1854 an einen der ihm unterstellten Regimentskommandeure gerichtete dienstliche Zuschrift als Antwort auf dessen ihm eingereichtes Programm des Dienstbetriebes:

„Ich bitte zu erwägen, ob das Seufzen der Eskadronchefs in der Gardekavallerie nach etwas größerer Selbständigkeit nicht in jeder Beziehung gerechtfertigt ist. Gerne gebe ich zu, daß manches leider nicht anders sein kann, als es ist. Nicht billigen kann ich es aber, wenn wir Vorgesetzten, nachdem wir in selbständigere Stellungen gelangt sind, uns etwa für die frühere Unselbständigkeit dadurch zu entschädigen suchen, daß wir wieder alle Zügel in die Hand nehmen und selber alles befehlen wollen, wie es unsere Vorgänger getan. Räumen wir jedem ein, was wir nur irgend können, so werden wir die Tüchtigkeit unseres Offizierkorps nicht nur steigern, sondern,

wenn dies Bestreben an uns erkannt wird, so wird uns die Anerkennung unserer Untergebenen und ihr Dank dereinst nicht fehlen. Zu diesem Bekenntnis, das mir recht von Herzen und aus vollster Ueberzeugung kommt, nötigt mich der Gegensatz, der zwischen den Beschäftigungen an den einzelnen Tagen stattfinden soll. Ich erkenne hierin nur eine Beschränkung des freien Handelns der Eskadronchefs, die, wenn sie ihre Eskadron beisammen haben, mit ihr müssen machen dürfen, was sie wollen. Die Eskadronchefs sind doch in letzter Instanz verantwortlich. Man lasse sie schalten. Es kommt keiner früher als in gereiften Jahren in diese Stellung und keiner ohne den ausdrücklichen Willen Seiner Majestät."

Zustände im damaligen Dienstbetriebe der Kavallerie

Um das Wirken des jungen Brigadekommandeurs richtig zu verstehen und voll zu würdigen, muß man sich vergegenwärtigen, wie es damals im Dienstbetriebe der preußischen Kavallerie aussah. Hiervon entwirft Prinz Kraft zu Hohenlohe in seinen „Gesprächen über Reiterei" (1887) ebenso drastische wie zutreffende Schilderungen, in denen es heißt:

„Man kam zu der Ueberzeugung, daß das Exerzieren, das Manöver, kurz der Gebrauch des Pferdes die Reiterei verderbe, das Tier aus der Haltung bringe. Mehr und mehr gewann die Neigung die Oberhand, in der Bahnreiterei die höchsten Ziele der Kavallerie zu erblicken. Auf die Leistungen im Terrain, im Exerzieren, im Manöver ward lange nicht so viel Wert gelegt, als auf diese Bahnreiterei, die man für Reitkunst hielt. Sie ward Selbstzweck, statt Mittel zum Zweck zu sein ... Je höher der Vorgesetzte stand, der sich dafür interessierte, desto mehr verlangte er ‚Egalität' in allen seinem Bereiche unterstellten Regimentern. Da entstanden Befehle, welche sich an die Formalitäten hielten, die bei der Bahnreiterei und bei den Besichtigungen zu beobachten waren, und die mit dem Wesen der Sache nichts zu tun hatten ... z. B. daß man in derselben Front nach der Besichtigung aufmarschieren mußte wie beim Beginn, wenn man nicht durchgefallen sein wollte ... So entstand eine Pedanterie, die den Reitunterricht dem Lehrer wie dem Schüler verleidete, weil sie Selbsttätigkeit und eigenes Nachdenken ausschloß ... Man erzeugte dicke Bäuche, aber keine Muskeln. Das Fett, das auf den Muskeln lagerte, ward fälschlich für Muskeln gehalten. Der Futterzustand der Pferde ward weit in den Vordergrund gestellt ... Solche Pferde konnten keine lange andauernden Exerzierbewegungen leisten."

Von der Art, wie das Exerzieren in der Kavallerie betrieben wurde, gibt der spätere General der Kavallerie und kommandierende

General des III. Armeekorps von Versen, damals Leutnant im 1. Gardeulanenregiment, folgendes Bild:[1])

„Das Exerzieren war zum Sterben langweilig. Es wurde nach vorausgegangener langer Instruktion der Kommandeure ein Moment durchgemacht, dann war eine Stunde Pause, weil die Kommandeure wieder zusammengerufen waren und von neuem instruiert wurden. Dann ging es wieder weiter. Trotz mehrstündigen Aufenthalts auf dem Exerzierplatz war nichts geritten, und niemand hatte etwas profitiert. Zu einem Brigadeexerzieren wurde lange vorher die Disposition (Speisekarte) ausgegeben und diese dann abgerollt. Es wurden einige hübsche Bilder zusammengesetzt und diese abgeritten. Alles ging glatt und höflich ab, die Regimenter ritten befriedigt nach Hause — man kannte eben nichts Besseres."

Der schon erwähnte General von Schlemüller rechtfertigte diese hauptsächlich von ihm vertretene Art des Exerzierens in einem Schreiben an Prinz Friedrich Karl durch Berufung auf das damalige Reglement:

„Für den Exerzierplatz schreibt das Reglement der Gardekavallerie das Exerzieren in zwei Treffen, ein Manövrieren aber nicht vor. Die Beschränktheit dieser Plätze, namentlich bei Berlin,[2]) untersagt umfangreiche Bewegungen, bedingt vielmehr eine gewisse Berechnung in Anordnung derselben, um sich nicht überall festzureiten. Das fehlende Objekt macht die Sache nur um so schwieriger, und es genügt nach meiner unvorgreiflichen Meinung, wenn nur die erste Aufstellung der Brigade, die schnelle und sichere Formation zum Gefecht unter möglichst schwierigen Umständen das Bild des Krieges wiedergibt. Ist dies erreicht, so braucht man nur zu den reglementarischen Bewegungen zu schreiten."

Diesen herrschenden Auffassungen trat nun der junge Prinz mit Kraft und Ueberzeugung entgegen. Versen gibt dem mit folgenden Worten Ausdruck:

Die „Leitenden Grundsätze" des Prinzen

„Mit dem Prinzen Friedrich Karl kam Leben in die alte Maschine ... Er brachte in alle Dienstzweige mehr Natürlichkeit. Konnte er auch die Vorbereitungen zu den Königsparaden nicht abschaffen, so stellte er doch alles Parademäßige da ab, wo es eben unnötig war. Ueberall trat ein rationeller Betrieb des Dienstes ein. Alles wurde zurückgeführt auf den wirklichen Nutzen. Das Egalisieren nach Schemas und Schablonen hörte auf. Zu dem Exerzieren

---

[1]) Freiherr von Werthern, General von Versen. Seite 17.

[2]) Randbemerkung des Prinzen: Nein!

der drei Regimenter in der Brigade gab der Prinz seine ‚Leitenden Grundsätze' heraus, wodurch das Exerzieren von nun ab ohne vorher ausgegebene Disposition, dabei fließend und in echt kavalleristischem Geiste ausgeführt wurde. Das Wesen desselben bestand eben darin, daß die Führer des zweiten und dritten Treffens ihre Bewegungen nach denen des ersten einrichten mußten und zum selbständigen Handeln gezwungen wurden."

Die hier erwähnten „Leitenden Grundsätze" waren das Glaubensbekenntnis, dem der Prinz bis ans Ende seiner kavalleristischen Tätigkeit, also bis an seinen Tod treu geblieben ist.[1]) Ihr Grundgedanke war der Wrangelsche Satz, „daß taktische Körper nur dann ausgebildet zu nennen seien, wenn der Wille des Führers ohne jede Instruktion durch die reglementarischen Kommandos und Signale zum vollen Verständnis der Unterführer und zur präzisen Ausführung gelange". Dieses Ziel sollte auf dem Exerzierplatz zunächst vorbereitet, dann aber im wechselnden, Hindernisse und Schwierigkeiten aller Art bietenden Gelände weiter verfolgt werden. Prinz Friedrich Karl bekannte sich als ein überzeugter Schüler Wrangels, der selbst erst auf Grund jahrzehntelanger eingehender Versuche zu diesen Auffassungen gekommen war und ihnen am Ende seiner ehrenvollen Laufbahn Eingang in der preußischen Kavallerie zu verschaffen strebte. Bereits im Herbst 1853 war der Prinz als Führer einer aus drei Dragonerregimentern und einer reitenden Batterie bestehenden Avantgardenbrigade in hervorragender Weise an einer großen Kavallerieübung beteiligt, die Wrangel zur Erprobung eines neuen Reglements bei Berlin leitete. Gelang diese Uebung infolge mancher Schwierigkeiten, die besonders in der Beteiligung einer großen Anzahl von Landwehreskadrons bestanden, auch nur unvollkommen, so brachte sie doch eine wünschenswerte Klärung der Grundsätze für die Treffentaktik, deren Weiterentwicklung fortan die Aufgabe der bahnbrechenden Geister, unter ihnen also auch des Prinzen, wurde.

---

[1]) Der Prinz selbst sagt darüber: „Diese ‚Leitenden Grundsätze' zielen dahin, daß ich die Brigade auf dem Exerzierplatze ohne zu instruieren und durch wenige Befehle in einer Weise bewegen kann, daß jederzeit nur möglichst natürliche Gefechtslagen dargestellt werden, die schnell wechseln und bei denen Unterführer wie im Felde ohne Befehl nach freiem Entschluß zum Heile des Ganzen oder einzelner Teile eingreifen . . . Was vor dem Feinde gilt, das ewig Wahre und Charakteristische der Waffe, ist in ihnen, soweit es der Friede, das Reglement und die Ordnung gestattet, als maßgebend zur Geltung gebracht." Wrangel urteilte über die „Leitenden Grundsätze": „Sie enthalten alles, um ein Kavalleriekorps auf den kürzesten Wegen mit Leichtigkeit zu führen und die Selbständigkeit der Führer heranzubilden." (Zuschrift an den Prinzen vom 3. Mai 1857.)

Welche hohen Ziele Friedrich Karl für die kriegerische Tätigkeit seiner Waffe schon damals vorschwebten, und welche Mittel und Wege, dies Ideal zu erreichen, er im Frieden angewandt wissen wollte, ist ersichtlich aus einer im Februar 1858 niedergeschriebenen Arbeit in der später noch zu erwähnenden Sammlung von Aufsätzen „Was sich das Bornstädter Feld erzählt".[1] Sie trägt die Ueberschrift „Beleuchtung einiger Fragen über die jetzige und künftige Leistungsfähigkeit der preußischen Kavallerie" und gehört ihres Inhalts wegen schon in dieses Kapitel:[2]

„Beleuchtung einiger Fragen über die jetzige und künftige Leistungsfähigkeit der preußischen Kavallerie"

Es wird zunächst untersucht, aus welchen Gründen die Kavallerie im Gegensatze zu den Fortschritten in der Bewaffnung und Taktik, die in den letzten Friedensjahren in der Infanterie und Artillerie herbeigeführt worden, stehengeblieben sei: „Preußen wollte keine bessere Kavallerie haben, als die ist, welche es in einem vierundvierzigjährigen Frieden erzogen hat und mit der es bisher zufrieden war. Diese Kavallerie entspricht allerdings nicht allen denjenigen Anforderungen, welche die Kriegführung des neunzehnten Jahrhunderts zu machen berechtigt ist. Ich wage es auszusprechen, die Kavallerie ist seit langer Zeit als Nebenwaffe behandelt und vieles unterlassen worden, was sie hätte fördern können, vor allem, um ihren Geist zu erfrischen und zu erhalten. Und doch ist das moralische Element mehr noch als bei der Infanterie der Haupthebel, um die Kavallerie zum Siege zu führen. Wirkungen aber, die aus moralischen Gründen entspringen, lassen sich im Frieden nicht nachzählen, berechnen etwa wie die Treffer auf der Scheibe bei einer gut schießenden Infanterie, welche hiernach mit einigem Recht größere oder geringere Leistungen vor dem Feinde erwarten kann. Was man aber nicht immer vor Augen hat, das moralische Element nämlich, das unterschätzt und vergißt man im Frieden gar zu leicht, und darum ist es sehr erklärlich, daß man die Kavallerie schon deshalb nicht bloß beim Manöver gewöhnlich eine falsche und schlechte

---

[1]) Vergl. VIII. Kapitel Seite 183.

[2]) Diese Arbeit enthält viele Gedanken, die auch Wrangel in einer Denkschrift vom 20. April 1857 an den König ausspricht: „Ansichten, wie die Kriegsbrauchbarkeit bei der Kavallerie noch erhöht werden könnte." Bei dem regen mündlichen und schriftlichen Gedankenaustausch, den der Prinz mit ihm über kavalleristische Fragen unterhielt, scheint der Inhalt der Wrangelschen Denkschrift nicht ohne Einfluß auf die Abfassung der Arbeit Friedrich Karls geblieben zu sein. Die 1863 im Druck erschienenen „Bemerkungen Wrangels über die Ausbildung und Verwendung der Kavallerie und über die Heranbildung ihrer Führer" decken sich gleichfalls in vielen Punkten mit seiner Denkschrift von 1857.

Rolle spielen läßt, sondern auch, daß man ihre künftige Wirksamkeit im Kriege nach alle dem unterschätzt. Trotz aller neuen Erfindungen bleibt im Kriege der moralische Wert der Truppe immer die Hauptsache. Und wenn dieser in der Kavallerie feste Wurzel hat, so geht sie in der Hand geschickter Führer sehr wahrscheinlich größeren, jedenfalls aber ebensolchen Erfolgen entgegen, als in den letzten großen Kriegen. Denn die Infanterie dürfte auf den künftigen Schlachtfeldern mehr und öfter als ehedem ausgebrannten Schlacken gleichen, die eben des moralischen Halts ganz entbehren und eine leichte Beute der Kavallerie sind. Nach alledem halte ich es für eine gewagte Behauptung, der Kavallerie als solcher, weil ihre Leistungen im Frieden durchaus nicht einen Anhalt, wie bei den anderen Truppen der Fall sein mag, für die Leistungen im Kriege gewähren, eine weniger wichtige Rolle als sonst vorherzusagen. Für höchst bedenklich halte ich es deshalb auch, die Kavallerie der Zahl nach vermindern zu wollen, sofern sie brauchbar ist." [1])

Die dann aufgeworfene Frage, was im Interesse des Ganzen geschehen müsse, um die Kavallerie ihre fortgeschrittenen Schwesterwaffen nach Möglichkeit einholen zu lassen, beantwortet der Prinz, indem er folgende organisatorische Forderungen aufstellt:

„1. Einführung einer vierjährigen Dienstzeit. Die heutige Kavallerie hat zu wenig gute Reiter, indem nicht die Hälfte des letzten Jahrgangs als ausgebildete Reiter der zweiten Klasse bezeichnet werden kann, welche mit einigem Geschick, Verständnis und Schonung ihre Pferde einzeln zu tummeln verstehen. Aus Mangel an Zeit hat es der gemeine Mann nirgends zur genügenden Sicherheit bei der Führung der blanken Waffe im Gefecht gegeneinander zu Pferde gebracht; das gehörige Vertrauen zur Waffe, das Gefühl der Unüberwindlichkeit mit derselben fehlt. Durch die große Menge der jährlich auszubildenden Rekruten, deren Zahl durch die Beschränkung der Kapitulationen, durch die Abgabe alter Mannschaften an den Train, an die Tierarzneischule usw. sich in den letzten Jahren wesentlich vermehrt hat, werden die besten Soldatenpferde vor der Zeit angegriffen und struppiert. Weil die Zeit zu kurz ist, wird zuviel und zu früh im Jahre bei ungünstigen klimatischen Verhältnissen (Haarzeit) exerziert . . .

2. Erhöhung der Haferration auf drei Metzen und um einige Pfund Heu für die ganze Kavallerie ohne Unterschied der Waffe.

---

[1]) Dieselben Ansichten spricht der Prinz auch in seiner Broschüre „Einige Gedanken über die heutige Kriegführung" (1859, Seite 56 ff.) aus.

3. Das Gewicht, welches die Pferde zu tragen haben, muß erleichtert werden. Dies betrifft insbesondere die Kürassierpferde. Die Ausrüstung von Mann und Pferd, wie auch alle blanken und Schußwaffen können erleichtert werden. Vorzugsweise müssen die großen und schweren Leute, welche die Kavallerie teils sogar als Freiwillige annimmt, fortfallen. Den Küraß und besonders seinen Rücken halte ich für eine unnütze Last. Eine Anzahl Kürassierregimenter würde ich zu Ulanen machen, denn unser Streben muß darauf gerichtet sein, daß die Kavallerie möglichst gleichartig und für jeden Dienst im Felde gleichmäßig vorbereitet, also eine leichte Kavallerie sei. Ich wünsche die Erteilung der Benennung ‚leichte Kavallerie‘ an die Ulanen. Um derartige Rekruten, wie die gewünschten, für die Kavallerie zu erhalten, muß unter der Voraussetzung, daß sie bis auf die Handwerker alle mit Reitpferden umgegangen und vorzugsweise geistig gewandt sind, in allen Provinzen die Aushebung des Kavallerie-Ersatzes vor demjenigen der Garde und vor dem der anderen Waffen stattfinden.

4. 5. 6. usw.

7. Die Kavallerie der Armee muß unter einem Generalobersten mit ausgedehnter Machtvollkommenheit vereinigt werden. An ihn gelangen alle Qualifikationsberichte, er reicht die seinigen ein. Alle Avancementsvorschläge der Offiziere gelangen durch ihn an den König. Er hat Einfluß auf die Remontierung der Kavallerie. Alles Taktische, das Reglement, die Landwehrübungen, die Brigade- und größeren Kavallerieübungen, der Felddienst; alles Technische, die Zeiteinteilung, die Reitinstruktion, die Reitinstitute, die Sorge für die Ausbildung der Offiziere für die nächsthöhere Dienststellung, alles dies geht von ihm aus und steht unter ihm . . . Ein solcher Generaloberst wäre allerdings eine Art Vizekönig, aber mir hat auch geschienen, daß in den Augenblicken, wo das Schicksal des Vaterlandes auf der Degenspitze ruhte, wie z. B. in der Schlacht bei Zorndorf, der Führer der Kavallerie seinem Könige gegenüber, der gewiß ein großer Feldherr und der Schöpfer unserer Kavallerie war, mehr noch als ein Vizekönig war. Vor allen Dingen muß die Kavallerie auch im Frieden ihren eigenen Entwicklungsgang gehen und nicht, wie man treffend gesagt hat, infanterisiert werden.

8. Zur Ausbildung und Prüfung der Kavallerieführer, zur Fortbildung der Taktik, zur Belebung des Geistes sind mehrwöchige große Kavallerieübungen, an denen acht bis zehn Regimenter teilnehmen, unumgänglich nötig. Sie müssen in verschiedenen Provinzen und dort in verschiedenen Gegenden und so oft stattfinden, daß jedes Regiment alle zwei bis drei Jahre an solcher Uebung teilnimmt.

9. Das Kavallerie-Exerzierreglement muß ein solches Minimum von Evolutionen für eine Brigade enthalten, daß der Brigadekommandeur platterdings nicht exerzieren kann, sondern manövrieren muß. Dies muß außerdem als Grundsatz ausgesprochen werden. Die Einteilung der Kavallerie in Brigaden zu drei Regimentern wäre hierfür eine Erleichterung, da man mit drei Körpern leichter manövriert als mit zweien. Die Zuteilung von reitenden Geschützen zu dem Exerzieren einer Kavalleriebrigade wird dem Manöver förderlich sein.

10. usw.

11. Alle diese Wünsche und Bedingungen sind aber unwichtig gegen das eine, der Kavallerie vor allen Dingen eine Anzahl junger Regimentskommandeure und Generale zu verschaffen. Die Rücksicht auf die Anciennitätsverhältnisse der anderen Waffen müssen hier schwinden, denn für die Kavallerie gehört außer dem Impuls, den sie stets erhalten muß, mehr als irgendwo anders das Beispiel des verwegenen Reiters und die Lust an der Gefahr, lauter Dinge, die bei älteren Männern seltener anzutreffen sind. Die talentvollen Offiziere sind in der Kavallerie vorhanden und sind auch im Frieden gekannt. In einem langen Kriege wird man sie freilich mit größerer Sicherheit bezeichnen können. Aber wenn man auch einzelne Fehlgriffe tut, einige geeignete wird man finden, und diese werden dann den Schwung und die Poesie, den Reitergeist erwecken, welcher der Urquell großer Reitertaten war und bleiben wird."

Uebungen mit gemischten Waffen

Wenn das Herz des Prinzen auch so mit allen Fasern an seiner Waffe hing, so vergaß er darüber doch keinen Augenblick, daß für den höheren Truppenführer nichts fehlerhafter sein kann, als das einseitige und ausschließliche Interesse für eine einzelne Waffengattung.

Es war daher für seine militärische Fortbildung von großer Bedeutung, daß er schon als Kavalleriebrigade-Kommandeur vom Jahre 1854 an alljährlich mit der Leitung von Uebungen mit gemischten Waffen innerhalb der Potsdamer Garnison betraut wurde.[1]) Sie boten ihm

[1]) Für die Art und Weise, wie der Prinz diese Uebungen mit gemischten Waffen lehrreich anzulegen und zu gestalten wußte, sind einige Bemerkungen aus seinen schriftlichen Kritiken kennzeichnend. So heißt es einmal: „Ich erteile gern Aufträge in der Gestalt, daß die Dinge anders kommen, als man es sich vorgestellt, so daß also die Disposition nicht zutrifft. Es wird dies ein Mittel, wenn es sich wiederholt, die Herren darauf zu bringen, nicht ausführliche Dis-

die willkommene und für den späteren höheren Truppenführer unbedingt notwendige Gelegenheit, feste Anschauungen über das einheitliche taktische Zusammenwirken der verbundenen Waffen im Gefecht sich anzueignen. „Wenn jede Waffengattung einzeln für sich kämpft mit besonderen, verschiedenen Zielen, so ist die Summe der Erfolge durch ein Additionsexempel zu finden; kämpfen sie aber vereint und um dasselbe Ziel, so steigert sich der Erfolg zu einer Multiplikation der einzelnen Faktoren miteinander" — die Erkenntnis dieser Wahrheit führte ihn zu ernster Beschäftigung mit allen Fragen der Taktik und Ausbildung bei der Infanterie und Artillerie. Er fand dabei vieles unzeitgemäß, reformbedürftig, schädlich. In welchen Richtungen sich seine Bestrebungen bewegten, und wo er die bessernde Hand angelegt wissen wollte, behalten wir einer zusammenhängenden Betrachtung im nächsten Kapitel vor. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß die Art, wie er bestrebt war, die Uebungen der gemischten Waffen möglichst vielseitig und lehrreich zu gestalten, ihm neben der Anerkennung seines obersten Kriegsherrn und des kommandierenden Generals doch in den Kreisen der beteiligten Truppenkommandeure infolge seiner oft scharfen Kritik viele Gegner zuzog, während die jüngere Generation vertrauens- und hoffnungsvoll auf den Neuerer blickte.

---

positionen zu machen, von denen doch abgegangen werden muß, sondern kurz und in großen Zügen zu disponieren. Hier zum Beispiel glaubt X. zu überraschen und wird selbst beinahe überrascht. In Feindesland wird manches Vorhaben leicht verraten." Bei anderer Gelegenheit: „Major X., der in seinem Leben nur einmal auf Feldwacht gelegen und nie mit Vorposten zu tun hatte, mußte sich auch auf diesem Gebiete versuchen. Den Auftrag erhielt er auf dem Platz. Nach längerem Ueberlegen, als für einen routinierten Vorpostenoffizier nötig, gab er seine Befehle aus. Er traf meine Ansicht nicht ganz, folgte auch nicht ganz der Vorschrift des Auftrags in bezug auf die innezuhaltende Richtung der Vorposten. Aber ich ließ ihn gewähren und habe nirgends dazwischen gesprochen. Er fand seine Fehler von selbst heraus, verbesserte und scheint viel gelernt zu haben durch diese Uebung." Seinem Vetter, dem damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm, zollt er bei seiner Befehlserteilung „die Anerkennung, daß nichts über den Rückzug gesagt war, im Gegensatz zu X. Man konnte das für sich und seinen Stab behalten. Ein Rückzug findet sich von selbst, und wenn nicht befohlen, wohin, so kann schon leichter ein Entschluß wie der des Rückzugs auf Wawre gefaßt werden. Es ist immer leichter, zu befehlen als abzuändern". Einmal lautet die Kritik: „Gut und entschieden! Auf diese Entschiedenheit im Handeln und besonders im Angriff lege ich großen Wert und mehr als auf Zahlen, die im Kriege nicht immer entscheidend sind." Besonders charakteristisch für seine Anschauungsweise ist auch die Bemerkung: „Solange ich denken kann, ist es das erstemal, daß das so wichtige moralische Element im Soldaten in dieser Disposition eine Berücksichtigung findet."

Auch des Prinzen Briefwechsel in jenen Jahren liefert den Beweis, wie ernst er bemüht war, diese Uebungen zu seiner eigenen und seiner Untergebenen Fortbildung in der praktischen Truppenführung auszunutzen. Am 30. August 1854 vor Beginn der Herbstübungen schreibt er an den damaligen Stabschef des Gardekorps, Oberstleutnant von Glisczinski: [1])

„. . . Suchen Sie inzwischen auszuwirken, daß ich als derjenige, welcher der meisten Uebung bedarf, weil er der jüngste an Erfahrung ist, und weil er eine Zukunft von dreißig Jahren vor sich hat, in der Großes geschehen soll, zweimal mit einem Kommando ausgezeichnet werde. Wenn es angeht, bitte ich für die Tage um Waldersee, weil wir uns verstehen . . .“

Ein andermal — in einem Briefe vom 30. Mai 1856 — bewirbt er sich beim Grafen Groeben um seine ausgiebige Verwendung bei der Anlage und Leitung von Detachementsübungen:

„Euer Exzellenz haben mir vor nicht langer Zeit geschrieben, Sie beabsichtigten, die Aufträge für Potsdam zu teilen. Darf ich dies so auslegen, was mir am liebsten wäre, daß für die Zeit, wo ich die Uebungen leiten würde, ich einen Zyklus von zusammenhängenden Aufträgen erteilen dürfte, ohne mich ängstlich daran zu kehren, daß, wie in den letzten Jahren, für Stabsoffiziere (exklusive Kommandeurs) und Rittmeister und Hauptleute die Regimentskommandeure die Aufträge erteilen. Hier und da sind sonderbare Aufträge hierbei zum Vorschein gekommen und verfehlte Uebungen in ihrer Folge. Bevor Euer Exzellenz das Korps übernahmen, war es so, wie ich gehorsamst bitte und anfrage, daß die obersten Leiter die Aufträge erteilten. Besonders unter dem General Werder war es da höchst interessant: Eine leitende Idee die ganze Zeit über, eine zusammenhängende kleine Kampagne, wo jeder die Voraussetzungen kannte. Ich verkenne die Schwierigkeiten keineswegs, die mir erwachsen, wenn Euer Exzellenz auf meinen Wunsch eingehen, würde mir aber die größte Mühe geben, dem in mich gesetzten Vertrauen zu entsprechen. Auch kann ich versichern, daß gewiß keinem Kommandeur eine so große Freude durch das Erteilen von Aufträgen wird wie mir.“

Am 9. September 1855 zollt ihm General von Reyher brieflich seine Anerkennung für die Führung im Manöver.

„. . . Ich trete dem Lobe bei, das der General Graf Groeben Euer Königlichen Hoheit verdientermaßen spendete, und zolle vor allem

---

[1]) Die Briefe des Prinzen an Glisczinski wurden zur Verfügung gestellt durch die Schwiegertochter des Generals, Frau von Chamier-Glisczinski (Kassel).

Euer Königlichen Hoheit meinen Beifall über die schöne und ruhige äußere Haltung, die Sie während der ganzen Uebung beobachteten, und die nicht nur von den Zuschauern, sondern, wie ich wahrzunehmen Gelegenheit hatte, auch von dem kommandierenden General und Ihren Untergebenen mit freudiger Anerkennung bemerkt wurde. Im Kriege ist das eine Sache von großer Wichtigkeit und einer der wirksamsten Hebel des Feldherrn, in kritischen Lagen seinen Truppen Mut und Vertrauen einzuflößen, wie Blücher, Yorck, Bülow und Kleist das meisterhaft verstanden. Allerdings hatten wir es an der Nuthe nicht mit feindlichen Kugeln zu tun, aber die ganze Art des Auftretens Euer Königlichen Hoheit in Ihrer Funktion als selbständiger Befehlshaber eines Korps war doch so natürlich und echt militärisch, daß es zu der begründeten Hoffnung berechtigt, Höchstdieselben werden auch dereinst im Ernst, wenn Unglück und Gefahren drohen, sich an der Spitze größerer Truppenmassen diese schöne, dem höheren Befehlshaber so nötige Haltung zu bewahren wissen ..." [1])

Der Sieger von Vionville hat sich dieses prophetischen Wortes seines militärischen Leiters würdig erwiesen!

Neben solchen Zeugnissen der Anerkennung hielten aber Reyher und Groeben auch mit ihrem Tadel nicht zurück, wo er notwendig erschien. Als der Prinz an einem Manövertage wenig glücklich gegen den General von Bonin, den späteren kommandierenden General des I. Armeekorps, führte, berichtete Reyher an den Grafen Groeben: „Uebrigens war die Niederlage, die der Prinz dadurch erlitt, daß er von seiner ursprünglichen Disposition abwich, sehr belehrend für ihn." Groeben erwiderte: „Bei den schönen Eigenschaften dieses Prinzen ist Selbstüberschätzung eine Klippe. Wird es ihm also klar, daß er noch viel zu lernen hat, so kann er viel lernen und zuletzt viel leisten! Ich möchte um der Armee willen, daß seine Fehler nicht übertüncht werden und er sie klar einsehen lernt."

---

[1]) In seinen „Notizen für den Gebrauch im Felde" schreibt der Prinz: „General von Reyher hat mir oft wiederholt, daß es den günstigsten Eindruck in der Schlesischen Armee gemacht habe, daß Blücher und Gneisenau in allen, auch den widrigsten Gefechtslagen stets dieselbe gleichmäßige Ruhe und eine vertrauenerweckende zuversichtliche äußere Haltung bewahrt hätten. Bei gewöhnlichen und bei glücklichen Vorkommnissen war sie für die Truppen hinreißend, aber auch bei Widerwärtigkeiten und bei kritischen Meldungen, die einliefen, wirkte sie wie ein Zauber auf alle Offiziere des Hauptquartiers und machte, daß jeder, der von dort mit Befehlen abgeschickt wurde, durch sein frohes und zuversichtliches Auftreten auch nach unten hin und in alle Kreise dieselbe Stimmung verbreitete. Dasselbe galt von den Offizieren, die, zuweilen mit langen Gesichtern, ins Hauptquartier gekommen waren."

Ernennung zum Generalleutnant

Noch in der Stellung als Brigadekommandeur rückte der Prinz am 27. August 1856, achtundzwanzig Jahre alt, zum Generalleutnant auf. König Friedrich Wilhelm IV. teilte ihm die Beförderung durch das nachfolgende Handschreiben mit:

„Teuerster Fritz! Ich ernenne Dich zum Generalleutnant. Ich will Dir und der Armee dadurch den Beifall zu erkennen geben, welchen die ernste, edle und erfolgreiche Auffassung Deines militärischen Berufes im allgemeinen sowie Deiner Stellung als Prinz von Preußen, d. h. als geborenes Vorbild des Heeres, in mir erzeugt. Dein treuer Onkel Friedrich Wilhelm."

Die Neuenburger Frage 1856

Gegen Ende des Jahres 1856 wurde die Brust des Prinzen geschwellt durch die nahe Aussicht auf einen neuen Waffengang. Die sogenannte Neuenburger Frage schien eine Zeitlang einen Krieg gegen die Schweiz herbeizuführen. Der Prinz vertiefte sich zum ersten Male in die operative Seite der Kriegführung und entwarf für sich im November einen „Kriegsplan gegen die Schweiz". Er unterbreitete ihn in je einem Exemplar dem Könige, dem Prinzen von Preußen, dem zum Oberbefehlshaber der mobilen Truppen in Aussicht genommenen Grafen Groeben und dem zu seinem Stabschef bestimmten General von Reyher. Auf den Entwurf selbst ist im Anhang [1]) näher eingegangen. Hier mögen nur zwei Briefe an den Grafen Groeben Platz finden, die für das kriegerische Sehnen des jungen Prinzen Zeugnis ablegen.

Am 18. Dezember 1856 schreibt er:

„Gestern abend war ich bei Euer Exzellenz, um Ihnen mündlich anzuzeigen, daß ich einen kleinen strategischen Versuch, von dem ich Ihnen schon einmal erzählte, Seiner Majestät am 16. d. M. überreicht habe. Ich habe dabei nur die Absicht, meinem allergnädigsten Onkel zu zeigen, daß ich, soweit es die mir zu Gebote stehenden Mittel gestatten, auch auf diesem schwierigen Gebiete an meiner Ausbildung arbeite, weil ein General auch dies verstehen muß. Während ich sehr wohl weiß, daß dieser erste Versuch so sehr der Nachsicht bedarf, muß ich mich Euer Exzellenz gegenüber, dem Seine Majestät das Schriftstück in dem Falle gewiß zeigen wird, daß er es nicht in den Kamin geworfen, vor der Auslegung verwahren, daß ich junger und unerfahrener Mensch ungefragt mein Urteil dem erfahrenen General an die Seite stellen und mich dem König aufdrängen wollte. Auf eine Kritik meines Entwurfs durch Euer Exzellenz, so sehr ich sie auch wünsche, darf ich leider vor der Hand nicht rechnen, da es

---

[1]) Seite 366.

bei einer solchen unvermeidlich wäre, den Schleier der Geheimnisse, die Euer Exzellenz wissen, zu lüften, und das darf nicht sein.

Ich kann es bei diesen Zeilen nicht vermeiden, obwohl ich glaube, daß es sich nicht ganz schickt, Euer Exzellenz dringend zu bitten, auch Teile der Gardekavallerie an jenem in Rede stehenden Zuge gegen die Schweiz zu beteiligen. Ich bitte zunächst für die beiden trefflichen mir untergeordneten Regimenter, Husaren und Ulanen, aber auch für meine lieben Dragoner. Will man sie meiner Führung nicht anvertrauen, so mache ich Euer Exzellenz auf den Grafen Oriola [1]) aufmerksam, der ein Reiteroffizier durch und durch und voller Schneid, Einsicht, Ungestüm und Tapferkeit ist. Der Umstand, daß unsere Gardekavallerieoffiziere zu luxuriös leben, scheint dafür zu sprechen, sie, wenn auch nur durch einen langen Marsch, hoffentlich aber auch durch Krieg, aus diesen Lagen und Gewohnheiten herauszureißen. Sie enthalten doch am Ende auch die Blüte der preußischen Ritterschaft, die sich vorm Feinde gewiß bewähren wird. Euer Exzellenz sind gewiß berufen, an den Ereignissen den tätigsten Anteil zu nehmen, und würden sich gewiß freuen, Ihre Scharen an den Feind zu führen."

Aus einer im Nachlaß des Grafen Groeben befindlichen Niederschrift geht hervor, daß es dem kommandierenden General möglich geworden, für den Mobilmachungsfall „dem Prinzen Friedrich Karl eine Infanteriedivision zu überweisen und diesem hoffnungsvollen Prinzen zum Wohle der ganzen Armee einen tätigen Wirkungskreis zu übergeben". Sobald dieser davon Kenntnis erhalten, stellt er sich am 22. Dezember mit einer Reihe persönlicher Bitten bei seinem kommandierenden General ein:

„Euer Exzellenz haben mich stets so verwöhnt, daß ich mich erdreiste, Ihnen die Bitte vorzutragen, die etatsmäßige erste Adjutantenstelle der mobil zu machenden Gardedivision dem Hauptmann von Werder [2]) des 1. Garderegiments zu verleihen, welcher bis jetzt Adjutant der 1. Gardebrigade war. Werder ist mein Jugendgefährte, hat unter mir gestanden, als ich Kompagniechef war, und bei den Manövern bei mir adjutantiert, so auch vergangenen Sommer und Herbst. Ich halte große Stücke auf ihn. Ich kann mir auch denken, daß vielleicht seinem Vater, dem kommandierenden General, und ihm selbst hiermit ein Gefallen geschehe. Geht dieses nicht, so wäre mir

---

[1]) Graf Oriola, 1856 Kommandeur der 5. Kavalleriebrigade, starb 1862 als Kommandeur der 11. Division in Breslau. Vergl. Seite 57 und 68.

[2]) von Werder, der spätere Generaladjutant Kaiser Wilhelms I. und langjährige Militärbevollmächtigte in Petersburg, starb 1908.

auch mit dem Hauptmann von Kessel,[1]) jetzt Kommandeur der Schulabteilung, sehr gedient, allenfalls auch mit dem Hauptmann von Doering[2]) vom Kaiser Alexander-Grenadierregiment. Als zweiter Adjutant der Division wäre mir der Leutnant von Rauch[3]) des 1. Garderegiments, jetzt Adjutant der Schulabteilung, am liebsten. Euer Exzellenz würden mich sehr glücklich machen, wenn Sie hierauf Rücksicht nehmen wollten und könnten. Unterlassen Euer Exzellenz ja nicht, den Oberst Plonski[4]) mitzunehmen, einen der besten Avantgardenführer, die ich kenne, einen besonnenen und klaren Kopf, auf den ich großes Vertrauen setze. Wenn übrigens Euer Exzellenz sich noch eines anderen besinnen könnten in bezug auf das Gardejägerbataillon, so wäre das zu herrlich! Ich hänge mit großer Liebe an diesen Jägern. Die Husaren, welche sie Couleur nennen, das 1. Garderegiment, das seit Paris mit ihnen verbrüdert ist, sind ohne Ausnahme voller Trauer, ferner nicht mit unseren Jägern sein zu sollen. Wenn außer den Schützen dieses Bataillon mitkäme, so wäre wegen des zurückbleibenden Gardereserveregiments das Gardekorps doch erst in zwei gleiche Hälften geteilt. Und, ohne den Schützen zu nahe zu treten, zu der Zeit, wo ich sie oft unter meinen Befehlen hatte, waren sie mit den Jägern nicht zu vergleichen. Wir können in der Schweiz zumal viele gute Schützen brauchen, und was das Marschieren anlangt, so marschiert keine preußische Truppe wie die Gardejäger!"

Indessen, des Prinzen Drang nach kriegerischer Betätigung blieb unbefriedigt. Der Konflikt mit der Schweiz wurde friedlich gelöst. „Wären wir gegen die Schweiz marschiert," so klagt er am 18. März 1857 dem Grafen Gustav Waldersee, „so würden wir jetzt wohl über den Rhein übergehen ... Dagegen jetzt die Kompagniebesichtigungen und die lieben Reitklassen!"

Ernennung zum Kommandeur der 1. Gardedivision

Mit der Abschaffung der Stellung des Kommandeurs der Gardeinfanterie, die zuletzt General von Möllendorff innegehabt hatte, wurde im Jahre 1857 das Gardekorps in zwei Divisionen geteilt. Prinz Friedrich Karl erhielt am 9. Februar das Kommando der neugebildeten 1. Gardedivision in Potsdam. Sie bestand aus nachbenannten Truppenteilen:

---

[1]) von Kessel, 1870/71 der Führer der 1. Gardeinfanteriebrigade, starb 1882 als Generaladjutant und Präses der General-Ordenskommission.

[2]) von Doering, 1859/60 Generalstabsoffizier des Prinzen bei der 3. Division. Vergl. Seite 212.

[3]) Albert von Rauch. Vergl. Seite 120.

[4]) von Plonski, 1856 Inspekteur der Jäger und Schützen, zuletzt kommandierender General des XI. Armeekorps, starb 1880 in Kassel.

1. Gardeinfanteriebrigade (1. Garderegiment zu Fuß, 1. Gardelandwehrregiment, Gardejägerbataillon);
2. Gardeinfanteriebrigade (2. Garderegiment zu Fuß, 2. Gardelandwehrregiment, Gardereserve-Infanterieregiment);
1. Gardekavalleriebrigade (Regiment der Gardes du Korps, Gardehusarenregiment, 1. Gardeulanenregiment, 1. Gardelandwehr-Kavallerieregiment).

Sein Generalstabsoffizier war zunächst Major von Obernitz, der spätere Führer der württembergischen Division im Kriege 1870/71, zuletzt kommandierender General des XIV. Armeekorps, vom 27. August an Major von Schlotheim, 1870/71 der bewährte Stabschef der Maasarmee, zuletzt kommandierender General des XI. Armeekorps, der ihm im November als Generalstabsoffizier zur 2. Gardedivision folgte. Als Divisionsadjutant fungierte zuerst Premierleutnant Graf von der Groeben, vom 11. August an Leutnant von Rauch.[1])

Am Schluß der Herbstübungen des Jahres 1857 exerzierte der Prinz unter Wrangels Leitung am 8. September zunächst die Gardekavalleriedivision und am 18. September ein aus 10 Regimentern und 6 Batterien gebildetes Kavalleriekorps. Obschon das Exerzieren „brillant ausgeführt wurde, hauptsächlich dank der Intelligenz und dem Takt der Ordonnanzoffiziere und der raschen Auffassung der Kommandeure“ — wie der Prinz schreibt —, so entbehrte es doch für ihn selbst des Nutzens, den er sich davon versprochen, „da die ganze Uebung den Charakter einer Produktion hatte“.

Trotz seiner dienstlichen Erfolge und trotz vielfacher Beweise der Anerkennung des obersten Kriegsherrn wurde Friedrich Karl seines Lebens nicht mehr froh. Sein kritischer Geist bekämpfte mit allen und oft nicht eben zahmen Waffen einer tiefgegründeten Ueberzeugung das System des Parade- und Gamaschentums, das als Auswuchs eines jahrzehntelangen tiefen Friedens in der damaligen Armee Wurzel geschlagen hatte. Infolge des übertriebenen, auf Aeußerlichkeiten berechneten Formenkrams kam die altbewährte „preußische Strammheit vielfach in einer uns heute fremd gewordenen Art zur Geltung“.[2]) Aber der Kampf des jungen Prinzen gegen dieses System war nicht siegreich. Ausdrücke wie: „Ich predige tauben Ohren“, „Mohren wäscht man nicht weiß, und

---

[1]) Vergl. Seite 120 und 154.

[2]) von Leszczynski, Prinz Friedrich Karl und die Entwicklung seiner Anschauungen über Ausbildung und Erziehung der Truppe. Als Handschrift gedruckt 1894.

was kann aus Nazareth Gutes kommen?", „Gegen den Strom schwimmen kann ich nicht, aber mit dem Strom nur noch eine Weile!", finden sich nicht selten in seinen damaligen Niederschriften und bezeugen den fortgesetzt wachsenden Unmut über die Aussichtslosigkeit seiner Bestrebungen. Ein bitterböses Spottgedicht auf einen der eifrigsten und einflußreichsten Vertreter des Gamaschendienstes schloß mit der ernsten Frage: „Ohne ein anderes Jena gibt es kein Mittel zur Umkehr?"

VIII. Kapitel

„Was sich das Bornstädter Feld erzählt"

„Ueber Märsche" — Kritiken Reyhers und Gliscinskis — „Betrachtungen über unsere Infanterie" — „Was muß zu dem gewöhnlichen Dienstbetriebe unserer Truppe hinzutreten, um schon im Frieden den kriegerischen Geist in ihr zu wecken und zu beleben?" — „Einiges über die Ausbildung, Erziehung und Disziplin des Infanteristen" — „Einfluß, den die Bewaffnung der Infanterie mit gezogenen Gewehren auf die Taktik im nächsten Kriege äußern wird" — Kritiken Reyhers und Gliscinskis — „Einige Einflüsse jener Bewaffnung auf die Strategie" — „Einige Gedanken über die heutige Kriegführung" — „Umgestaltung der Infanterie" — „Umgestaltung der Artillerie"

Entstehung der Aufsatzsammlung

Am 14. November 1855 schreibt der Generaladjutant des Königs Friedrich Wilhelm IV. General von Gerlach in sein Tagebuch:[1] „Prinz Friedrich Karl, voll der neuen militärischen Entwicklungen, hat eine Sammlung von Aufsätzen geschrieben: ‚Was sich das Bornstädter Feld erzählt.' Alte Generale, schlechte Marschübungen ohne Gepäck. Das neue Infanteriegefecht mit aufgelösten Bataillonen und in Gruppen in der Schlacht usw. Was hat dieser Prinz für eine Zukunft?"

Schon nach kurzer Zeit, am 4. Januar 1856, beantwortet sich der General die bange Frage in günstigem Sinne:[2] „Gestern abend auf dem Ball lange Unterredungen mit dem Prinzen Friedrich Karl. Er beschäftigt sich mit militärischen und historischen Dingen, sah ein, worin es unserer Armee mangelt, hatte ein gesundes, wenn auch etwas scharfes Urteil über die höheren Offiziere, die er sämtlich für unfähig hält, und sprach mit vielem Verstande über die Vorzüge der französischen Armee, sich aber stets gegen jeden Verdacht der Vorliebe für Frankreich verwahrend."

Die hier von Gerlach erwähnte Sammlung von Aufsätzen des Prinzen mit dem Gesamttitel „Was sich das Bornstädter Feld erzählt" enthält den Niederschlag seiner in den fünfziger Jahren gewonnenen Anschauungen über die Ausbildung und Erziehung des

---

[1]) von Gerlach, Denkwürdigkeiten. II. Band Seite 352.

[2]) Ebenda. Seite 375.

Soldaten, wie er sie später, frei von den Fesseln der ihn beengenden und lähmenden Verhältnisse jener Zeit, praktisch ins Leben übertragen und zu glänzender Geltung gebracht hat. Nicht alles jedoch, was sich in ihr findet, hat die Probe auf die Wirklichkeit bestanden, manche seiner Vorschläge und Forderungen, die über das Ziel hinausschossen, hat er selbst abgeändert, verbessert, wieder fallen gelassen, manche Arbeit, wie er an Graf Gustav Waldersee schreibt, „dem verheerenden Feuer vergnüglich geopfert".

Die Aufsätze sind zunächst zum Zweck der eigenen Anregung, Belehrung und Vertiefung geschrieben, doch machte er sie dann, ob insgesamt oder nur teilweise muß dahingestellt bleiben, einer Anzahl ihm nahestehender Offiziere, auf deren freimütiges Urteil er Wert legte, zugänglich. So berichtet Prinz Kraft zu Hohenlohe in seinen Denkwürdigkeiten,[1]) daß Prinz Friedrich Karl seine Aufsätze dem sogenannten „demokratischen Klub" zusandte, einer zwanglosen Vereinigung geistig hochstehender Offiziere im damaligen Berlin, zu der unter anderen Werder, Blumenthal, der jüngere Wrangel, Schlotheim, Groß von Schwarzhoff, Kameke, Tresckow, Clausewitz, Wichmann, Stiehle, gehörten, alles Männer, die es später noch in der ganzen Armee zu klangvollen Namen gebracht haben. In weitere Kreise drang jedoch der Inhalt der Abhandlungen nach dem ausgesprochenen Willen des Verfassers nicht.

In nachfolgendem ist, entsprechend dem Zwecke des Werkes, der Gedankengang der Aufsätze im allgemeinen nur in großen Zügen angedeutet, hingegen bei solchen Stellen, die eine bleibende, auch für die Gegenwart noch wertvolle Geltung besitzen oder sonst für des Prinzen Anschauungsweise besonders kennzeichnend sind, eine wörtliche Wiedergabe erfolgt.

Der Prinz war ein aufmerksamer und gründlicher Beobachter des von 1854 bis 1856 währenden Krimkrieges, in dessen Verlaufe sich die französische Armee sowohl der ihr feindlich gegenüberstehenden russischen als auch ihren Verbündeten in den meisten Beziehungen als überlegen erwies. Die Ueberzeugung, daß Preußen über lang oder kurz mit dem Erbfeinde die Waffen kreuzen würde, stand ihm unerschütterlich fest. Die kriegerischen Ereignisse in der Krim gaben ihm daher die willkommene Gelegenheit, seine Kritik an den Einrichtungen und Gewohnheiten der nichtbeteiligten preußischen Armee durch eine häufige Bezugnahme auf die in jenen Kämpfen zutage getretenen Erscheinungen und die dort gewonnenen Erfahrungen zu beleuchten und dabei Vergleiche zu ziehen.

---

[1]) Hohenlohe, Aufzeichnungen aus meinem Leben. Band II Seite 110.

Als Motto ist der Sammlung das Wort Montesquieus vorangestellt: „Je n'ai pas tiré mes principes de mes préjugés mais de la nature même des choses."

Der erste Aufsatz, datiert vom 30. Oktober 1855, handelt „Ueber Märsche".

„Ueber Märsche"

Der Prinz glaubt, daß die Ursachen, die die Marschleistungen in der russischen Armee geringer als in der französischen erscheinen ließen, in noch höherem Grade in der preußischen vorhanden seien, und begründet dies wie folgt:

„Ich habe wenig Kriege gesehen, was ich aber dort gesehen, hat sich mir tief eingeprägt; darum spreche ich davon. Nach dem Treffen bei Schleswig, wo wir die Dänen total schlugen, vernichteten wir sie nicht, weil wir nicht marschieren konnten. Das Nichtkönnen der Truppe und Nichtwollen der Führer ist für mich ein und dasselbe, insofern als der Mangel an Energie der letzteren eben nicht von jenen ein mehreres verlangte, herrührend von der Schonung im Frieden und von dem wirklich Nichtwissen, was geleistet werden kann, in welchem wir uns alle befinden. Dasselbe Verhältnis war in Baden nach dem Gefecht bei Kuppenheim und eigentlich schon früher. Statt den Feind auseinander zu marschieren, machten wir Friedensmärsche, und selbst unsere Kavallerie hat von der Murg bis zur Schweizer Grenze keinen Feind mehr erreicht. Sind das die Preußen von 1815, sind das die Franzosen von heute? Zum Teil liegt der Grund dieser Erscheinungen darin, daß wir nicht wissen, was wir leisten können, zum Teil in anderen Dingen, die weniger hergehören.

Wir wissen fürwahr nicht, was wir marschieren können. Denn bei Licht betrachtet, haben wir noch heute, bei ganz veränderten Verhältnissen, dieselben Grundsätze über Marschweiten, Marschzeit, Marschformation und Ruhetage wie vor 1806.

Die Verhältnisse sind andere als vor 1806: wir glauben nämlich nicht mit Unrecht, daß der Troß unserer Armee vermindert und etwas verbessert ist, daß das Material der Artillerie beweglicher ist, indem sie allen Waffen stets folgen kann, ferner, daß auch unsere Kavallerie bessere Pferde als damals hat, daß wir vielleicht in dieser Waffe auch zweckmäßiger und leichter packen und mindestens ebensogut reiten, natürlich glauben wir auch von unserer Infanterie nicht mit Unrecht, daß in ihr ein besserer, frischerer Geist als damals ist, daß sie bequemer angezogen und etwas besser genährt ist und ihr Gepäck leichter trägt; endlich hält man es für einen Vorzug, daß unsere Infanterie jüngere Soldaten hat als damals, und daß unter den

Subalternoffizieren und Hauptleuten keine so altersstumpfe, dagegen mehr frische und an weniger Bedürfnisse gewöhnte Naturen sind. Das nenne ich veränderte Verhältnisse. Es treten andere Umstände hinzu: eine gewisse Gewohnheit zu biwakieren, die damals abging, das leichtere Kochen, endlich, daß auf den mutmaßlichen Kriegstheatern sehr viele Chausseen sind, die damals ganz fehlten. Alles dies scheint mir die Möglichkeit zu beweisen, daß andere, mehr Leistungen fordernde Grundsätze über Märsche aufgestellt werden können. Die Notwendigkeit solcher Veränderung zeigen aber ganz besonders die Franzosen, die mit beinahe doppelt so schwerem Gepäck (84 Pfund) als das unsere weit mehr leisten."

Es werden dann die Mittel erörtert, wie Kavallerie und Infanterie größere Märsche schneller zurückzulegen vermögen. Von der Infanterie heißt es: „Die Infanterie ist vorzugsweise die Truppe, die in jeder Jahreszeit, besonders aber in der schönen, in einem einmarschierten Zustande stets erhalten werden muß. Wie muß das ihren Geist, ihr Selbstgefühl, ihre Spannkraft erhöhen!" Der Prinz schlägt vor, mit kleinen Märschen zu beginnen, die großen müssen folgen und wochenlang hintereinander fortgesetzt werden. „Es darf kein Wachtdienst und keine Uebung vor dem Tor anders als mit vollständigem Gepäck und 60 Patronen gemacht werden." Verbesserungen im Anzuge werden besprochen, bei sehr langen Märschen ein Abkochen bei längerem Halt empfohlen. „Schließlich empfehle ich den Offiziers mehr Energie, d. h. ich wünsche, daß mehr Anstrengung auf Märschen verlangt, also erlangt werde, unbekümmert um die Prozente, die den Anforderungen nicht gewachsen sind . . . Das sind eben Opfer, die der Kriegsdienst auch im Frieden verlangt. Das Einhauen ist kein Werk der Barmherzigkeit, und weiche Seelen passen nicht in unseren Stand, ebensowenig wie weiche Körper."

Zum Schluß der Abhandlung heißt es:

„Ich glaube noch eins behaupten zu dürfen. Statt unseren Infanteristen zu einem degagierten Menschen zu machen, der seiner Gliedmaßen Herr ist, statt ihm Arme und Beine gelenkig zu machen, machen wir ihn systematisch steif. Unsere ganze Rekrutendressur mag für die Parade unübertrefflich sein, aber für den Krieg ist sie verwerflich, sie macht eben steif. Diese sollte Mittel sein, obgleich sie jetzt Zweck ist; aber auch als Mittel wäre sie falsch . . ."

Kritiken Reyhers und Glisczinskis

Der Prinz sandte diesen Aufsatz dem General von Reyher und dem Obersten von Glisczinski zur Begutachtung. Beide Offiziere machten in ihren Besprechungen von der geforderten rückhaltslosen Kritik weitgehenden Gebrauch. Reyher antwortete am 17. November

in der Hauptsache ablehnend. Aus seinen sehr eingehenden Bemerkungen seien hier nur nachfolgende Sätze wiedergegeben:

„... Daß man nach der Schlacht bei Schleswig die Dänen vernichten konnte, ist richtig. Der dänische Generalstab hat dies selbst in einem von ihm publizierten Werke eingeräumt. Daß es nicht geschah, lag in politischen Gründen, die der General von Wrangel glaubte berücksichtigen zu müssen, und es kann nicht darauf ankommen, zu untersuchen, ob diese richtig oder unrichtig waren.[1]) Keinesfalls ist es zulässig, das ‚Nichtwollen‘ des Führers den Truppen als ein ‚Nichtkönnen‘ zur Last zu legen. Daß es General von Wrangel nicht an Energie fehlt, hat er anderweitig genügend dargetan. In Baden mangelte es an zuverlässigen Nachrichten vom Feinde; daß die Truppen imstande gewesen wären, diesen durch geschickte und angestrengte Märsche auseinanderzutreiben, unterliegt keinem Zweifel. Sonst gilt auch hier, was ich eben gesagt habe, daß man nämlich nicht den Truppen in die Schuhe schieben darf, was die Führer verabsäumen ... Die Erfahrung hat gelehrt, daß unsere Truppen auch ohne vorbereitende Uebungsmärsche im Frieden, wenn es sein muß, selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen, große Entfernungen in kurzer Zeit mit Ordnung zurückzulegen vermögen.

Daß wir für alle gewöhnlichen Märsche die Grundsätze von der Zeit vor 1806 beibehalten, ist durchaus zweckmäßig, damit das kostbare Material nicht unnötig abgenutzt wird. Uebungsmärsche haben ja des Königs Majestät angeordnet, und die Nützlichkeit derselben wird niemand verkennen. Bei ihrer Ausführung bleibt es den Befehlshabern überlassen, hin und wieder weite Distanzen als Ziel zu bestimmen. Eines täglichen Wechsels des Quartiers bedarf es nicht, wenigstens ist das eine Nebensache. Was die Franzosen seit zwanzig Jahren im Marschieren geleistet haben, fällt hauptsächlich auf das Kriegstheater in Algerien, und da bleibt zu beachten, daß ihre Kolonnen, im Vergleich zu Armeen, fast immer nur aus wenigen Truppen bestanden. Es ist aber hinsichtlich der Beschwerlichkeit eines Marsches ein Unterschied, ob sich ein zahlreiches Heer oder eine einzelne Brigade, Regiment usw. bewegt.“

In bezug auf den Wert der Paradedressur der Infanterie steht Reyher noch ganz auf dem Standpunkt der damals herrschenden Möllendorffschen Ausbildungsmethode.

---

[1]) Daß nicht nur politische Gründe nach der Schlacht von Schleswig Wrangel bestimmten, die Verfolgung erst verspätet anzutreten, ist auf Seite 70 Anmerkung angedeutet.

„Mit den Forderungen an die Dressur der Infanterie-Rekruten, dächte ich, wären wir in der Beschränkung bis an die äußerste Grenze des Zulässigen gelangt. Ich halte mich nicht für kompetent, den jetzigen Modus der Detailausbildung unseres Infanterie-Ersatzes einer Kritik zu unterwerfen; aber der Meinung bin ich, daß auf eine scharfe körperliche Haltung des Mannes im Gliede und auf eine vollkommene Ausbildung desselben im Paradeschritt hingewirkt werden muß. Wollen wir hierin noch weiter nachlassen, so bleiben keine Hebel für die innere Festigkeit bei den Bewegungen geschlossener Massen übrig, und wir würden wahrscheinlich bald den Anblick einer Miliz darbieten, besonders wenn, wie es gegenwärtig schon hin und wieder zu geschehen pflegt, in Zukunft auch noch der Vorbeimarsch ausschließlich mit ‚Gewehr über' stattfinden sollte. Keine der fremdherrlichen Armeen verwendet eine so kurze Zeit auf die Dressur der Rekruten wie die preußische. Wir brauchen für den Infanteristen sechs bis acht Wochen, die Franzosen sechs Monate, die Russen ein Jahr und die Oesterreicher nicht viel weniger."

Auch die Antwort des Obersten von Gliscinski stimmte nur teilweise den Ausführungen Friedrich Karls zu:

„Es ist die Frage gestattet, ob für die durch die Gewalt der Waffen herbeigeführten großen Entscheidungen auf europäischem Kriegsschauplatz die Marschfähigkeit noch dieselbe Bedeutung hat wie in den Zeiten Napoleons I., ob in der Tat die Beine des Infanteristen auch ferner noch das Hauptagens bleiben oder nicht . . .

Solange es preußische Infanterie gibt, war eine gewisse Strammheit, Paradetand, Richtung u. dgl. ihr Eigentum. Dies ist tiefbegründet im deutschen und vorzugsweise im preußischen Nationalcharakter. Es ist bei uns Fleisch und Blut geworden, und wir dürfen es nicht aufgeben, wennschon eine kostbare Zeit und viel Kräfte darauf verwendet werden . . . Jede Lockerung ist gefährlich. Wir würden also, wie ich glaube, in unserer Detailausbildung, wenigstens bei der Infanterie, nichts wesentlich zu ändern haben, und die Fertigstellung der Truppe, so wie sie jetzt erlangt wird, halte ich für ganz gut . . . Die Verweichlichung besteht sicher in einem Maße, das wir alle, weil wir darin fast groß geworden sind, nicht in seinem ganzen, gefährlichen Umfange erkennen . . . Wenn nun der Krieg mit seinem fürchterlichen Ernst an uns herantritt, wird allerdings manche unreife Frucht und manches welke Blatt abfallen und angestrengte Märsche werden die Chausseegräben füllen, inzwischen müssen wir erst aufgerüttelt und geweckt werden . . . Ob es sich aber einrichten läßt, in Friedenszeiten und bei unserer Eigentümlichkeit

die Armee im großen und ganzen und den Offizier und Soldaten im einzelnen zu stählen, das glaube ich bezweifeln zu dürfen, und ich kann mich nicht dafür erklären, diesem Ziele nachzustreben und die obengedachte Strammheit, Präzision und Paradedressur einem solchen Versuche zu opfern... Wichtiger ist der Mechanismus des Marsches, und diesen allgemein anzulernen, dazu haben wir das leicht gebotene, aber ungemein selten benutzte Mittel der Uebungsmärsche ... Es ist eine erhebliche und nicht zu entschuldigende Versäumnis, daß sie so wenig gepflegt werden ... Das Gefährliche ist eben, wie Euer Königliche Hoheit es auch herausheben, daß wir aus eigener Verweichlichung und Verwöhnung unseren Leuten und uns selbst im Anfang und ohne zwingende Verhältnisse gar nicht das zumuten, was wir leisten und verlangen können, daß wir also gegenüber aguerrierten Truppen uns in sehr großem Nachteil befinden und sehr scharfer Sporen bedürfen, um aus diesem süßen Traum aufgerüttelt zu werden."

Prinz Friedrich Karl hat an der Forderung des andauernden und schnellen Marschierens unverrückt auch als kommandierender General festgehalten. Bezeichnend hierfür ist unter anderem die folgende Stelle eines Korpsbefehls vom 27. September 1861:

„... Wenn auch die während der vergangenen Herbstübungen hervorgetretene Marschfähigkeit aller Teile des Armeekorps mich im allgemeinen und bei einzelnen Truppen selbst in hohem Maße befriedigt hat, so muß diesem überaus wichtigen Ausbildungszweige doch eine unausgesetzte Aufmerksamkeit gewidmet werden, damit ein noch bedeutenderer Fortschritt darin erzielt werde. Leistungen der Marschfähigkeit, wie solche beim 8. brandenburgischen Infanterieregiment Nr. 64 sich gezeigt, und in welcher das Regiment nach Beendigung eines längeren Manövertages die Meile in 62 Minuten zurücklegte (d. h. den Kilometer in etwa acht Minuten), wobei von den Leuten etwa 84 Schritt auf 100 Dezimalschritte gebraucht wurden, dürfen künftighin weder zu den außerordentlichen gezählt werden, noch dürfen dieselben das Produkt einer einmaligen Kraftanstrengung sein, sie müssen sich vielmehr als das Resultat einer zweckmäßigen und mit Sorgfalt betriebenen Marschausbildung der Truppe ergeben."

Ueber die Frage der Nützlichkeit des schnellen Marschierens kann man verschiedener Ansicht sein. Es fehlt jedoch heute nicht an Stimmen, die eine systematische Marschausbildung im Frieden überhaupt mit dem Hinweis verwerfen, daß der Krieg zum großen Teile andere Mannschaften in die Kaders bringt als während der Friedens-

übungen. Es handelt sich aber nicht so sehr darum, den einzelnen Mann zu einer einmaligen Kraftanstrengung zu erziehen, der er als Reserve- und Landwehrmann nicht mehr im gleichen Maße gewachsen ist, als darum, in der Armee das Bewußtsein der Möglichkeit und Notwendigkeit großer Anstrengungen und Leistungen gegenüber den verweichlichenden Einflüssen eines schwächlichen Humanitätsgefühls ungeschmälert zu erhalten. Bei einem modernen Kulturstaat mit seßhafter und größtenteils städtischer Bevölkerung läßt sich dieses Ziel nur durch systematische und kraftfordernde Marschübungen im Frieden erreichen. Stellt man erst plötzlich mit Ausbruch des Krieges Anforderungen an den Soldaten, die ihm im Frieden unbekannt geblieben, deren Möglichkeit und Notwendigkeit er nicht selbst schon früher am eigenen Leibe erfahren hat, so wird er ihnen moralisch und physisch nicht gewachsen sein.[1])

„Betrachtungen über unsere Infanterie"

Ein anderer Aufsatz, im Dezember 1855 verfaßt, enthält „Betrachtungen über unsere Infanterie". Er geht sehr scharf mit der damaligen Ausbildungsart ins Gericht und gibt demgegenüber die Hauptzüge und Gesichtspunkte, wie der Prinz die Ausbildung gehandhabt wissen will. Er führt aus:

„Wonach wird die Güte der Infanterie beurteilt, und was bildet den hauptsächlichen Maßstab, nach welchem die Tüchtigkeit eines Kompagniechefs beurteilt wird? Was muß dieser leisten, um zum Stabsoffizier, Kommandeur, ja zum General avanciert zu werden? Ist das Schießen ein Kriterium einer guten Kompagnie, ist es der erlangte Grad der Ausbildung im Felddienst, ist es ihre Marschfähigkeit, ihre Beweglichkeit? — Nein. Es ist der Parademarsch, und was mit diesem zusammenhängt oder ihn herbeiführt, die Stellung (Haltung des Körpers) und das Setzen der Füße bei großer Schrittweite mit durchgebogenen Knien. Dies ist der Maßstab, der nächst Rußland, wo es ähnlich ist, bei uns sich sonderbarerweise herausgebildet hat. Ist er stichhaltig, wenn man den Krieg ins Auge faßt, für den der Soldat doch erzogen wird?

[1]) Die Felddienst-Ordnung von 1908 sagt: „Allmähliche Steigerung der Marschleistung ist bei den Uebungen im Auge zu behalten. Die Belastung von Mann und Pferd wächst schrittweise bis zur vollen Kriegsausrüstung. Offiziere und Unteroffiziere müssen beurteilen lernen, welche Leistungen von dem vollbelasteten Manne und Pferde gefordert werden können. Sofern nicht örtliche Verhältnisse ohnehin zu vielem Marschieren nötigen, sind besondere Marschübungen unentbehrlich. Uebungen anderer Art können mit ihnen verbunden werden. Der Infanterist muß in den Beurlaubtenstand das Selbstvertrauen mitnehmen, den Marschanforderungen des Krieges gewachsen zu sein" (Ziffer 23).

Ich verkenne die Gründe nicht, die für eine gewisse Strammheit sprechen, die Tradition in unserer Infanterie, die deutsche Nationalität, der das Lebhafte und Anstellige des Franzosen abgeht, und die mehr Training und Zeit verlangt, und daß die Strammheit und das Detail vortreffliche Mittel sind, um auf die Disziplin zu wirken, aber keiner dieser Gründe, auch der, daß diese famose Egalität dem Auge wohltut, könnte mich zu dem Glauben bringen, dieser und kein anderer Weg sei der zum Siege führende. Ich will die Anforderungen der Strammheit sehr viel herunterschrauben, d. h. die Stellung und der Parademarsch usw. sollen weniger geübt werden. Vier Gründe bestimmen mich:

1. Ich halte alle anderen Uebungen für nützlicher, dem Zwecke entsprechender;

2. Auf Stellung und Parademarsch wird alle Zeit und Kraft verwendet, das übrige aber so über das Knie gebrochen, daß

3. Selbst die Ausbildung unserer Leutnants und Unteroffiziere besonders im Felddienst im allgemeinen die Mittelmäßigkeit nicht erreicht, daß mit anderen Worten die Zeit mangelt, die jungen Offiziers, Unteroffiziers und Gemeine selbständig und gescheit in dem Grade zu machen, wie es Tiraillement und Felddienst erheischen, und schließlich

4. Sind wir so weit gekommen, daß unsere Disziplin beinahe nur durch das Detailexerzieren erhalten wird, so daß, wenn dies auf kurze Zeit aufhört, schon im Frieden eine Abnahme derselben bemerkbar wird, z. B. in Kantonnements oder im Biwak.

Das Nachlassen in den Anforderungen des Dienstes ist bei der Jugend unserer Soldaten bedenklich. Diese Anforderungen sind aber eben zu hoch geschraubt, weil, wie ich mich zur Genüge überzeugt habe, wir nicht nur schon beim Manöver, sondern ganz besonders im Felde so viel nachlassen müssen, daß die Physiognomie der Truppe eine in kürzester Zeit total veränderte wird. Dieses Aussehen aber ist es, was mir persönlich gefallen hat, und ich wünsche, daß die Anforderungen im Frieden nicht höher geschraubt werden, als daß gerade nur dieser Grad von Eleganz und Propretät auch im Frieden erlangt werde. Wenn man mir einwirft, daß im Kriege die äußere Haltung im Vergleich zum Frieden immer leiden wird, so leugne ich dies, weil erstens die Anforderungen an die Strammheit eben nur so gestellt sein sollen, wie ich sie im Kriege auch annehmen kann. Der Grad, den ich im Kriege verlangen muß, um in Ordnung und mit Ruhe meine Bewegungen auch im feindlichen Feuer zu machen, den will ich auch im Frieden und nichts mehr. Ich *will eben nicht* ge-

nötigt sein, nachzulassen.[1]) Zweitens, es ist Tatsache, daß bei dem Patriotismus und dem guten Willen unserer Leute der Gedanke, im Kriege zu sein, eine kurze Entwöhnung des Garnisonlebens einen herrlichen soldatischen Geist in den Truppen erweckt, der bei und nach Erfolgen sich bis zur Exaltation steigert und den Gesichtern und dem Anstande des Soldaten einen Ausdruck von Stolz und Selbstgefühl gibt, der demjenigen, der ihn nicht gesehen hat, schwer zu beschreiben ist. Diese Haltung ist nicht die des heutigen Parademarsches, nicht die durch Detailübungen mühsam beigebrachte, die sich durch den Tornister und durch Märsche so schnell verlernt — sie gleicht vielmehr derjenigen, die ich zum Beispiel an den Chasseurs d'Orléans schon im Frieden bemerkte[2]), jenes degagierte, kecke, selbstgefällige, ja impertinente Wesen, das der Franzose, wenn er seine Soldaten sieht, durch die Ausrufungen bezeichnet: ‚Voyez donc ces gaillards!' ‚Sont-ils lestes!' ‚Quelle tenue, quelle marche, quel chique!'

Aehnliches sah ich bei der österreichischen Infanterie. Ich wiederhole es, nur solchen Grad von Detailausbildung in Haltung und Marsch will ich im Frieden, daß von ihm im Kriege nicht nachgelassen zu werden braucht. Das übrige ist vom Uebel. Canrobert hat sich gegen General Willisen im Herbst 1855 der Worte bedient: ‚Les Russes ont été battu par leur caporalisme,' und hiermit wollte er gerade die auf das Detail verschwendete Zeit andeuten, die den Offizier wie den Soldaten mehr zur Maschine als zum umsichtigen Kämpfer macht. Wenn der Russe bei seiner langen Dienstzeit sich nicht auf das dem Auge Gefällige ungestraft einlassen dürfte, wie könnte uns das bekommen bei kaum dreijähriger Dienstzeit?

Ich glaube, daß nach sechs Wochen die Rekruten mit Vorteil in die Kompagnie eingestellt werden können. Dann beginnen Märsche, Schieß-, Tirailleur-, Felddienstübungen, abwechselnd mit dem Exerzieren in der Kompagnie. Das Durchbiegen der Knie würde ich abschaffen. Den Griff ‚Gewehr auf' und von hier ‚Gewehr ab' würde ich ganz weglassen; statt mit ‚angefaßtem Gewehr' nur mit ‚Gewehr über' marschieren und von hier aus präsentieren und chargieren lassen. Ich

---

[1]) Dieser Gedanke des Prinzen findet seinen zeitgemäßen Ausdruck in den Worten der Felddienst-Ordnung von 1908: „Die in der Ausbildung anerzogene Straffheit darf weder bei den Uebungen in größeren Verbänden noch beim Felddienst verloren gehen. Haltung und Aussehen der Mannschaft nach großen Anstrengungen bieten einen sicheren Maßstab für die Beurteilung der Truppe" (Ziffer 24).

[2]) Vergl. Seite 47.

würde schon im Frühjahr von jeder Kompagnie die Bewegungen nach dem dritten Gliede verlangen.

Sobald das Wetter es erlaubt (Februar, Anfang März) werden die Bataillons zusammengestellt. Hier blieben der Reihenmarsch, alle Marschbewegungen mit abgeschwenkten Halbzügen oder Zügen, die Achsschwenkung usw. fort; alles und jedes Inkolonnesetzen würde im Laufschritt geschehen, das Deployieren aber im Marsch! Marsch! Das ‚Gewehr zur Attacke rechts‘ ließe ich nehmen, solange ich im wirksamen Gewehrfeuer mich vorwärtsbewege und nicht bloß auf hundert Schritt.

Wenn die Bataillons ausgebildet sind, so ist die Exerzierschule vorbei, denn mit mehreren vereinigten Bataillons (Regimentern, Brigaden) würde ich nur Manöver machen. Von einer eigentlichen Uebung der Stabsoffiziers im Führen der Bataillons im größeren Verbande sollte keine Rede sein. Das Nötige ist äußerst einfach und lernt sich im kupierten Terrain besser, natürlicher als auf dem Exerzierplatz, den ich zu betreten mehreren vereinigten Bataillons, für ein Jahrzehnt wenigstens, verbieten würde.

Auf diese Weise, meine ich, bleibt schöne Zeit für das Schießen, Tiraillieren, den Felddienst, für Märsche, für Biwaks, für Offizier- und Unteroffizierübungen und für größere und kleinere Manöver.“

Zu diesem Aufsatze bemerkt Generalmajor von Hann, der Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements,[1]) in einem Briefe vom 4. Januar 1858:

„Wollte Gott, die Ansichten kämen endlich zur Geltung, welche in dem vorliegenden Memoire so treffend über die Ausbildung unserer Infanterie aufgestellt sind! Aber es bedarf noch Dezennien, um den alten Geist zu bannen, nur eine neue Generation kann die Fesseln starrer Gewöhnung abstreifen ... Gnädigster Herr, Sie sind gewiß auf rechtem Wege, lassen Sie sich durch nichts beirren, treten Sie dem Parade- und Gamaschendienst mit eisernem Willen und eiserner Faust überall entgegen, wo Sie ihn finden und, wie ich glaube, Euer Königliche Hoheit werden nicht weit danach zu suchen haben. Preußens Genius und sein Heer wird Ihnen dankbar sein, denn dem Soldaten soll man nichts lehren, als was er dereinst am Tage der Schlacht verwerten kann ...“

Will man die vom Prinzen hier niedergelegten Anschauungen in eine kurze Formel bringen, so kann es nicht besser geschehen als

[1]) General von Hann, geboren 1797, 1857—1859 Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements, dann verabschiedet, starb 1873 als Generalleutnant z. D. in Görlitz.

mit den Worten unseres heutigen Reglements: „Die Ausbildung der Truppe ist nach richtigen Gesichtspunkten erfolgt, wenn sie das kann, was der Krieg erfordert, und wenn sie auf dem Gefechtsfelde nichts von dem abzustreifen hat, was sie im Frieden erlernte.“

Wir schließen hieran zunächst zwei Aufsätze, die zwar nicht der Sammlung „Was sich das Bornstädter Feld erzählt“ eingefügt sind, die aber doch ihres Inhalts und ihrer Entstehungszeit wegen in engstem Zusammenhang mit den bisher berührten Fragen stehen.

Mittel zur Hebung des kriegerischen Geistes der Truppe im Frieden

Der erste, datiert vom 11. März 1857, beantwortet die Frage: „Was muß zu dem gewöhnlichen Dienstbetriebe unserer Truppe hinzutreten, um schon im Frieden den kriegerischen Geist in ihr zu wecken und zu beleben?“ Er wendet sich zunächst an das Offizierkorps:

„Daß der spezifisch kriegerische Geist unseren Offiziers eigen ist, könnte man bezweifeln, wenn man die große Masse derselben im alltäglichen Dienste und besonders in ihrem Privatleben und ihre Vergnügungen beobachtete. Dieser Schein aber ist trügerisch. In den Offizierkorps, die heute noch die einzigen Träger des geistigen Elements sind, das unserem Stande die Weihe und Würze gibt, lebt auch der spezifisch kriegerische Geist fort und fort. Wer das bezweifelt, der beobachte ein Offizierkorps, sobald ihm die Hoffnung geboten wird, ins Feld, zum Kampfe zu ziehen. Aber dieser kriegerische Geist, für gewöhnlich schläft er in den meisten Offiziers im Frieden dennoch, und in dem langen Frieden seit 1815, während dessen nur wenigen von uns vergönnt war, in bösen Tagen das Schwert für König und Recht zu ziehen, in diesem so langen Frieden durfte er um so mehr nach und nach vergessen werden, als mit der Gewohnheit des Krieges auch mehrfach der richtige Weg verloren ging, den Soldaten zum Soldaten, d. h. nicht zur Paradepuppe, zum Spielzeug, sondern zum Krieger, begeistert und trotzig und vornehm, zu erziehen.

Wenn man unternimmt, diesen kriegerischen Geist zu wecken, so liegt in den Dingen, die wir angeben, auch gerade das Mittel, von den Abwegen einzulenken. Die bessere Erkenntnis der Bestimmung des Soldaten, wenn man sie unseren jüngeren Kameraden einimpft, wird die Armee dann auch künftig vor ähnlichen Abwegen leichter bewahren. Wie aber der Geist das denkende, handelnde Wesen von der Maschine unterscheidet, so wird er auch, in unser Fleisch und Blut übergegangen, uns recht geeignet machen, dereinst schwere Gefechte, herbe Entbehrungen und große Anstrengungen zu bestehen. Er wird bewirken, daß der Soldat sich auch einzeln, wo er nicht

beobachtet und geleitet ist, brav schlägt. Er wird auch im Frieden schon unserem Soldaten ein gut Teil jener stolzen Zuversicht verleihen, die man auf den Gesichtern einer kampfbewährten Truppe sich ausdrücken sieht, wenn eine innere Stimme ihr zuruft: ‚Wir und jeder einzelne von uns, und du und ich, wir sind Helden!'

Was soll nun geschehen, um den kriegerischen Geist zu wecken, zu beleben? Offenbar muß zunächst auf die Offiziers eingewirkt werden, damit diese den Impuls weitergeben. Es bedarf einerseits der ausgesprochenen Absicht im allgemeinen, daß von ihnen verlangt wird, den Soldaten stets und fortwährend darauf aufmerksam zu machen, daß er für den Krieg da ist, daß der Friede und alles, was er treibt, nur die Vorbereitung zum Kriege ist, daß er stets bereit sein muß, für seinen König, wo und wann es verlangt wird, zu kämpfen und zu siegen oder zu sterben. Andererseits aber muß den Offiziers selber von ihren Vorgesetzten bei jeder Gelegenheit, man könnte zu gewissen Zeiten auch beinahe sagen täglich, eine Parallele gezogen werden zwischen Krieg und Frieden, damit gewisse Uebungen, die nun einmal verlangt und gemacht werden, uns unsere Offiziers nicht verderben, indem sie sich ohne solche Belehrung ein falsches Bild vom Kriege und besonders von Terrainbenutzung, Angriff und Verteidigung, überhaupt von der Kampfweise im freien, ebenen wie im kupierten Terrain nur zu leicht zu machen geneigt sind. Man muß ihnen, wir kommen später hierauf zurück, geradezu sagen: dies ist für den Frieden und hat den und den Nutzen, aber im Kriege würde man ein Tor gescholten, wollte man es so machen. Man muß ihnen ferner sagen: dies und das rührt aus jener großen vergangenen Zeit her, wo es den Verhältnissen angemessen war, wir müssen uns aber fragen, ob nach den großen Veränderungen, die in Bewaffnung und Kampfweise geschehen sind und noch geschehen, dies auch künftig stichhaltig sein wird.

Endlich müssen allgemein mit den Offiziers Uebungen oder besser Betrachtungen im Terrain vorgenommen werden, wo sie an Ort und Stelle über ihre Ansichten von Angriff und Verteidigung gefragt werden. Es wird ihnen eine bestimmte Masse von gemischten Truppen gegeben, über die sie nach kurzem Nachdenken und Umsehen im Terrain zur Verteidigung oder zum Angriff ganz genau zu verfügen haben, und ganz im Detail müssen sie angeben, wie sie Natur und Kunst, soweit es der Augenblick gestattet, zur Verstärkung der Verteidigung oder um den Angriff zu erleichtern, zu Hilfe nehmen wollen. Dann legt ein anderer seine Ansichten dar, nachdem der erste ganz ausgeredet hat, danach ein Dritter, endlich sagt der Vorgesetzte seine

Ansicht und knüpft hieran eine Belehrung in Form einer Besprechung."

So weit geht die Ausarbeitung des Themas. Aus Bleistiftnotizen, die dem Aufsatz hinzugefügt sind und den weiteren Gedankengang erkennen lassen, möge noch folgende Stelle hier Platz finden:

„Der Soldat, der das meiste Herz zeigt, der unter allen Umständen und besonders in den Dienstzweigen, die am meisten die Vorschule des Krieges sind, sich auszeichnet, ein Beispiel ist, ist als der beste Soldat hinzustellen und auszuzeichnen, z. B. zum Gefreiten zu machen, wenn er auch nicht im ersten Gliede steht, nicht so proper ist als andere, nicht so gute Stellung hat und Parademarsch macht."

Wir sehen, es sind in vertiefter und erweiteter Form dieselben Gedanken, die der Prinz schon als Kompagniechef und Regimentskommandeur fortgesetzt ausgesprochen hat, die aber in einer langen Friedenszeit nicht oft genug wiederholt werden konnten und bis auf den heutigen Tag ihre volle Geltung haben.

„Einiges über die Ausbildung, Erziehung und Disziplin des Infanteristen"

Der andere Aufsatz ist betitelt „Einiges über die Ausbildung, Erziehung und Disziplin des Infanteristen". Er ist abgeschlossen am 29. Juni 1858, also zu einer Zeit, in der, wie wir noch sehen werden, der Prinz seines aktiven Truppenkommandos verlustig gegangen war, und verdankt seine Entstehung einer Anregung durch den Prinzen von Preußen, der in einem Gespräch die Frage an seinen Neffen richtete, ob er nichts über seine von der gewöhnlichen Ausbildungsweise abweichenden Ansichten zu Papier bringen wolle. Friedrich Karl übersandte den daraufhin verfaßten Aufsatz dem Regenten. Aus seinem Inhalt seien nachfolgende Betrachtungen wiedergegeben:

„Der kriegerische Geist entscheidet, nicht die taktische Form. Die Form muß aber elastisch sein, um in keiner Richtung einzuzwängen. Jede Epoche hatte ihre besonderen Formen, welche mit dem kriegerischen Geiste ihrer Zeit und der Bewaffnung zusammenhingen. Dürfte angenommen werden, daß man mit der verbesserten Schußwaffe im nächsten Kriege, um eine Zahl zu nennen, doppelt so viele Treffer als früher hätte, so würde dieser Umstand allein hinreichen, um eine gewaltige Umwälzung in den Formen der Taktik herbeizuführen.

Je mehr kriegerischer Geist in dem einzelnen Soldaten ist, desto tüchtiger muß die Masse derselben sein, desto weniger einflußreich ist die Form, desto leichter also wäre es, mit der jetzigen auszukommen, selbst wenn man annimmt, daß sie nicht mehr ganz ausreichend und entsprechend ist.

Ohne zu untersuchen, was heutzutage bei der Erziehung und Ausbildung des Infanteristen zur Hebung des kriegerischen Geistes geschieht, frage ich nur, was könnte, was müßte in dieser Beziehung mehr geschehen. Ich beantworte diese Frage, indem ich auf die größtmögliche Entwicklung der persönlichen Gewandtheit aller körperlichen und geistigen Kräfte und die größtmögliche Sicherheit im Gebrauch auch der blanken Waffe (Bajonett) hinweise, als auf die Mittel, den individuellen Wert und die Tüchtigkeit jedes einzelnen Mannes zu heben.

Wert der Gymnastik und des Bajonettfechtens

Diesen Anforderungen würde entsprochen werden durch einen rationellen Betrieb der Gymnastik und durch Fechtübungen, namentlich Bajonettfechten, wenn sie in der Weise ausgedehnt würden, daß im dritten Dienstjahr spätestens jeder einzelne es bis zum Kontrafechten gebracht hätte.

In bezug auf den Bajonettkampf sei es mir erlaubt, einen Blick auf die jüngsten Kriegsereignisse in der Krim zu werfen. Das Bajonettfechten war in der französischen Armee zu der Zeit noch nicht völlig eingebürgert, wohl aber das Stoßfechten, welches die Grundlage jeder anderen Fechtübung ist, den Körper sehr gewandt macht und das Auge außerordentlich übt. Andererseits gab es keine Armee, in welcher mehr als in der russischen von der Wirksamkeit des Bajonetts gehalten wurde, freilich ohne den Bajonettkampf je zu üben. Als Beleg dafür führe ich das in dem Munde jedes Russen lebende Wort des alten Suworow an, das in deutscher Uebersetzung heißt: ‚Die Kugel ist eine Närrin, das Bajonett ist ein fixer Kerl.' Bei Inkermann nun kamen Franzosen und Russen aneinander. ‚Vorwärts, ihr Söhne des Feuers!' rief auf arabisch General Bosquet den Zuaven und algerischen Tirailleurs zu. Sie stürzten sich auf die russischen Kolonnen, einzeln, wie es heißt, wahrscheinlich aber nur in aufgelöster Ordnung, und stachen nun, gewandt und frei in ihren Bewegungen, wie sie sind, mit dem französischen Stich mit beiden Händen vorwärts, verbunden mit einem Ausfall, die Russen in den Kolonnen nieder. Dies beschreibend, äußerte der General Bosquet über seine Soldaten: ‚Ils bondissaient comme des panthères dans les buissons.' Selten nur vermochte ein russisches Bajonett sie zu erreichen, weil die Russen zu unbehilflich waren und die Franzosen die Stiche parierten. Bezeichnend für die ganze Art dieses Bajonettkampfes ist das Wort eines Franzosen, der sieben russische Bajonettstiche erhalten hatte: ‚Kein Russe kann sich dessen rühmen, denn ein französischer Bajonettstich tötet.' [1])

[1]) Dieses Beispiel führt der Prinz später (1860) auch in seiner Denkschrift über die Kampfweise der Franzosen (Seite 13, 14) an.

In schweren Gefechten wird die Entscheidung immer durch die blanke Waffe gegeben werden. Man muß also heran an den Feind. Von dem ‚wie' soll heute nicht die Rede sein. Man wird beim Vorgehen einem Feuer ausgesetzt sein, mörderischer denn je zuvor. Werden die bisherigen Hebel und die beste Disziplin in diesem Falle ausreichen? Würden sie nicht wesentlich unterstützt werden durch das Bewußtsein jedes einzelnen Mannes, gerade im Kampfe Mann gegen Mann Meister und dem Gegner überlegen zu sein? ...

Die Behandlung des Soldaten in Reih und Glied nur als Rad einer Maschine war im vorigen Jahrhundert nach der Beschaffenheit der Taktik und der Zusammensetzung der geworbenen Heere eine Notwendigkeit. In vieler Beziehung haben auch wir den veränderten Verhältnissen schon Rechnung getragen, manches fort- oder nachgelassen, anderes vereinfacht und entsprechendes Neue vorbereitet oder eingeführt. Wenn ich aber unsere Exerzitien betrachte, ebensowohl solche mit größeren als mit kleineren Truppenkörpern, so finde ich dennoch vieles, das ich mit dem heutigen Wesen der Kriegführung und mit der Individualität unseres gemeinen Mannes nicht völlig in Einklang zu bringen vermag.

Vergleich der preußischen und französischen Armee

Vergleichen wir uns deshalb einmal in geistiger Hinsicht mit den Franzosen als mit derjenigen Nation, die durch ihre Leistungen auf den Schlachtfeldern seit beinahe einem Jahrhundert mir der Aufmerksamkeit besonders würdig zu sein scheint, und bei der sich wegen einer gewissen Elastizität des Geistes und der Formen das Neue in der Kriegskunst, ich möchte sagen stets unbewußt, wenigstens ohne Schwierigkeiten Bahn gebrochen hat.

Unsere Armee besteht aus der Blüte der Nation; jeder Stand ist in ihr zahlreich vertreten, Bildung, gute Sitte und Ehrgefühl sind in dem Maße in ihr zu Hause, daß sie als eine Erziehungs- und Bildungsanstalt für das preußische Volk im edelsten Sinne des Wortes gilt. Die französische Armee, in welcher die Stellvertretung eingeführt ist, hat durch diese allerdings einen beneidenswerten Kern guter Soldaten und Träger des spezifisch militärischen Geistes, besteht aber aus Elementen, die man im Vergleich zu den unseren kaum anders als die Hefe des Volkes bezeichnen kann. Bildung und Intelligenz sind bei uns weit höher (von den Offizieren, die bei uns über allen Vergleich erhaben sind, rede ich gar nicht), und die Instruktionen zum Teil einfacher und besser aufgefaßt als bei den Franzosen, so daß man geradezu sagen kann, unsere Unteroffiziere besitzen mehr Dienstkenntnis als die französischen Offiziere. Bei den

Franzosen aber ist die Erziehung des Soldaten praktischer, d. h. in allen Beziehungen mehr auf den Krieg und gar nicht auf die Parade berechnet, und das Resultat ist, daß der französische Soldat nach einer Zeit, die wir, wenn wir dieselben Mittel in Anwendung brächten, freilich bedeutend abkürzen würden, das Bewußtsein eigener Tüchtigkeit und Kraft in einem bei uns eigentlich nicht gekannten Maße in sich aufnimmt und eine militärische Haltung, die von diesem Selbstgefühl zeugt, annimmt ,welche allerdings nicht so gleichmäßig wie die unserige ist, doch aber einen außerordentlichen kriegerischen Eindruck auf jeden Soldaten macht. So die Masse, so der einzelne. Das Gefühl des eigenen Wertes und die anerzogene Selbsttätigkeit im Handeln und Denken sind auch Ursache, daß der Franzose des Impulses der Subalternoffiziere fast nicht bedarf und, wenn diese außer Gefecht gesetzt sind, nie ratlos ist. Die Kluft zwischen unseren Offizieren und Soldaten ist größer, und der Verlust eines Offiziers daher fühlbarer, sein Impuls schwerer zu ersetzen. Aber das könnte die Erziehung auch erreichen, daß unseren Leuten, wenn ihnen der Offizier fehlt, nicht alles fehlt, und daß sie sich dennoch mit Enthusiasmus und einzeln brav schlagen . . .

Wir haben dieselbe oder mehr Intelligenz, dasselbe innere Feuer, das in Nacheiferung und Ehrgeiz besteht, der nur aufgestachelt zu werden braucht, ebensolche Vaterlandsliebe, dagegen aber bessere Lehrer, kräftigere Körper als die Franzosen, mehr opferfreudige Hingebung, weit mehr Gutwilligkeit und weit mehr solcher moralischen Eigenschaften, die bei widrigem Geschick vorhalten. Um einen Beweis für dieses Plus guter kriegerischer Eigenschaften, die wir besitzen, aufzustellen, führe ich nur das Institut unserer Landwehr an. Man mag über ihre Zweckmäßigkeit und ihre Mängel denken, wie man will, so viel aber steht doch fest, daß es sich in keinem anderen Lande, und auch nicht in Frankreich, so lange gehalten hätte; und es beruht doch lediglich auf diesem Kern kriegerischer und nationaler Eigenschaften, wegen welcher unser Volk von allen anderen beneidet und das wehrhafteste genannt werden muß. Gott sei Dank, auch die Zeit ist vorüber, wo wir den Franzosen das intellektuelle Uebergewicht von vornherein einräumten.

Haben wir aber nachgerade mehr als andere Völker solche Eigenschaften, die ich, um ihnen einen Gesamtnamen zu geben, unseren ‚guten Willen' nennen möchte, so mögen wir doch auch bei allen Gelegenheiten auf ihn fußen und unser vorzügliches Material in einer Epoche, wo die Tüchtigkeit des einzelnen Soldaten wieder mehr denn je zur Geltung kommen will, vor allem bewahren, was den

einzelnen mehr als notwendig einzwängt und somit zur Maschine herabwürdigt." [1])

Die Sammlung „Was sich das Bornstädter Feld erzählt" enthält des weiteren mehrere Abhandlungen, die sich mit taktischen und strategischen Fragen beschäftigen.

Einfluß der Bewaffnung der Infanterie mit gezogenen Gewehren auf die Taktik

In einem vom 1. November 1855 datierten Aufsatz wird der „Einfluß, den die Bewaffnung der Infanterie mit gezogenen Gewehren auf die Taktik im nächsten Kriege äußern wird", untersucht:

„Ich spreche in diesem Aufsatze nur von der Schlacht, von dem Kampfe großer Massen, in welchem um eine Entscheidung gerungen wird, und setze voraus, daß beide kämpfende Teile mit jenen Gewehren bewaffnet sind.

Die Feuerwirkung reibt die Massen in kürzester Zeit auf. Die Vernichtung könnte beinahe nach Minuten berechnet werden.

Es folgt zweierlei: die Vorteile der Waffe möglichst auszubeuten und gleichzeitig sich der Vernichtung selber möglichst zu entziehen. Dem wird entsprochen, indem man massenhaftes Feuer anwendet und sich gleichzeitig nach Möglichkeit gegen das feindliche schützt.

Man wird nicht von Hause aus geschlossene Massen ins Feuer führen, man wird dies sogar so lange nicht tun, als man bloß ein Feuergefecht führt. Geschlossene Massen würden zu große Zielscheiben und gleich vernichtet sein, weil sie selten sich zu decken vermögen. Man wird dasselbe massenhafte Feuer, das die geschlossene Masse, Kolonne oder Linie, abzugeben imstande ist, in einer Weise abgeben müssen, bei der wir am wenigsten verlieren, d. h. also in zerstreuter Fechtart. Das Feuer von aufgelösten Schützenzügen und Kompagnien wird nicht ausreichen. Man wird Ba-

[1]) Es ist derselbe Gedanke, dem der Prinz später, wenn auch nicht so eingehend, im Nachwort zu der Denkschrift über „die Kampfweise der Franzosen" (1860) Ausdruck gibt. Er verteidigt ihn auch in einem Schreiben an Gliscziński vom 25. Januar 1860: „. . . Sie bezweifeln, daß es möglich ist, unserem Soldaten die Beweglichkeit des Körpers und Geistes beizubringen, wie dem Franzosen. Das bedaure ich. Der ländliche Ersatz der Franzosen gleicht zuweilen dem lieben Vieh, bei uns kennen Sie solchen nicht. Und nachdem ich sehe, was sich selbst mit unserem unbehilflichsten Ersatz, den Pommern, anstellen läßt, ist mein letzter Zweifel, daß wir ein bildungsfähigeres Material als unsere Feinde haben, völlig gehoben. Es kommt nur auf die Mittel der Erziehung und Ausbildung an und darauf, das gesamte Offizierkorps von der Notwendigkeit der gesteigerten Leistung wirklich zu überzeugen."

taillone auflösen, sie verstärken durch Eindublieren anderer, ebenfalls in zerstreuter Ordnung. Aber man wird diese Feuerlinie, gegen deren Wirkung nichts aufkommt, durch bereitgehaltene geschlossene Massen schützen.

Weil aber die Feuerwirkung heutzutage selbst zerstreut fechtende Infanterie bald aufreibt, so folgt noch ein zweites Moment für die Taktik: *Die Entscheidung mit der blanken Waffe wird von beiden Teilen früher gesucht werden*, um sich der Feuerwirkung zu entziehen.

Man wird mit den Tirailleurmassen einen Anlauf und heftigen Anprall machen, indem man sie entweder schnell teilweise zu geschlossenen Massen formiert (was nicht leicht gelingen dürfte) oder vor und neben nachgerückten Kolonnen gegen den Feind führt.

Bataillone, die gänzlich aufgelöst im Feuergefecht bestehen sollen, müssen hierzu vorbereitet sein durch Uebung. Es muß eine gewisse Leitung des Feuers stattfinden. Patronenwagen müssen in der Nähe sein, ähnlich wie die Munitionswagen der Artillerie, um dem Verschießen vorzubeugen, was sehr bald eintreten und auch seinerseits zur Entscheidung mit der blanken Waffe treiben wird.

Wie überlegen wird diejenige Armee sein, deren Bataillone mit Geschicklichkeit solches Feuergefecht zu führen imstande sind, die am schnellsten aus der Auflösung die geschlossene Ordnung herzustellen, die am kühnsten und raschesten gegen den Feind zum Angriff überzugehen vermögen!

Aus dieser neuen Fechtart mit aufgelösten Bataillonen scheint mir mit Wahrscheinlichkeit zu folgen:

1. daß wir künftig tiefer als heute stehen werden, indem das zweite Treffen nicht genügt, um zugleich die Feuerlinie des ersten zu verstärken (öfter als einmal einzudublieren) und mit geschlossenen Kolonnen seinen Angriff herbeizuführen oder zu unterstützen. Man wird mindestens eine dritte, wahrscheinlich eine vierte Reihe von Bataillonen bereithalten müssen. Sie werden im Terrain Deckung suchen und finden;

2. daß die Schlacht weniger als sonst durch eine zusammenhängende Infanterielinie geschlagen werden wird, wie unsere Korpsmanöver uns dies aus mehr als hundertjähriger Gewohnheit anschaulich machen wollen. Die Infanterie, welche die Schlacht schlagen soll, wird vielmehr in einzelnen großen Gruppen (Korps, Divisionen) jede mit einem besonderen Objekt, z. B. einem Terraingegenstand, jede in sich tief gegliedert, auftreten. Doch wird sich dies nicht in jedem Terrain gleich deutlich ausprägen. Außer

jenen tiefen Gruppen wird man nach wie vor Reserven haben, stärkere Reserven als früher ... Zwischen jenen großen Schlachtgruppen werden Lücken sein, wenn man den Ausdruck gestattet. Oder besser, man wird nicht auf der ganzen Front des Feindes mit demselben Nachdruck fechten, sondern nur gegen gewisse Teile. Gegen diese Teile treten jene Gruppen auf. Zwischen ihnen wird das Gefecht ausschließlich hinhaltender Natur sein. Dort werden vorzugsweise Batterien stehen. Derartige Lücken, daß der Feind mit Erfolg durchbrechen könnte, zu lassen, wäre töricht.

Außerdem aber wird die Artillerie auch vorn und gegen die Objekte, gegen welche die großen Infanteriegruppen auftreten, zur Mitwirkung berufen sein. Häufig wird sie das ganze Gefecht mit durchkämpfen, häufig besonders zur Entscheidung herbeigerufen werden. Sie wird in jedem Falle von der feindlichen Infanterie viel zu leiden haben, sie wird in und gegen Tirailleurlinien kämpfen, da diese massenhaft auftreten. Sie wird besonders Kartätschen, Granaten und Schrapnells gebrauchen. Sie muß in der Infanterie stets den Ersatz für die Mannschaften finden, die ihr hinweggerafft werden ..."

Zum Schluß räumt der Prinz den Franzosen das Uebergewicht in der Führung des zerstreuten Gefechts ein, indem er von ihnen sagt: „Sie sind in ihrer Taktik jener künftigen viel näher als wir, ganz abgesehen davon, daß bei ihnen das Praktische ganz von selbst und ohne Schwierigkeiten schnell Eingang findet und sich einbürgert. Wir müssen ferner darauf geführt werden, daß wir zu mechanisch mit der Anwendung der Massen sind, daß unsere Exerzieren von den Infanterieregimentern an bis zu den Korpsaufstellungen uns falsche Bilder geben und schädlich sind, und ganz besonders müssen wir die Ueberzeugung gewinnen, daß das zerstreute Gefecht bei uns erst in der Kindheit ist. Auch ist dies Kind von uns bereits recht verunstaltet und gleicht mehr einer Drahtpuppe als einem kecken Turner und Voltigeur ..."

Kritiken Reyhers und Gliscziǹskis

Auch zu diesem Aufsatz äußerten sich Reyher und Gliscziǹski. Reyher glaubt nicht — übrigens im Gegensatz zu Moltke, wie dessen „Bemerkungen vom 12. Juli 1858 über Veränderungen in der Taktik infolge des verbesserten Infanteriegewehrs" [1]) beweisen —, daß für die Zukunft grundlegende Umwälzungen in der Taktik bevorstehen.

Er schreibt: „Meiner Ansicht nach wird die in drei Richtungen erhöhte Schießfertigkeit der Infanterie — sie schießt schneller, weiter und sicherer — nur den Einfluß äußern, daß man künftig die Gefechte

---

[1]) Moltkes taktisch-strategische Aufsätze. Seite 7 ff.

auf größere Entfernungen beginnt und hinhält, mehr noch als bisher, sowohl in der Verteidigung als beim Angriff, das kupierte Terrain und überhaupt deckende Gegenstände aufsucht, und endlich, daß man, wenn nach hartnäckigem Ringen der Moment gekommen, auf den Feind losgeht, um die Entscheidung so schnell als möglich herbeizuführen ... Zu der Auflösung ganzer Bataillone zum zerstreuten Gefecht wird man sich schwerlich entschließen, weil so unförmliche Plänklermassen im Feuer fast gar nicht zu regieren sind. Der Führer verliert sie wider seinen Willen aus der Hand, und das ist für den Angreifer wie für den Verteidiger gleich bedenklich, daher ich glaube, daß man auch ferner beim Tiraillement nicht über die Auflösung einer Kompagnie hinausgehen wird. In einem Kampfe die Entscheidung mit der blanken Waffe zu erzwingen, hängt von so vielen momentanen Umständen ab, daß es als ein vergebliches Bemühen erscheint, darüber im voraus Prinzipien feststellen zu wollen ...

Ich zolle den geistreichen Betrachtungen, welche Euer Königliche Hoheit weiter entwickeln, meine volle Anerkennung; allein da ich nicht einräume, daß das gezogene Perkussionsgewehr eine so große Revolution in der jetzigen Taktik hervorbringen wird, als Höchstdieselben voraussetzen, so scheint es auch nicht nötig, meinerseits darauf einzugehen, abgesehen davon, daß es bei dem Mangel einer festen Basis ohnehin ebenso schwierig ist, dergleichen Ideen zu bestätigen, als sie durch überzeugende Motive zu widerlegen ... Unsere westlichen Nachbarn besitzen militärische Intelligenz, Gewandtheit und viel natürliche Anlage in der Masse des Volkes, und insoweit ihnen diese schätzbaren Eigenschaften zustatten kommen, sind sie uns im Tiraillement überlegen, schon weil die Kunst den natürlichen Stoff zwar zu veredeln aber nicht zu ersetzen vermag. In der Uebung dieses Zweiges auf dem Terrain ist die französische Armee jedoch gegen die unserige zurück, darüber waltet nach den Berichten unparteiischer und geübter sachkundiger Beobachter kein Zweifel ob, und aus diesem Grunde kann ich dann auch nicht zugeben, daß bei uns das zerstreute Gefecht in der Kindheit liegt, wenn es auch hin und wieder der Fall sein mag. Gewiß ist es jetzt mehr wie je nötig, daß jeder hochstehende Offizier die kriegerischen Erscheinungen im Auslande aufmerksam verfolgt und sie mit den bestehenden Einrichtungen usw. im Vaterlande vergleicht; aber das Vertrauen zur eigenen Armee darf nicht verloren gehen, ebensowenig als selbst bei nicht gewöhnlichen Fähigkeiten und einem geschärften Urteil zu verlangen ist, daß aufgestellte Ansichten und Vorschläge sofort Berücksichtigung finden ..."

Oberst von Gliszinski kommt zu folgendem Ergebnis:

„... Ich glaube, daß bei der Perfektion der Schußwaffen der künftige Krieg einen anderen Charakter annehmen wird und halte die von Euer Königlichen Hoheit geschilderten ausgebrannten und ausgeschlackten ersten Treffen — Tirailleurs oder Linien — doch nur für unrichtig vergeudetes Menschenblut. Wir werden, glaube ich, mehr auf Märsche und Positionen als auf Feldschlachten angewiesen sein, wir werden, wenn gut postiert, kaum anders als mit Sappe und Schanzkorb angegriffen werden können, was wir teilweise in der Krim ja schon sehen, obschon dort noch lange nicht alles Zündnadel- und Miniégewehre hat ... Der Feldingenieur ist der Held der Zukunft, in seiner Hand liegt bei künftigen Kriegen ein großer Teil der Entscheidung, und es ist Pflicht, daß in Preußen diesem armen Stiefkinde aufgeholfen, und es gehegt und gepflegt wird."

Umgehend antwortete Prinz Friedrich Karl:

„Nicht der Feldingenieur, sondern die Beine der Infanterie werden neben deren Waffe die Hauptrolle künftig spielen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, wenn man eine Stellung hat, die so stark ist, daß der Feind sie vernünftigerweise nicht angreifen kann, er sie umgangen hat. Dieses kann in der Strategie, an die ich zunächst denke, stattfinden, aber auch in der Taktik, an die Sie denken. Zunächst das Strategische: Erfuhr man, daß der Feind in so starker Stellung stand, so ging man an ihr vorbei. Es ist dann immer zweierlei geschehen: Entweder zog man sich aus der Stellung Hals über Kopf zurück und suchte sich dem Feinde wieder vorzuschieben, oder man wirkte auf seine Verbindungen. Beides ist nicht so siegversprechend, als dem vorbeigehenden Gegner, der durchaus nicht immer in ganz schlagfertigem Zustand sein kann, in die Flanke zu fallen, ihn anzugreifen. Ich sehne mich, in eine solche Lage zu kommen, die vorteilhafteste, die es gibt für eine Armee, die einen Verteidigungskrieg führt. Ich weiß nicht, daß es je geschah. Clausewitz empfiehlt dieses Verfahren im 28. Kapitel des VI. Buches in für mich überzeugender Weise. Für die Taktik nun, also wenn die Umgehung angesichts der Position geschieht, lassen sich Analogien finden. Der aus der Stellung Hervorbrechende entbehrt aber vieler Vorteile, die er hätte, wenn das Umgehen im strategischen Bereich geschähe, besonders wenn er — wie wahrscheinlich — der Schwächere ist. Eine Stellung, in der ich mich schlagen will, muß so sein, daß sie den Gegner noch immer zum Angriff einladet."

Unwillkürlich war der Prinz durch diesen Meinungsaustausch auf das strategische Gebiet abgeschweift, und so behandelt denn auch

ein weiterer Aufsatz der Sammlung „Einige Einflüsse jener Bewaffnung auf die Strategie" (Dezember 1855). Aus ihm ist die folgende Stelle besonders charakteristisch:

Einfluß der Bewaffnung mit gezogenen Gewehren auf die Strategie

„Stellungen wird man mehr als sonst durch Verschanzungen, oder besser durch Brustwehren (Schutz gegen Kugeln) zu sichern suchen und die Artillerie einschneiden. Die Verteidigung wird mehr noch als bisher die stärkere Art des Krieges. In der Verteidigungsschlacht, und leider werden sich die vorsichtigen Generale sehr hierüber freuen und zu Fehlern verführt werden, wird der Gegner durch die bloß passive Verteidigung mehr als sonst erschüttert werden. Jene Generale könnten so weit gehen, aus der Passivität gar nicht herauszutreten, und doch ist die Offensive jetzt als Schluß der Defensivschlacht noch mehr denn je anzuraten und erfolgverheißend.

Liegt in der neuen Bewaffnung, durch welche ein Bataillon, eine Kompagnie künftig eine viel wichtigere Rolle spielen wird als sonst, für den weniger durchgebildeten General nicht die Gefahr, zum Beispiel bei Verteidigung eines großen Stromes oder eines Gebirges wieder zum Kordonsystem überzugehen, weil ja jeder Posten, wenn auch numerisch nicht stark, doch durch seine Bewaffnung stark wird? Ich meine aber vielmehr, die neue Bewaffnung soll uns dahin führen, wo wir detachieren müssen, numerisch schwächer zu detachieren, also mehr zusammenzuhalten, und dahin, überhaupt nicht öfter, als die Theorie jetzt festgestellt hat, zu detachieren. Ich meinerseits bin mir darüber klar, daß ich durch diese Bewaffnung mich nicht zum Kordonsystem verleiten lasse und auch darüber, daß einer mit glatten Gewehren bewaffneten Armee gegenüber ich jedenfalls überall numerisch schwächer detachiere als sie, oder als es bisher bei uns geschah. Dies wird mich jedoch auch nicht so weit treiben, organische Einheiten, sozusagen ohne Not, zu zerreißen . . .

Genug der Andeutungen.

In der Hand eines kühnen Strategen mit feinem Takt und mit der Gabe gut zu erraten, kann die Armee mit gezogenen Gewehren ein Instrument zu den herrlichsten Taten werden, denn sie macht ihm manches leichter als ehedem, wie ich zu zeigen versuchte. Andere Strategen aber sollte es nicht geben.

Es versteht sich, daß, wer die Einflüsse der Taktik leugnet, auch die auf die Strategie nicht zugeben kann, sofern ich sonst richtige Schlüsse gemacht habe. Es wird übrigens keines außerordentlichen Talents bedürfen, seine Einflüsse zur Geltung zu bringen, keines Friedrichs des Großen oder Napoleons — die Wahrheit bricht sich

selber Bahn. Der klare Verstand des Feldherrn, die praktische Armee wird zuerst sie ausbeuten, die anderen folgen ganz bestimmt. Aber den Anfang zu machen ist eben doch nicht jedermanns Sache, und doch liegt gerade hierin das Uebergewicht. Nachzufolgen zwingt die Not ..."

Moltkes Ansicht über den Einfluß des verbesserten Gewehrs auf die Taktik

Moltke kommt in seinem schon erwähnten Aufsatz zu ähnlichen Schlüssen, indem er sagt:

„Der Vorteil, sich angreifen zu lassen, überwiegt trotz des moralischen Impulses, den der Angriff für sich hat. Die Defensivschlacht mit schließlicher Offensive wird die stärkste Form. Terrainabschnitte erhalten, namentlich verstärkt durch Verschanzungen, eine außerordentliche Festigkeit und werden daher vom Verteidiger aufgesucht werden. Nicht bloß schwer passierbare Hindernisse, sondern auch nur Deckung gewährende Terrainwellen mit freiem Gesichtsfeld bieten solche Abschnitte ... Das zerstreute Gefecht gewinnt eine immer größer werdende Anwendung ... Bei der außerordentlichen Stärke, welche jeder Terrainabschnitt durch das sicher- und fernwirkende Infanteriegewehr erlangt hat, wird man den Feind bei dem freilich nie ganz zu vermeidenden Angriff auf Dörfer, Wälder und Defileen, soweit es irgend angeht, durch Manöver zu umgehen suchen ..."

Strategische Gedanken des Prinzen über Angriff und Verteidigung von Stellungen

Seine oben nur kurz angedeuteten strategischen Ansichten hat Prinz Friedrich Karl einige Jahre später (1858) in der anonym veröffentlichten Broschüre „Einige Gedanken über die heutige Kriegführung" näher ausgeführt. Dort heißt es über „Verbesserte Feuerwaffen":

„Wie es scheint unter dem Eindrucke der staunenswerten Treffresultate auf den Scheiben, welche in die Augen springen, und unter Einflüssen, die alles gegenwärtige und künftige Heil der Armeen nur aus den vervollkommneten Schußwaffen entspringen sehen, erheben sich in der Neuzeit Stimmen, welche die Grundsätze der Kriegführung des neunzehnten Jahrhunderts, wie sie jetzt theoretisch bestehen und sich in den französischen Revolutionskriegen und in denen gegen das Kaiserreich aus der Praxis entwickelten und bewährten, modifiziert sehen möchten. Sie neigen zu der Ansicht, daß die Kriegführung der verstärkten taktischen Verteidigung angepaßt, und daß der Tendenz der Heere zum Stillstehen vor dem Feinde oder zu einem doch nur sehr bedächtigen Vorschreiten ... Rechnung getragen werde. Sie möchten den Krieg wieder den Charakter des Positionskrieges, wie im vorigen Jahrhundert, annehmen sehen und sich nur auf Schlachtfeldern schlagen, welche eine möglichst große Entwicklung der Feuer-

wirkung gestatten. Sie verlangen sogar, daß die strategischen Entwürfe die Heere entweder in Positionen bringen, welche gewissermaßen als ein Schlüssel des Landes zu betrachten wären, oder daß die Schlachtfelder in Gegenden verlegt werden, welche möglichst die Gestaltung ebener Exerzierplätze haben. Sehen wir in der Kürze, was sich hiergegen sagen läßt.

Jenem Gedanken, sich mit der Armee nur in einer im voraus ausgesuchten Position schlagen zu wollen, liegt Fehlerhaftes zugrunde. Es gibt kaum eine Position, welche ein Land so deckte, daß ihr Besitz über den Besitz des Landes bestimmte.

Der Verteidiger allein ist in der Lage, sich ein Schlachtfeld aussuchen zu dürfen, der Angreifer kann es nicht. Wählt sich jener eine Art Exerzierplatz als Schlachtfeld, so werden wegen der mangelhaften Deckung die beiderseitigen Verluste ungeheuer sein ... Ob, unter Berücksichtigung jener Verluste, ein entscheidender Erfolg errungen werden kann, muß zweifelhaft erscheinen. Wenn es aber einen Weg gibt, der mit weniger Verlusten mehr Erfolg verspricht, so ist er gewiß vorzuziehen. Wir glauben ihn richtig zu bezeichnen, wenn wir behaupten, daß man nur der Strategie ihr altes Recht, die Entwürfe zum Kriege nach dem Stande dieser Wissenschaft, unbekümmert um die Feuerwaffen, nicht beschneiden muß ... Bei der Auswahl des Schlachtfeldes entscheiden zunächst die strategischen Rücksichten, danach erst die taktischen. Was ist die Strategie anderes, als die Kunst, das politische Ziel des Krieges durch die Verwendung der gegebenen Streitkräfte zu erreichen? Gefechte und Schlachten sind nur ihre Hauptmittel. Hieraus folgt, daß sie nur dann und da geschlagen werden sollten, wo die strategischen Rücksichten es gebieten, und daß die taktischen den strategischen nachstehen. Man wird mithin der Kriegführung in der Theorie den bewährten, mehr operativen Charakter im Vergleich zu dem mehr stabilen nicht ungestraft nehmen dürfen. Man denke an Ulm und Jena als Schreckbilder, an Napoleons Feldzüge in Italien, an den Feldzug von 1809 und an die Schlesische Armee von 1813 und 1814 als Vorbilder.

Dennoch, das müssen wir zugeben, wird es geschehen, und jetzt häufiger vielleicht als früher, daß die Praxis nicht hinlängliche Rücksicht auf sie nimmt und daß die Strafe nicht immer auf dem Fuße folgt. Blicken wir nämlich zurück in der Kriegsgeschichte, so finden wir, daß weit mehr Männer mittelmäßiger Begabung an der Spitze der Heere standen als Feldherrn wirklich ersten Ranges, und das wird auch künftig der Fall sein, obgleich der Krieg jetzt wissenschaftlich erlernt und insofern regelrechter geführt werden kann und will.

Wo mittelmäßige Köpfe aber und weniger energische Männer Feldherrnrollen übernehmen, wird der Krieg seinen modernen und eigentlichen Charakter verlieren und fehlerhafter, besonders lauer geführt und stabiler werden. Man wird sich nicht leicht in den Mangel positiver Nachrichten, in die Unsicherheit und den Kalkül mit Wahrscheinlichkeiten zu finden wissen, immer recht sicher gehen wollen, deshalb nichts wagen, sich freiwillig des auch strategisch wichtigen Elements der Ueberraschung begeben und die Benutzung der Zeit, die im Kriege so wichtig ist, versäumen. Sind beide Feldherrn mehr lau und defensiv gesinnt, wie dies bei bloßen Taktikern jetzt häufig der Fall sein wird, stehen nicht allzu große Interessen auf dem Spiele, so werden Schlachten künftig seltener vorkommen und eigentliche Entscheidungskämpfe noch seltener . . .

Denken wir uns den strategischen Verteidiger in einer Position, welche den strategischen Anforderungen ziemlich entsprechen mag, welche aber durch Natur oder Kunst oder durch die jetzt mögliche erhöhte Feuerwirkung so stark geworden ist, daß sie in der Front nicht angegriffen werden kann. Vernünftigerweise wird dann der Stier nicht bei den Hörnern angefaßt werden. War die Stellung aber gut gewählt, so wird ihre taktische Umgehung und der Angriff auf eine ihrer Flanken ebenfalls nicht Erfolg versprechen. Der taktische Angriff unterbleibt also, und der laugesinnte, strategische Angreifer wird sich vor der Stellung mehr oder minder gut aufstellen. In dem trügerischen Glauben, nur einen günstigen Zeitpunkt abwarten zu wollen, wird der Augenblick der Entscheidung verschoben. Beide Teile lassen die Zeit müßig verstreichen oder füllen sie mit nichtssagenden Unternehmungen aus . . . Anders als jener laue, angreifende Stratege würde ein energischer und unternehmender handeln. Wenn er einer Position begegnet, die er für unangreifbar hält, so geht er an ihr im strategischen Sinne vorbei. Hiermit hebt er ihre Wirksamkeit auf, denn der Verteidiger wird die Stellung alsdann gewöhnlich verlassen. Ist er sehr defensiv gesinnt, so wird er nicht dasselbe tun, was der Angreifer tat, der seine Verbindungen zeitweise aufgab. Er wird nicht im Rücken des Angreifers operieren, weil es dann leicht zu einer Schlacht mit verkehrter Front kommen kann, die unter allen Umständen entscheidend ist . . . Vielmehr wird der Verteidiger von zwei Dingen eins wählen. Wahrscheinlich eilt er, sich von neuem dem Gegner vorzulegen, der durch dieses Verfahren einen Strich Landes gewinnt und den vom Eilmarsch ermüdeten Verteidiger nun wahrscheinlich in einer Position trifft, welche diesem weniger Vorteile darbietet als die verlassene. Wäre dies aber nicht der Fall, so versucht

der Angreifer das Manöver von neuem, bis er den Verteidiger so aufgestellt findet, daß er ihn angreifen kann.

Legt sich der Verteidiger aber nicht dem vorbeigehenden Angreifer vor, so wird er ihn, während dieser im Flankenmarsch begriffen ist, anfallen und hat hierbei den Vorteil, möglicherweise auf getrennte Marschkolonnen zu stoßen, die nicht vollständig in der Lage sind, der vereinigten Kraft des strategischen Verteidigers, der jetzt der taktische Angreifer wird, zu widerstehen . . ."

Der Dänische Feldzug 1864 hat diese operativen Ansichten auf ihre Stichhaltigkeit geprüft. Prinz Friedrich Karl beabsichtigte, die in der Front taktisch unangreifbar scheinende Danewerkstellung strategisch durch den Uebergang über die Schlei zu umgehen. Er rechnete dabei auf einen „energisch gesinnten strategischen Verteidiger", der ihn beim Uebergang anfallen würde, und ging daher zwar entschlossen, aber „tête perdue in sein Verhängnis".[1] Der Feind jedoch war vorsichtig, entwich beizeiten, allerdings „Hals über Kopf", und bezog eine neue Stellung in den Düppler Schanzen. Der Prinz gewann „einen Strich Landes", fand den Gegner jedoch nicht „in einer Position, die ihm weniger Vorteile bot als die verlassene", sondern in einer noch stärkeren. Er wollte daher den taktischen Angriff in der Front wiederum unterlassen und die Stellung strategisch umgehen und im Rücken angreifen. Nur an der Ungunst der Verhältnisse, die außerhalb seines Machtbereichs lagen, scheiterte der kühne, erfolgverheißende Plan. Der Prinz geriet sehr gegen seinen Willen in die Rolle des „laugesinnten strategischen Angreifers". Es blieb nichts übrig, als „den Stier bei den Hörnern zu fassen", d. h. der zeitraubende und schließlich doch nicht die Entscheidung bringende förmliche Angriff auf die Düppelstellung.

Der Sammlung „Was sich das Bornstädter Feld erzählt", wie sie im Winter 1855/56 entstand, hat der Prinz später noch drei, erst im Februar 1858 verfaßte Aufsätze angeschlossen. Von ihnen ist der eine, „Beleuchtung einiger Fragen über die jetzige und künftige Leistungsfähigkeit der preußischen Kavallerie", bereits früher auszugsweise mitgeteilt.[2] Wie dieser, beschäftigen sich auch die beiden anderen Aufsätze mit organisatorischen Fragen, weil solche durch die vom Prinzregenten angebahnte Armeereorganisation in den Mittelpunkt der fachmännischen Diskussion gerückt waren.

---

[1]) Seite 295.
[2]) Seite 145 ff.

„Umgestaltung der Infanterie“

In dem Aufsatz „Umgestaltung der Infanterie“ wird der Wunsch ausgesprochen und begründet, der Armee bei der Umwandlung des Landwehrsystems in ein Kadersystem eine möglichst biegsame Gliederung zu geben, damit sich die Rahmen der Feld- und Ersatzbataillone leichter als bisher aus dem Friedensstande herausheben und dem nach Kriegstheater und Größe des Krieges wechselnden Bedürfnisse anpassen ließen. Zum Schlusse sagt der Prinz:

„Wichtiger aber als diese Formationsveränderungen ist zweierlei:

1. daß man sich endlich dazu entschließt, die Anforderungen des Parade- und Friedensdienstes aufzugeben, und die ganze Zeit, welche der Infanterist bei der Fahne zubringt, zu seiner Ausbildung nur auf dasjenige zu verwenden, was er im Kriege anwenden kann. Hierbei wird so viel Zeit erspart werden, daß eine dreijährige Dienstzeit, wie sie jetzt nach vieler Mühe und mit großen Geldopfern eingeführt ist, freilich wünschenswert, aber keineswegs notwendig erscheint;

2. daß der Infanterie eine Anzahl jüngerer Generale und Stabsoffiziere verschafft wird, welche der eingeschläferten Masse Leben und Frische einhauchen und bei den Umgestaltungen Hand ans Werk zu legen vermögen, welche die durchgehende Bewaffnung mit gezogenen Gewehren und die von des Königs Majestät unter Hinweisung auf Frankreich (Allerhöchste mündliche Manöverkritik in Pommern 1856) empfohlene größere Beweglichkeit und Gewandtheit des einzelnen wie der Masse mit gebieterischer Notwendigkeit endlich erheischen.“

„Umgestaltung der Artillerie“

Der dritte dieser Aufsätze behandelt „Die Umgestaltung der Artillerie“. Der Prinz beruft sich in ihm auf die damals gerade erschienene Broschüre des Generals der Infanterie z. D. von Brandt „Observations rélatives à la brochure du général Jomini“, in der auseinandergesetzt war, daß die Bedeutung der Artillerie künftig durch die erhöhte Treffähigkeit der Infanterie beeinträchtigt werden würde, und spricht sich bei der anscheinenden Aussichtslosigkeit einer baldigen Vervollkommnung der Artillerie für eine Verringerung der Zahl der Batterien aus. Er begründet diesen Vorschlag aus großen Gesichtspunkten:

„Die Artillerie hat einen großen Troß, welcher die Beweglichkeit der Armee auf schlechten Landwegen, in schlechter Jahreszeit und in bergigen Gegenden vorzugsweise erschwert, die Kolonnen verlängert, die Straßen verfährt und die Defileen verstopft. Jede Verminderung der Artillerie wird die Armee um vieles beweglicher und schneller machen.

Die Marschfähigkeit und Beweglichkeit einer Armee als solcher, die überraschenden Konzentrierungen, das sind die Dinge, welche der neueren Kriegführung, wie sie Napoleon hervorgerufen, den eigen-

tümlichen Charakter, nämlich den der großen und raschen Entscheidungen, verliehen haben. In den Freiheitskriegen zeigte das Blüchersche Hauptquartier, daß es diesen Charakter der neueren Kriegführung von unseren Feinden gelernt und begriffen hatte. Der Erfolg blieb nicht aus. Ich glaube mich nicht zu täuschen, kann es jedoch, ohne persönlich zu werden, nicht beweisen, daß wir heutzutage uns nicht vorzugsweise in derselben Richtung bewegen. Die Strategie ist eine unter unseren Generalen wenig verbreitete Wissenschaft, die Vorliebe für die alten Formen der Taktik, die Hinneigung zu sogar veralteten Formen ist zu allgemein, und ich höre viel von der Wiederkehr der Zeiten der Positionskriege und von der verschanzter Stellungen reden. Unsere letzten kleinen Kriege in Schleswig und Baden trugen auch nicht den Stempel der durch schnelle Märsche herbeigeführten großen Entscheidungen. Ich führe dies alles an, um meine Befürchtungen zu motivieren, daß unser nächster großer Krieg nicht sehr wahrscheinlich sich derjenigen Mittel bedienen wird, die wir von Napoleon lernten. Viel und alles beinahe wird in dieser Beziehung von der Energie des Feldherrn abhängen. Diese müßte aber gewaltig und ungewöhnlich sein, um diejenige Friktion, welche gerade unsere Armee ihm hemmend in den Weg legen wird, zu besiegen. Wenn man eine Armee zum Kriege vorbereitet, so muß dies dergestalt geschehen, daß nicht allein ein ganz ungewöhnlicher Mann die großen Erfolge herbeizuführen imstande ist. In der Zahl der Feldherrn kommen ja gewöhnliche Geister ebenso oft vor als überlegene. Jenen aber, den gewöhnlichen, soll mein Vorschlag die Mittel zur Kriegführung im Napoleonischen Sinne erleichtern und die nach älterer Art erschweren. Dies wird geschehen, wenn man dem Feldherrn eine Armee anvertraut, welche durch den Fortfall einer Anzahl Batterien und ihres Trosses um vieles beweglicher ist, als es je eine Napoleonische Armee war. Uebersehen wir dabei nicht, daß unsere Armee wenigstens nicht diejenige Marschfähigkeit besitzt, welche den Franzosen eigen ist, und daß wir wegen unserer vielen Zündnadelgewehre, durch deren Eigentümlichkeit ein größerer Munitionsverbrauch geboten ist (Schnellfeuer), jedenfalls aber eintreten wird, den Troß der Armee durch eine größere Anzahl Patronenwagen, die zum Teil wohl bei den Truppen werden bleiben müssen, überdies vermehrt sehen werden. Wir müssen also an einer anderen Stelle denselben vermindern, um wenigstens die frühere Beweglichkeit der Armee wieder zu erlangen ...“[1])

---

[1]) Auch in der Broschüre „Einige Gedanken über die heutige Kriegführung“ findet sich der gleiche Vorschlag (Seite 11).

Bekanntlich wurde der Artillerie bald darauf durch die Vermehrung der schweren Kaliber und die Einführung gezogener Geschütze wieder ihre hohe Bedeutung im Kampfe zurückgegeben. In den dabei entstehenden und jahrelang lebhaft geführten Streit der Meinungen über den Wert der gezogenen Geschütze griff der Prinz als Nichtfachmann nicht selbst ein; er wurde jedoch durch die ihm im Februar 1859 auf seinen Wunsch übersandte Denkschrift des Generals Encke für die neue Richtung völlig gewonnen und ließ daher auch folgerichtig seine Wünsche für eine Verminderung der Artillerie ebenso schnell wie vollständig fallen.

Zum Schlusse dieses Kapitels noch ein kurzes Wort über die schon erwähnte Broschüre „Einige Gedanken über die heutige Kriegführung", aus der die oben wiedergegebenen strategischen Betrachtungen entnommen sind. Sie entstand aus der gleichen Anregung durch den Prinzen von Preußen wie der Aufsatz über die Disziplin des Infanteristen.[1]) Der Prinz begann sie im Juli 1858, vollendete sie im September und ließ sie im Dezember, ohne seinen Namen zu nennen,[2]) im Druck erscheinen. Sie wurde von der Fachpresse eingehend besprochen und im allgemeinen sehr anerkennend beurteilt.

Taktisches aus der Broschüre „Einige Gedanken über die heutige Kriegführung"

Viele der Gedanken und Vorschläge, die wir aus anderen Arbeiten des Prinzen schon kennen, finden sich hier, mehr oder weniger kurz berührt, wieder. Aus den taktischen Betrachtungen sei hervorgehoben, daß der Verfasser für die zweigliedrige Stellung der Infanterie und vermehrte Anwendung der Kompagniekolonnen im Gefecht eintritt. Da der Verteidigung infolge der verbesserten Feuerwaffen die größere Stärke innewohnt, sinnt er auf Deckungsmittel für den Angreifer, um ihm sein Vorgehen trotzdem zu ermöglichen. Das erste Treffen hat darum in Schützenlinien, Kompagniekolonnen und Linien zu fechten unter sorgfältigster Geländeausnutzung, das Feuer im Liegen wird die Regel. Für das zweite Treffen wird das Vorgehen in Angriffskolonnen mit Deployier-

---

1) Seite 170 ff.

2) Der Prinz wollte die Anonymität strengstens gewahrt wissen. So schrieb er am 31. Januar 1859 an Graf Gustav Waldersee: „In der Anlage übergebe ich Ihnen ein kleines Produkt meiner Mußestunden. Ich habe es im geheimen der Oeffentlichkeit übergeben, und wiewohl man mich im Publikum vielfach als Verfasser nennt, gestehe ich es doch nirgends ein. Erst will ich die Kritiken erwarten, welche hoffentlich nicht ausbleiben werden. Die in der „Oesterreichischen Militärzeitung" war sehr günstig. Ich bitte Sie also und befehle Ihnen, durchaus reinen Mund zu halten und auch niemandem zu schreiben, daß Sie die Broschüre gelesen haben, weil man dann wissen müßte, daß nur ich sie Ihnen geschickt habe..."

distanzen, oder, wo der Gefechtszweck und das schützende Gelände dazu auffordern, in größeren zusammengezogenen Massen empfohlen. Der Angriff selbst soll unter möglichster Ausbeutung vorangegangener und ihn begleitender Feuerwirkung erfolgen. Also nicht bloß Schützen in den Flanken, sondern auch vor den Kolonnen bis zum letzten Augenblick. „Die Entscheidung einer Schlacht besteht sehr selten in einem einzigen entscheidenden großen Schlage allein. Der letzten Entscheidung gehen vielmehr eine ganze Reihe partieller voraus, und die Wagschale des Sieges sinkt nicht auf einmal, sondern schwankt zuweilen und neigt sich gewöhnlich sehr allmählich erst auf eine Seite." Solche partielle Entscheidungen, die Wegnahme eines Dorfes, einer Anhöhe u. dgl., muß sich der Angreifer zunutze machen, indem er den Verteidiger zu ihrer Wiedereroberung, d. h. zum taktischen Angriff verleitet und nun selbst als Verteidiger seine Feuerwirkung ausbeutet. Die Entscheidung selbst wird nicht durch das Feuergefecht gegeben — dieses dient nur zu ihrer Vorbereitung und hinterher zur Ausnutzung —, sondern durch den Anlauf mit der blanken Waffe oder das Drohen mit ihm. „Attacken im Laufschritt mit schlagenden Tambours berauschen den Infanteristen und machen sein Blut wallen, so daß ihm ähnlich zumute ist wie dem Reiter, wenn Fanfaro geblasen ist." Der Verteidiger hinter seinen Deckungen „wird so lange trefflich sein, bis das Bajonett ihm nahe kommt. Dessen Annäherung hielt er, seines Feuers wegen, nicht für möglich; sie findet dennoch statt, er ist auf sie unvorbereitet, er stutzt, d. h. sein Moralisches leidet . . . Solche und ähnliche Wirkungen moralischer Art richtig zu würdigen ist die Aufgabe höherer Führer, und deshalb haben diejenigen ganz recht, welche behaupten, daß unter den Kenntnissen, die ein Feldherr besitzen müsse, die des menschlichen Herzens eine der wichtigsten ist,[1]) und wir möchten hinzufügen, daß das moralische Element, das im Frieden häufig so wenig beachtet und dessen Existenz von gewissen Schwärmern für die Feuerwirkung, von der allein sie sich alles Heil versprechen, wohl gar übersehen wird, doch nach wie vor die entscheidendste Rolle im Kriege spielt".

So führt der Verfasser seine den äußeren Veränderungen und Fortschritten auf technischem Gebiet angepaßten taktischen Anschauungen wieder auf die ewige Grundwahrheit alles kriegerischen Handelns zurück.

[1]) Ein Wort Marmonts, auf das sich der Prinz sehr häufig beruft, z. B. auch in der Denkschrift „Ueber die Kampfweise der Franzosen" (1860, Seite 12) und in seinen „Notizen zum Gebrauch im Felde".

IX. Kapitel

Eine Krisis

Dienstliche und persönliche Mißhelligkeiten während des Kommandos über die 1. Gardedivision — Der Prinz erhält die 2. Gardedivision — Einjährige Beurlaubung — Verhältnis zu Manteuffel — „Notizen zum Gebrauch im Felde" — Briefe von Roon und Schlegell

Dienstliche und persönliche Mißhelligkeiten während des Kommandos über die 1. Gardedivision

Eine Zeitlang hatte der Prinz geglaubt, er werde mit seinen Anschauungen siegen, als der König ihm im Februar 1857 das Kommando der 1. Gardedivision anvertraute. Er selbst sagt darüber: „Der König wußte durch mich selbst, ebenso wie mein kommandierender General, daß meine Ansichten über die Ausbildung und den Gebrauch der Truppe von den maßgebenden wesentlich abwichen; denn ich hatte beiden erklärt, daß ich aus diesem Grunde für ein höheres Kommando mich im Frieden nicht geeignet hielte. Wenn der König mir dennoch eine Division anvertraute und zu einer Zeit, die ich wegen mehrerer wichtiger Fragen, welche besonders an unsere Infanterie herantraten, eine Krisis nennen möchte, so konnte ich ohne die mindeste Selbstüberschätzung nicht anders denken, als daß ich bestimmt sei, in der mir angewiesenen Sphäre mitzuarbeiten an der Lösung jener Aufgaben. Hierzu fühlte ich Beruf und ging mit großer Freudigkeit ans Werk."

Bald genug mußte sich der Prinz jedoch von der Irrigkeit der Voraussetzung überzeugen, die jene Freude geweckt hatte. Seine zahlreichen Gegner, verletzt durch die einschneidende Schärfe seines Auftretens und eine oft herbe Kritik, schwiegen nicht. Unkontrollierte Zwischenträgereien und Gerüchte wußten seine Art des Dienstbetriebes als in grellem Widerspruch mit den reglementarischen Festsetzungen und dem Wortlaut der Allerhöchsten Vorschriften zu schildern. Es hieß, er ruiniere die Truppe durch unerhörte Anstrengungen. Der kommandierende General, der ihn unbedingt gedeckt haben würde, war auf Urlaub. Als nun plötzlich im Sommer die Einstellung der vom Prinzen geleiteten Uebungen der Potsdamer Garnison eine Woche vor dem festgesetzten Zeitpunkt befohlen wurde, während diejenigen der Berliner Garnison ihren Fortgang nahmen, glaubte er sich vor der ihm unter-

gebenen Truppe bloßgestellt und trug sich mit der Absicht, seine Stellung zur Disposition nachzusuchen. Der Flügeladjutant Oberst von Manteuffel, der damals schon die Geschäfte als Chef der Abteilung für persönliche Angelegenheiten im Kriegsministerium (Militärkabinett) führte, bewog ihn, das Gesuch vorläufig zurückzuhalten.

Von Anfang an hatten sich in den Kampf um das System dienstliche und persönliche Mißhelligkeiten gemischt. Es war dem Prinzen nicht gegeben, im Streit der Meinungen mit seiner Kritik zurückzuhalten, er verlor die Fühlung mit den ihm unterstellten Kommandeuren, die nicht so weit sahen wie er. Umsonst mahnte sein ihm so wohlwollender kommandierender General zur Mäßigung:

„Wenn Sie es ernstlich wollen, so gebieten Sie über die Herzen vieler und damit ist viel zu leisten, ohne sie nichts! Selbst die an Verstand, Urteil, Gaben, Erfahrung in der Geschichte Hochhervorragenden haben durch herzgewinnendes Wesen, begeisternde Kraft oder Wohlwollen ihre Untergebenen fortreißen und damit Großes schaffen können. Nur mit einer Meinung von sich räumt man zuletzt nicht einen Stein aus dem Wege, im Verein treuer Kameraden und im Aufblick zu Gott — Felsen!“

Sein Generalstabsoffizier, Major von Obernitz, machte die Erfahrung „daß es schon damals eine sehr bestimmt ausgeprägte Eigenart des prinzlichen Herrn war, von seinen Untergebenen sich weder beeinflussen, noch sich soufflieren zu lassen“ [1]). Ein neuer Vorfall nahm diesem das richtige Augenmaß für eine objektive Beurteilung seiner Lage.

Ernennung des Prinzen zum Kommandeur der 2. Gardedivision

Mit Beendigung der Herbstübungen und der Kavallerieexerzitien, die ihm wieder in reichem Maße die Allerhöchste Anerkennung eingetragen hatten, wurde der Prinz am 19. September 1857 in seiner Eigenschaft als Divisionskommandeur von der 1. zur 2. Gardedivision versetzt. Aeußerlich war dieser Kommandowechsel in der Allerhöchsten Kabinettsorder dadurch begründet, daß der Prinz durch die Ernennung des bisherigen Kommandeurs der 2. Gardedivision, des Prinzen August von Württemberg, zum kommandierenden General des III. Armeekorps der älteste Divisionskommandeur im Gardekorps geworden und wegen der auf ihn übergehenden Vertretung des kommandierenden Generals in Berlin seinen Wohnsitz haben müsse. Im Grunde war es jedoch ein Ausweg, um das unhaltbar gewordene Verhältnis des Prinzen zu den ihm unterstellten Truppenkommandeuren innerhalb der 1. Gardedivision zu lösen. Er

---

[1]) Vergl. Dr. Krieg, General von Doering. Seite 80.

sah darin, daß er den einflußreicheren und selbständigeren Potsdamer Wirkungskreis aufgeben mußte, eine erneute, wenn auch nicht beabsichtigte Kränkung und eine Beeinträchtigung seiner persönlichen Interessen und blieb taub gegen das Zureden seiner Freunde, die sich Mühe gaben, ihm den Garnisonwechsel aus dem „ledernen, monotonen, geistig armen Potsdam" nach Berlin in günstigem Lichte zu schildern. Er war entschlossen, nunmehr sofort seinen Abschied zu erbitten, und konnte nur schwer dazu bewogen werden, sein neues Kommando anzutreten. Schließlich tat er es, aber mit dem bestimmten Vorsatze, in absehbarer Zeit sein Gesuch zu erneuern. Obwohl die dienstlichen Verhältnisse in Berlin ihm zusagten und er sich sehr bald durch das volle Vertrauen der ihm untergebenen Kommandeure und Offizierkorps getragen sah, glaubte er doch, den Kampf gegen das herrschende System als vergeblich aufgeben zu müssen, und hielt dafür, daß sein ferneres Verbleiben im aktiven Dienste mit seinem persönlichen wie dienstlichen Interesse nicht vereinbar sei. Am 22. Mai 1858 legte er dem Prinzen von Preußen, der als Stellvertreter des schwererkrankten Königs Friedrich Wilhelm IV. die Regierung führte, die Bitte um Entbindung von seiner Stellung vor. In einem ausführlichen privaten Begleitschreiben begründete er das Gesuch unter Bezugnahme auf die als Kommandeur der 1. Gardedivision gemachten Erfahrungen damit, daß die Zeit die Wunden nicht habe heilen können, und seine Lust zum Dienste durch die Gesamtwirkung der angeführten Tatsachen anderen Empfindungen Platz gemacht habe. „Wie ich von der Ueberzeugung durchdrungen bin," so schloß er, „daß meine Stellung, die ich in der Armee einnehme, gewiß leicht zu ersetzen sein wird, so lebt in mir andererseits auch die Gewißheit, daß ich, wenn es gilt, dem Rufe und Befehle des Königs folgen und mich mit allem, was ich bin und habe, stellen werde."

Einjährige Beurlaubung des Prinzen

Der Prinz von Preußen entsprach diesem Wunsche, indem er ihm durch Allerhöchste Kabinettsorder vom 29. Mai unter Entbindung von der Stellung als Kommandeur der 2. Gardedivision eine einjährige Beurlaubung aus dem aktiven Dienste erteilte. In den Kreisen seiner Freunde und innerhalb der Armee, soweit sie Kenntnis von den inneren Vorgängen hatte, wurde der Entschluß des jungen Prinzen verschieden beurteilt.

Es wäre müßig, heute darüber Betrachtungen anzustellen, ob der ganz außergewöhnliche Schritt Friedrich Karls der richtige oder einzig mögliche war. Für die Beurteilung seines Charakters ist es jedoch wichtig, festzustellen, daß er ihn nicht in vorschnellem Unmut,

Marmorpalais. 2 Juni
1858

Euer Excellenz

Da ich durch ärztlichen, bestimmten Befehl für einige Tage verhindert bin, den Bereich des Palais zu verlassen, so bitte ich es zu entschuldigen, wenn ich mit meiner Abmeldung, die ich doch gern persönlich bei Euer Excellenz machen möchte, noch einige Tage zögere.

Ich kann aber nicht umhin schon jetzt, beim Scheiden aus dem Dienstverhältniß mich unter Euer Excellenz Befehlen, Ihnen auszusprechen, daß mir derselbe

über alle Menschen theuer, erhebend
und lehrreich gewesen, sie und
mich zu unauslöschlichem Danke
verpflichtet. Derselben spreche ich
so recht aus Herzensgrunde gegen
Ew. Excellenz aus und drücke
gerührt die Hand, die mich stets
so väterlich und liebevoll
schirmte und führte! Ew. Excellenz
verlieren durch mein Scheiden
einen Ihrer wärmsten Verehrer,
die Sie im Gardekorps hatten.

Wenn der Befehl des Königs,
wie ich wohl erwarten darf,
mich später einmal wieder in

einer dienstlichen Stellung nicht, so
werde ich doch, wie es scheint, wie-
wieder den Vorzug haben, unter
Ihrer Excellenz direktem Befehl
zu stehen, aber Ihr Andenken werd'
ich segnen bis an mein Lebens-
ende und Alles, was Sie mir gelehrt,
gesagt und geschrieben, stets beher-
zigen!

Wenn Eure Excellenz auch
mit meinem Gesuch, welches der
König zwar nicht genehmigt hat,
worauf er aber eingegangen ist,
nicht einverstanden waren, so wer-
den Sie meiner Auffassung eine
gewisse Berechtigung doch nicht absprechen,

in keinem Falle mir deshalb aber
Ihre Theilnahme und väterliche Freund-
schaft, welche mir so unschätzbar sind,
in irgend einer Weise entziehen.
Ich bin dessen so gewiß, daß ich Sie
darum nicht zu bitten brauche und
bleibe bis in den Tod

Euer Excellenz

dankbarer und getreuer

Friedrich Carl Prinz v. Preußen

sondern nach reiflichster Ueberlegung in der festen Ueberzeugung tat, daß seine eigene Ehre ihn unbedingt erforderte. Sein subjektives Empfinden ließ ihm keine andere Wahl. Er fühlte als preußischer Offizier, der sich gekränkt und verletzt glaubte „und lieber von selbst ging, als daß er sich dem aussetzte, daß man moralisch mit den Fingern auf ihn wies und über ihn dachte: ‚Das ist auch einer von denen, der besser täte, von dem Handwerk zu bleiben'."[1])

Bezeichnend für die Stimmung, in der er das selbstgewollte Geschick hinnahm, ist sein am 2. Juni 1858 verfaßter Abschiedsbrief an den General von Gliszczinski, der inzwischen die 13. Infanteriebrigade erhalten hatte:

„. . . Sie und andere steigen wohlverdienterweise hinauf die Rangstufen unserer Armee, und ich mache Würdigeren Platz. Endlich hat des Königs Majestät sich bewogen gefunden, auf mein so oft wiederholtes Gesuch, aus der Zahl der aktiven Generale zu scheiden, einzugehen. In seiner ganzen Ausdehnung ist dasselbe nicht genehmigt. Ich scheide ohne Groll und ohne Bitterkeit in der Ueberzeugung, daß ich nach den mir innewohnenden Begriffen militärischer Ehre und nach den Vorgängen, die Ihnen allen bekannt sind, nicht anders konnte und durfte. Wenn Sie, mein Herr General, wie die meisten Offiziere, mit denen ich über meine Absicht sprach, mir, soviel ich mich entsinne, nicht vollständig Recht geben wollten, so hoffe ich doch, daß Sie meiner Auffassung eine gewisse Berechtigung nicht absprechen werden. Mein Schritt wird vielfach in der Armee hin und her erwogen und kritisiert werden. Ich darf von Ihnen den Freundesdienst erwarten, daß Sie mit aller Offenheit das rechte Licht über ihn zu verbreiten bemüht sein werden.

Der Abschied von meinem kommandierenden General, für den ich, wie Ihnen bekannt ist, eine so große Verehrung hege, wird mir unendlich schwer! Ich verdanke ihm gar zuviel."

Die in diesen Schlußworten ausgesprochene Gesinnung kennzeichnet sich am schönsten in dem in Faksimile beigefügten Briefe an den Grafen von der Groeben selbst.

In seinem Abschiedsbefehl an die 2. Gardedivision vom 3. Juni gab er seinen Truppen mit dem Ausdrucke der vollsten Anerkennung und des Dankes das Zeugnis, „daß sie ihm auch nicht eine schwere oder unangenehme Stunde bereitet".

Verhältnis zu Manteuffel

Daß es zu jener für sein warmfühlendes Soldatenherz so tragischen Lösung des Konfliktes kam, dafür machte der Prinz in da-

[1]) Aus einer Niederschrift des Prinzen vom Jahre 1860.

maliger Zeit besonders den Obersten von Manteuffel verantwortlich, der ihn und seine Interessen an Allerhöchster Stelle nicht vertreten habe. Wir verweisen hier auf die rückhaltlos offene Kritik, die Manteuffel an dem Entwurf des Kriegsplanes gegen die Schweiz geübt hatte.[1]) Und doch unterliegt es keinem Zweifel, daß der tätige und ehrgeizige Kabinettschef nur das Beste des Prinzen im Auge hatte. „In Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne," schrieb er ihm am 26. Oktober 1857. Das gespannte Verhältnis, in dem der Prinz in jener Zeit zu Manteuffel stand, hat sich allmählich immer mehr gebessert. Den Anstoß zu dieser Wandlung gab Manteuffels mannhaftes und selbstloses Auftreten im Mai 1861 bei dem Konflikt mit dem Abgeordneten Twesten, demgegenüber er die Ehre der Armee mit der Waffe in der Hand verteidigte. Sein im dänischen Kriege von 1864 bei mehreren Gelegenheiten dem Prinzen geoffenbarter Freimut trug dann wesentlich dazu bei, daß sie in einen herzlichen und regen Verkehr traten, der bis zu dem fast gleichzeitigen Tode beider ungetrübt bestanden hat. Für die Gesinnung, von der sich Manteuffel in den Tagen der Krisis 1857 gegenüber dem Prinzen leiten ließ, legt ein elf Jahre später, am 7. Februar 1868, geschriebener Brief Zeugnis ab:

„Euer Königliche Hoheit wissen, daß ich Sie liebhabe von Ihren Kinderjahren an, daß ich Ihre hohen Eigenschaften anerkenne, und daß ich von jeher viel Hoffnungen auf Sie setzte, was Gott sei Dank ja auch in Erfüllung gegangen ist. Aber Geist und Charakter entwickeln sich nur im Widerspruch, und leicht kann letzterer auch wieder bloßen Eigensinn bilden. Als ich mit Euer Königlichen Hoheit in nähere Beziehungen zu treten die Ehre hatte, wurden Euer Hoheit auf der einen Seite in den Himmel gehoben, auf der anderen Seite vielleicht zu jugendlich behandelt. Ich glaube, gnädigster Prinz, ich bin der erste, bei dem Sie im Widerspruch Festigkeit, Konsequenz und doch Liebe und Verehrung für Sie vereint gefunden haben. Meine Briefe haben Euer Hoheit oft sehr ungnädig auf mich gemacht, aber nachgedacht haben Höchstdieselben über das, was ich schrieb und sagte, doch, und den selbständigen Geist bildet ja eben dieses Denken über sich, ohne daß es erforderlich ist, daß er pure zustimmt dem, was der andere sagt."

Der Prinz verlegte seinen Wohnsitz wieder nach Potsdam und ging eine Zeitlang auf Reisen nach Frankreich und England. Daß sein Herz nach wie vor mit allen Fasern an der geliebten Armee hing, versteht sich von selbst. In dieser Mußezeit entstanden, wie

---

[1]) Anhang.

wir gesehen haben, mehrere wichtige militärische Arbeiten: „Einiges über Ausbildung, Erziehung und Disziplin des Infanteristen" und „Einige Gedanken über die heutige Kriegführung".

„Notizen zum Gebrauch im Felde"

Vor allem aber legte er jetzt den Grund zu einer umfangreichen Sammlung von „Notizen zum Gebrauch im Felde", einem Schriftstück, das, obgleich nicht sein geistiges Eigentum, doch in hohem Grade charakteristisch für seine Denkweise und die Richtung seiner Studien und Beschäftigungen ist. Diese Papiere enthalten eine sehr große Anzahl von Auszügen aus militärischen Klassikern (Friedrich der Große, Berenhorst, Clausewitz, Jomini, Willisen, Marmont, St. Cyr, Bugeaud, Pimodan, Guibert, Brandt, Bernhardi, Schreckenstein u. v. a.) sowie Lehren seiner Meister, insbesondere der Generale von Reyher und von Wussow. Wie der Titel sagt, sollten diese Notizen dazu dienen, in ernster Zeit und in verantwortlicher Lage vor dem Feinde seinen Geist zu stählen, ihm frische Kraft, Anregung und Erhebung zu geben. Er stellte sie ihrem Inhalt nach in verschiedene Kapitel zu einer Art Felddienst-Ordnung zusammen. Im Jahre 1859 wiesen die Notizen folgende Stoffeinteilung auf:

„I. Anlage und Führung der Schlachten und Gefechte. II. Operationen (sofern sie ins Gebiet der Märsche fallen). Märsche und deren Anordnungen (Leistungen). III. Avantgarden und Vorposten. IV. Konzentrierungen, Kantonnements, Biwaks. V. Flußübergänge und -verteidigungen. VI. Rekognoszierungen (gewaltsame und gewöhnliche). VII. Insurrektionen, mobile Kolonnen. VIII. Vor Festungen. IX. Moralische Ursachen und Wirkungen, moralische Hebel, gewisse Anzeichen, Gewohnheiten beim Feinde. X. Dienst im Hauptquartier, Nachrichtenwesen, Kriegsrat. XI. Alte Gebräuche, Kuriosa und Notizen, die nicht anderweitig aufgeführt werden konnten. XII. Die Verpflegung der Truppen im Kriege."

Im Laufe der Jahre hat der Prinz diese Notizen fortgesetzt durch neue Auszüge und die Niederschrift eigener Erfahrungen bereichert, allmählich aber, besonders nach dem letzten großen Kriege, ihres ursprünglich rein militärischen Charakters entkleidet und zu einer überaus reichen Sammelmappe allgemein historischer Zitate erweitert, die, genau nach Daten geordnet, einen Ueberblick über seine bis zum Tode fortgesetzte Lektüre bieten. Welchen Wert er den Notizen, solange ihr Inhalt ausschließlich militärisch war, für seine eigene Feldherrntätigkeit beilegte, dafür spricht ein Wort aus seinem Kriegstagebuch von 1870/71. Dort schreibt er kurz vor den Kämpfen um Orleans:

„Nachmittags las ich meine durch zweiundzwanzig Jahre fleißig gesammelten und mühsam niedergeschriebenen Notizen, wie ich pflege,

wenn ich vor großen Entscheidungen stehe. So hat mir früherer Fleiß schon oft genützt, und mein aufgeschriebenes Wissen läßt mich dann können."

Beschäftigung mit staatsrechtlichen Fragen

Auch fand der Prinz jetzt aufs neue Zeit, sich mit Verwaltungsfragen zu beschäftigen. In der Erkenntnis, bisher nach Erziehung und Neigung wesentlich als Soldat ausgebildet und in den staatsrechtlichen Verhältnissen nicht genügend bewandert zu sein, ließ er sich durch den damaligen Geheimen Finanzrat von Wilmowski, den späteren langjährigen Chef des Zivilkabinetts unter Wilhelm I., vom 6. Februar 1859 ab eine Reihe von Vorträgen über Staatsrecht, Regierungstätigkeit und Finanzverhältnisse des Staats halten. Wilmowski „rühmte die Aufmerksamkeit und Teilnahme, womit der Prinz den Vorträgen folgte. Insbesondere interessierten diesen die praktischen Folgen, welche als notwendige Konsequenz der Organisation und Tätigkeit der Zivilbehörden für die Leitung der Regierungshandlungen sich ergeben, und der wichtige Einfluß der Finanzverhältnisse zur Beschaffung der nötigen Mittel zur Erreichung der Staatszwecke und auf den Gesamtwohlstand des Volkes. In das höchste Erstaunen versetzte ihn namentlich der überraschend großartige Geldumsatz der damals noch preußischen Bank zu Berlin".[1])

Briefe von Roon und Schlegell

Das Jahr dienstlicher Ruhe war für die innere Entwicklung des kaum Dreißigjährigen von wohltätigem Einfluß. Mit sich und der Welt zerfallen, war er vom Schauplatz seiner Tätigkeit abgetreten; jetzt hatte er reichlich Muße zum Nachdenken, um das innere Gleichgewicht allmählich wieder zu gewinnen. Blieb er auch nach wie vor von der Notwendigkeit und Richtigkeit seines Entschlusses durchdrungen, so begann er doch einzusehen, daß seine eigene Natur mitschuldig an der Verschärfung der Konflikte war, die er durchgefochten. Es fehlte nicht an herzlichen Zurufen und ehrlichen Ermahnungen treugesinnter Freunde, die seine ersprießliche Entwicklung im Auge hatten. Unter ihnen waren es besonders zwei ihm aus alter Zeit nahestehende Persönlichkeiten, die ratend und warnend ihre Stimme erhoben: Roon und Schlegell. Die nachfolgenden, zu seinem Geburtstage (20. März 1859) gesandten Glückwunschschreiben legen dafür Zeugnis ab.

Roon, der damals Divisionskommandeur in Düsseldorf war und nahe vor seiner Ernennung zum Kriegsminister stand, schrieb am 18. März unter Hinweis auf die ernsten Verhältnisse im Inneren und Aeußeren des Staates:

---

[1]) Feldbriefe von Karl von Wilmowski. Breslau 1894. Seite 6.

„Indem ich an Euer Königliche Hoheit hiermit meine ebenso ehrerbietigen als innigen und treugemeinten Glückwünsche zu Ihrem Geburtstage richte, bedaure ich, nicht in der Lage zu sein, Ihnen dieselben persönlich abstatten zu können. Mögen Euer Königliche Hoheit indessen dem schlichten schriftlichen Ausdruck meiner verehrungsvollen Huldigung die Wärme anfühlen, die bei diesem Anlaß mein Herz belebt, die innige Anhänglichkeit und das lebendige Interesse, welches mich seit einer langen Reihe von Jahren an Euer Königliche Hoheit verehrte Person kettet und immer ketten wird. Dies Ihr neues Lebensjahr beginnt unter sehr merkwürdigen und sehr ernsten politischen Vorzeichen. Wollte Gott, man könnte sie ganz unbedenklich finden! Wie es werden wird? Es wäre bei diesem Anlaß nicht am Platze, Euer Königliche Hoheit mit meinen desfallsigen Erwartungen, Hoffnungen und Bedenken zu unterhalten. Erlauben Sie mir indes gnädigst, nur das eine auszusprechen, daß ich — wie Gott es auch fügen mag — von Ihm erflehe, Er möge Preußen nicht sinken lassen, sondern dem teuren Vaterlande und in ihm jedem Einzelnen, jeder nutzbaren Kraft, jedem schönen Streben den gebührenden Platz und den geeigneten Spielraum bewahren und verleihen, wozu freilich — so meint meine Kurzsichtigkeit — die Anläufe nicht überall richtig genommen zu sein scheinen. Wie ich in diesem Bezuge über Euer Königlichen Hoheit baldigst erneute militärische Wirksamkeit, und zwar nicht bloß im Kriegs-, sondern auch im Friedensfalle denke, ist Ihnen bekannt. Es ist daher nur eine sich von selbst verstehende Ergänzung meiner untertänigen Gratulation, wenn ich hinzufüge, daß ich Ihnen in dem neuen Jahre dazu ebensosehr Gottes reichen Segen wünsche, als zu der immer reicheren Entfaltung Ihres fürstlichen Lebens überhaupt. Möge Ihnen in allen seinen Beziehungen, in allem Tun und Lassen das Gefühl und der Grad von Befriedigung erwachsen, welcher das irdische Glück bedingt. Dann wird auch der Mißmut von Ihnen weichen, der — zu meinem schmerzlichen Bedauern — unlängst noch Ihre Stirn trübte; dann werde ich nicht bloß die große Freude haben, Sie heiterer und zufriedener wiederzufinden, sondern es werden sich auch die engeren und weiteren Kreise Ihrer Umgebung sonnen in der wohltätig bemessenen Wärme eines Feuers, welches belebt und leuchtet, aber nicht verzehrt. So möge es geschehen."

General von Schlegell, inzwischen Brigadekommandeur in Neiße geworden, schrieb am 19. März:

„. . . Je länger ich von Euer Königlichen Hoheit getrennt bin, je mehr steigt die Sehnsucht, mich mit Ihnen wieder einmal gründ-

lich aussprechen zu können, auch meine Anhänglichkeit und Liebe steigt in dem immer tiefer und sicherer wurzelnden Bewußtsein, daß Sie eine Ihrer schönsten und vollkommensten Tugenden — die Treue in der Freundschaft nämlich — mir gegenüber so besonders bewahrheiten und mich durch die Teilnahme, die Sie mir auch jetzt in der für mich so entscheidenden Zeit beweisen, in fortwährender dankbarer Bewegung des Gemüts erhalten. Könnte ich Ihnen, mein teurer, gnädigster Herr, das nur einmal Aug' in Auge aussprechen, wie es empfunden ist. Es ist aber noch ein Grund, der mich Ihnen immer näher bringt, ich möchte sagen, je älter wir beide werden. Bei mir ist die Geduld des Abwartens, die Zuversicht eingetreten, daß, was wir in rechter Weise von Gott erbitten, auch seine Erfüllung findet, nur müssen wir Ihm Zeit, Raum und Form nicht vorschreiben wollen, wie das in dem schönen Liede von Paul Gerhard ‚Befiehl du deine Wege' so unübertrefflich dargelegt ist. Und bei Ihnen, mein teurer Prinz, hat sich mit dem Mannesalter so vieles abgeklärt, weil Sie tiefer in die Dinge eingedrungen und damit den gemeinsamen Grundwahrheiten näher getreten sind, woraus sich dann von selbst die Ruhe im Denken und Handeln und damit auch — seien Sie nicht böse — das Gleichgewicht der Seele unter allen Umständen allmählich entwickelt. Und sehen Sie, mein gnädigster Herr, diese Ueberzeugung, die ich besonders auch aus Ihrem Buch[1]) geschöpft habe, die gibt mir nach jahrelanger Angst und Sorge um Sie den wirklich wohlverdienten Genuß, in Ruhe und Sicherheit mich Ihrer Freundschaft und Ihrer Entwicklung freuen zu können. Denn wie schön und anregend es auch war, in Ihrer Jugend Ihre Gedanken und Empfindungen in voller Kraft und Ungeduld hervorbrechen zu sehen, man sah ja immer schon mit Besorgnis voraus, welchen Zusammenstoß das mit dem wirklichen Leben geben mußte. Nun sind Sie ruhiger und werden es noch mehr werden, und das ist keine Einbuße. Denken Sie an das schöne Wort Jean Pauls: ‚Man muß aller Leidenschaften fähig — aber mächtig sein.'"

Die äußeren Zeitverhältnisse trugen das ihrige dazu bei, die Entwicklung des Prinzen in glückliche Bahnen zu leiten. Die Aussicht auf kriegerische Betätigung ließ in ihm den Entschluß reifen, dem liebgewordenen Lebensberufe unter veränderten Verhältnissen all seine Kräfte aufs neue zu widmen.

---

[1]) „Einige Gedanken über die heutige Kriegführung."

X. Kapitel

Divisionskommandeur in Stettin 1859 bis 1860

Denkschriften über die politische Lage Preußens 1859 — Ueber den Wegfall der Korpskommandos — Der Prinz erhält die 3. Division in Stettin — Verhältnis zu General von Wussow — Blumenthal, Doering, Witzendorff, Senfft von Pilsach — Korrespondenz mit Arnim, Schlegell und Zastrow — Moralische Einwirkung auf die Truppe — Dienstliche Erlasse — Mitglied der Armeereorganisations-Kommission — Abschied von Stettin

Die italienische Frage 1859

Das Jahr 1859 stand unter dem Zeichen der italienischen Frage. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte der Prinz den Gang der politischen Ereignisse. Am 31. Januar schreibt er an Graf Gustav Waldersee:

„. . . In politischer Beziehung gebe ich mich der Hoffnung hin, daß unser Spielen mit dem Feuer demjenigen, der diesen Brand entzündete, doch schon bedenklich erscheint, und daß wir uns wohl auf dem Kulminationspunkt befinden, wo so allmählich eine kleine Rakete anfängt. Was Italien betrifft, so sehen wir die Verhältnisse ebenso an, wie Sie mir schreiben. Nur die Anhäufung größerer Vorräte in Toulon und Marseille und die Versammlung einer ungewöhnlichen Anzahl französischer Kriegsschiffe im ‚französischen See' läßt mich darauf schließen, daß in Paris etwas vorbereitet wird. Wenn sich dies alles nicht auf Italien bezieht, so wüßte ich nicht, worauf es sich beziehen könnte. Wenn es aber im Kriegsfall mir wahrscheinlich scheint, daß der erste Kanonenschuß in Italien fällt, so scheint es mir ebenso wahrscheinlich, daß der letzte nicht dort fällt. Der Dienst geht seinen alten Schlendrian . . . . Ob ich in eine tätige Stellung berufen werde, weiß ich noch nicht, aber vor Ablauf meines Urlaubs (1. Juni) und vor Beendigung einer Kur wird wohl nichts befohlen werden. Was dann kommt, ahne ich nicht und mag's auch nicht wissen, denn eins ist mir ebenso lieb und ebensowenig lieb als das andere. Meine Stimmung ist ruhig und resigniert, meine Auffassung der Verhältnisse (persönliche und allgemeine) dieselbe."

Politische Denkschrift des Prinzen vom 21. Februar 1859

Die zunehmende Verwicklung der politischen Verhältnisse veranlaßte ihn, am 21. Februar seine Beurteilung der Lage in einer Denkschrift „Die nächste politische Zukunft“ niederzulegen, in der er ausführte: [1])

„Frankreich und Oesterreich rüsten gegeneinander, und dem Anschein nach wird es nicht viel länger als zwei Monate dauern, bis es zu offenen Feindseligkeiten kommt. Der Zankapfel, d. h. die italienische Frage und vielleicht auch die romanische, liegt Preußen fern. Wird und kann Preußen neutral bleiben? Wir verneinen dies hauptsächlich aus dem Grunde, weil ein Staat wie Preußen, dessen Machtstellung in Europa wesentlich von der Achtung abhängt, welche unsere Armee dem Auslande einflößt, zu seiner Selbsterhaltung vor allen Dingen für die Erhaltung und das Gedeihen seiner Armee sorgen muß. Nun aber leidet dieselbe vornehmlich darunter, daß nach einem vierundvierzigjährigen Frieden Kriegserfahrung und Kriegsgewohnheit so gut wie verschwunden sind. Bei allen unseren Nachbarn steht es anders damit, und Preußen muß also um seiner selbst willen die nächste Gelegenheit aufsuchen, um seiner Armee das Fehlende zu verschaffen. Hierzu scheinen die Verhältnisse jetzt ganz besonders einzuladen, denn der nächste Krieg wird uns auf seiten mächtiger Bundesgenossen finden, und die Gefahr, schlimmstenfalls ganz niedergeworfen zu werden, ist deshalb weit in den Hintergrund getreten.“

Ueber die Frage, ob Preußen auf Frankreichs oder Oesterreichs Seite treten solle, heißt es:

„Frankreich ist im Bunde mit Sardinien, und weil es die Verträge bricht, indem es eine Notwendigkeit vorgibt, mit der Revolution ... Dank vom Hause Habsburg hat Preußen nie erhalten, und ein Friedrich II. dürfte nicht anstehen, sich wieder mit Frankreich zu verbinden und gegen Oesterreich das Schwert zu ziehen.[2]) Solche Politik widerspricht aber dem Gefühl der deutschen Nation und besonders dem der Gothaner[3]), und nachdem wir die Gefühlspolitik des Kabinetts für unfruchtbar und schädlich erkannt haben, werden wir es wohl einmal mit der Gefühlspolitik der Nation versuchen müssen. Jedenfalls wird ein Bund mit Frankreich für Preußen in mehr als einer Beziehung in seinen Folgen gefährlich, und da Preußen

---

[1]) Die Denkschrift findet sich abgedruckt in Moltkes Militärischer Korrespondenz 1859. Seite 35 ff.

[2]) Bekanntlich riet auch Bismarck, damals Gesandter in Petersburg, zu einem Angriff auf Oesterreich, wenn dieses sich nicht füge.

[3]) Mitglieder der Erbkaiserpartei der Frankfurter Nationalversammlung, die im Juni 1849 in Gotha getagt hatten.

sich an dem Kriege nur mittelbar zur eigenen Selbsterhaltung beteiligen will, wohl zu gefährlich."

Demgegenüber sei ein Bündnis mit Oesterreich für Preußen sehr bequem und weniger gefährlich. Oesterreichs und Frankreichs Kräfte wögen sich etwa auf, aber Oesterreichs Bundesgenossen ohne Preußen seien immer noch stärker als Frankreichs Bundesgenossen ohne Preußen, denn Deutschland sei auf Oesterreichs Seite.

Der Prinz entwickelt dann „in großen Umrissen die Gedanken, die Preußen in militärischer Hinsicht in dem nächsten Kriege leiten würden", und stellt „als einzigen leitenden Gesichtspunkt hin: Die Armee muß beschäftigt werden, damit sie lernt. Weder sie noch große Staatsinteressen überhaupt dürfen kompromittiert werden. Großartige Unternehmungen wie zum Beispiel der Marsch auf Paris und die gänzliche Niederwerfung der französischen Macht sind zunächst und zwar so lange ausgeschlossen, als Preußen sich nicht ein anderes größeres Ziel vorsteckt und nur im Interesse seiner Armee als österreichischer Bundesgenosse auf dem Kampfplatze erscheint ... Preußens Haltung am Rhein wird zunächst eine zuwartende sein. Man wird es gern sehen, wenn die Franzosen dort zuerst angreifen, denn man würde sich schwer und vielleicht gar nicht dazu entscheiden können, die Grenzen zu überschreiten, wenn die Franzosen sie respektieren, selbst wenn in Italien der Krieg schon entbrannt wäre ... Kommt es zu einem Zusammenstoß mit den Franzosen am Rhein und erfreut man sich des Sieges, so wird die Verfolgung über das Schlachtfeld hinaus, besonders auf französischem Gebiete, ebenfalls zunächst von dem Gedanken geleitet werden, nur gar nichts zu kompromittieren ... Der Augenblick, wo Preußen sein beschränktes politisches Kriegsziel mit einem großartigeren vertauscht, wird nur dann eintreten, wenn Frankreichs Macht wesentlich schwinden sollte, sei es durch Unglück in Italien und am Rhein, sei es durch Revolution im Innern, sei es durch Englands energische Teilnahme am Kriege."

Es ist interessant, zu sehen, wie der Prinz hier, ganz ähnlich wie in seinem „Kriegsplan gegen die Schweiz 1856"[1]) die Führung der Operationen vollständig dem, anfangs geringen und bescheidenen, *politischen Kriegsziel* anpaßt, sowenig eine solche Art der Kriegführung auch seinen persönlichen Wünschen entsprach.

Der Prinz sandte seine Denkschrift an den Kriegsminister, General von Bonin, und an den Chef des Generalstabs, General von Moltke. Jener antwortete am 2. März, „daß seine Ansichten im allgemeinen

---

[1]) Anhang.

mit den von Seiner Königlichen Hoheit vertretenen klaren und gediegenen Darlegungen übereinstimmten"; dieser enthielt sich einer bestimmten Stellungnahme und beschränkte sich auf die schriftliche Antwort (4. März), daß er das Memoire mit dem lebhaftesten Interesse gelesen habe. „Es berührt die wichtigsten Fragen, welche in dieser Zeit alle Gedanken erfüllen, und die wohl verdienen, mit einer Klarheit, wie es hier geschehen, von jeder Seite beleuchtet zu werden." Ein Vergleich mit Moltkes Denkschrift vom 7. Februar 1859[1]) läßt in dem die politischen Verhältnisse behandelnden Teile der Ausführungen eine große Aehnlichkeit der Gedanken erkennen, während in der Frage der Führung der Operationen Moltke für eine sofortige und entschiedene Offensive eintritt.

Die folgenden Wochen verstärkten des Prinzen Erwartung, daß es zum Waffengang für Preußen kommen werde. Am 4. April schreibt er seinem im Gefolge des kranken Königs Friedrich Wilhelm IV. in Italien weilenden ehemaligen Erzieher, dem Hofprediger Heym: „Die geheimen Nachrichten aus Frankreich stellen es über jeden Zweifel, daß es zu einem allgemeinen Kriege kommt. Es kann sich noch vier Wochen hinziehen, vielleicht wird es Sommer, ehe es losgeht. Nach menschlichem, eingeweihtem Dafürhalten ist er unvermeidlich." Und am 22. April: „Gestern waren wir alle von der Familie in der Kapelle des Palais des Prinzen Friedrich Wilhelm zur Kommunion ... Wohl mancher von uns dachte mehr als sonst daran, daß es wohl das letztemal sein könnte, daß er diese Feier beging ... Wer weiß, ob, wann und wo wir uns wiedersehen. Wenn Sie Mitte Mai hier sind, so sehe ich Sie vielleicht, später wahrscheinlich nicht, denn ich bin ganz überzeugt von dem unmittelbar bevorstehenden Kriege. In Deutschland ist eine gehobene Stimmung wie 1840. In Preußen ist man zunächst noch stumm und ohne Enthusiasmus. Sobald aber die eigentliche Mobilmachung befohlen ist, wird Leben und Geist in die Nation fahren, welche die Hauptrolle zu spielen haben wird und welche an eine große Zukunft glaubt. Nach dem letzten Kanonenschuß wird manches Ungeahnte neu und selig vor uns stehen, und hoffentlich wird es dann auch im Innern gut werden: Durch Kampf zum Sieg! Gott mit uns!"

Folgenden Tags, am 23. April, bat er den Prinzregenten schriftlich um seine Wiederanstellung in der aktiven Armee:

„Lieber Onkel! Der Ernst der jetzigen Zeitverhältnisse gebietet mir, noch vor Ablauf meines einjährigen Urlaubs Dir meine Dienste

---

[1]) Moltkes Militärische Korrespondenz 1859. Seite 42 ff.

in Untertänigkeit anzutragen. Ich handle in der Ueberzeugung, daß dieses meine Schuldigkeit ist als Prinz des Hauses, und daß Du diesen Schritt durchaus natürlich finden wirst. Denn wie könnte ich bei Ausbruch eines Krieges hinter den anderen, die Leben und Gesundheit und mehr zu opfern bereit sind, zurückstehen wollen? Ich wäre sehr glücklich, im Aussprechen meiner Gefühle auch Deinen Erwartungen, lieber Onkel, zu entsprechen und verharre, einem gnädigen Bescheide entgegensehend, Dein Dich sehr liebender Neffe Friedrich Karl."

Ernennung des Prinzen zum Kommandeur der 3. Division

Der Prinzregent antwortete zunächst am 27. April in einer Kabinettsorder mit dem Ausdrucke der Befriedigung über die Entschließung seines Neffen und ernannte ihn am 30. April zum Kommandeur der 3. Division in Stettin. Am Morgen des 2. Mai gelangte die Königliche Order in die Hände des Prinzen, und bereits am Abend des Tages befand er sich in seinem neuen Standorte, wo ihm im alten Schlosse eine Wohnung angewiesen wurde. Bei den unsicheren Zeitumständen durfte er weder seine Familie noch sein Hoflager mit nach Stettin nehmen. Seine Hoffnung, daß sich Preußen am Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich aktiv beteiligen werde, sollte sich nicht erfüllen. Zwar befahl der Prinzregent im Juni die Mobilisierung von sechs Armeekorps, doch kam der Entschluß des österreichischen Kaiserstaates, nach den Niederlagen von Magenta und Solferino mit Frankreich Friedensverhandlungen anzuknüpfen, einem kriegerischen Eingreifen Preußens zuvor.

Politische Denkschrift vom 10. Juli 1859

Prinz Friedrich Karl, der am 14. Juni für die Dauer des Kriegszustandes der Armee das Kommando der mobilen 3. Infanteriedivision erhalten hatte, wurde sich in einer kurz vor dem Friedensschluß von Villafranca verfaßten neuen Denkschrift (am 10. Juli 1859) darüber klar, daß Preußen das höchste Interesse habe, im Bunde mit Oesterreich den Krieg fortzuführen:

„... Der eben jetzt in Italien abgeschlossene Waffenstillstand regt noch dringender als zuvor die Frage an: ‚Was hat Preußen zu tun?' Der Waffenstillstand endigt mit einem Frieden oder mit Erneuerung des Kampfes. Beide kriegführende Mächte (d. h. Oesterreich und Frankreich, da Sardinien, für dessen Wohl französischerseits der Krieg bekanntlich geführt ist, wohl wenig gefragt werden wird) werden sehr zum Frieden geneigt sein: Louis Napoleon, weil er erwarten darf, Resultate, wie sie ihm konvenieren, zu erreichen, und weil er zur Betreibung seiner weiteren Pläne Zeit und Kräfte, physische und moralische, gewinnt; die Oesterreicher wegen Erschöpfung und schlechter Aussicht für den Erfolg bei Fortsetzung des

Kampfes ohne Bundesgenossen. Nach dem Friedensschluß aber würden die Beziehungen zwischen Frankreich und Oesterreich freundschaftlicher Natur sein. Gegen Preußen würde Oesterreich Groll im Herzen tragen, weil es ohne Unterstützung geblieben ist, die kleineren deutschen Staaten werden Preußen den Vorwurf machen, daß durch sein Zögern die für Oesterreich in Aussicht gestellte Hilfe ausgeblieben ist, und werden sich wieder enger an Oesterreich anschließen, da sie im Bunde mit diesem dann weniger die Feindschaft des westlichen Nachbarn zu fürchten haben und sich dessen Rache entziehen. Preußen steht dann isoliert und hat nicht die Mittel, etwaigen Anmaßungen Frankreichs mit Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten. Es ist ein schlechter Trost, wenn man sagt, Frankreich **wird** nichts gegen Preußen unternehmen, denn darin liegt schon das Zugeständnis der verlorenen Selbständigkeit. Deshalb muß Preußen seine Maßregeln so treffen, daß man sagen darf, weder Frankreich noch irgendeine andere Macht **kann** ungestraft etwas gegen Preußen unternehmen . . . Napoleons nächstes Ziel wird folgerecht die Niederwerfung der preußischen Kriegsmacht sein; Preußen scheint also dahin wirken zu müssen, daß Oesterreich jetzt nicht Frieden mit Frankreich schließt, vielmehr müssen Oesterreich und Preußen den Kampf gegen das drohende Uebergewicht Frankreichs mit aller Energie führen und die Bundesgenossenschaft Englands anstreben.

Noch sind die Umstände hierzu für Preußen günstig, da das ganze übrige Deutschland willig ihm seine Kräfte zur Disposition stellt. Diese vorteilhafte Stimmung muß benutzt und befestigt werden, ehe sie umschlägt; Preußen muß alle kleineren deutschen Staaten unter seiner Führung vereinigen und zeigen, daß es stark genug ist und den Willen hat, sie unter seinem Schutz gegen Gefahren, die von außen drohen, zu sichern. Dies wird auch das sicherste Mittel sein, Preußens Machtstellung im Deutschen Bunde zu heben sowie das Vertrauen und damit die Leitung und Führung des übrigen Deutschlands zu gewinnen. Etwaige Differenzen mit Oesterreich sind später zu lösen. Für jetzt aber handelt es sich um Bekämpfung eines gemeinschaftlichen, höchst gefährlichen Feindes, der geschickt alle Fäden der Diplomatie in Bewegung erhalten wird, um Uneinigkeit und Mißtrauen unter den beiden deutschen Großmächten nicht aufhören, sondern immer noch wachsen zu lassen."

Politische Bemerkungen des Prinzregenten

Der Prinz sandte die Denkschrift seinem Vetter, dem Prinzen Friedrich Wilhelm. Durch diesen gelangte sie, wohl ohne daß ihr Verfasser es beabsichtigt hatte, in die Hände des Prinzregenten, der

zur Rechtfertigung seiner Politik die nachfolgenden bedeutsamen Randbemerkungen dazu machte (16. Juli):

„Die in diesem P. M. niedergeschriebenen Ansichten, Räsonnements und Schlußfolgerungen sind fast durchweg richtig, sachgemäß und vollkommen logisch. Sie stehen daher in aller Uebereinstimmung mit dem von Preußen befolgten politischen Verhalten während der italienischen Frage. Nur der völlig unerwartete Waffenstillstand und der noch unerwartetere Friedensschluß hat die durch die in der Konzentration am Rhein begriffene Armee zur Aktion übergehensollende Maßregel verhindert.

Der Verlauf der Verhältnisse war folgender:

Seit Jahren existierte eine sogenannte italienische Frage. Oesterreich wollte derselben ein Ende machen. Napoleon gab ihm durch die deplazierte Neujahrsgratulation einen erwünschten Anlaß, sich zu äußern. Als dies beendet war, erließ Oesterreich gegen Rat, Bitte, Wunsch aller Großmächte das bekannte Ultimatum, im Moment, wo ein Kongreß zur friedlichen Lösung der Frage zusammentreten sollte. Da erfolgte der Einfall in Piemont. Für diese Unternehmung war weder Preußen noch sonst ein Staat im mindesten verpflichtet, Oesterreich zu unterstützen, selbst dann noch nicht, als Frankreich sich zum Alliierten Sardiniens erklärte und den Krieg eröffnete. Erst als von den Oesterreichern der Ticino rückwärts überschritten wurde, nahm die Sache eine europäische Gestalt an. Wenn Preußen und Deutschland (20. bis 28. April) rüstete, als Oesterreich in Sardinien einfiel, so machte Preußen sechs Korps mobil (3. Juni), als der Ticino repassiert wurde, und trat am 1. Juli den Vormarsch zur Konzentration am Rhein in Verbindung mit deutschen Korps an. Gleichzeitig jedoch beantragte Preußen bei England und Rußland eine gemeinschaftliche Friedensvermittlung auf der Basis der Erhaltung der Lombardei für Oesterreich, dagegen aber Inaussichtnahme von Veränderungen in der inneren Politik der italienisch-österreichischen Provinzen und der italienischen kleinen Staaten. Ziemlich eingehende Antwort aus Petersburg, aber ganz abfällige Antwort aus London (England wollte erst unterhandeln, wenn das venetianische Oesterreich verloren sein würde!) langten binnen 24 bis 48 Stunden nach dem Friedensschluß in Berlin an. Wären diese Unterhandlungen aber bei Oesterreich-Frankreich gescheitert, dann wären auch für Preußen die Würfel gefallen, und die Aktion am Rhein mußte beginnen. Jetzt hat Preußen sich nur noch zu rüsten gegen Frankreichs Anfall."

Im Sinne dieses letzten Gedankens war auch das nachfolgende Schreiben gehalten, das Prinz Friedrich Wilhelm am 20. Juli nach

vollzogenem Friedensschluß mit der Rücksendung der Denkschrift an Prinz Friedrich Karl richtete:

„Die ernste Zeit, die durch den Italienisch-Oesterreichischen Krieg angebrochen zu sein schien, ist momentan aufgeschoben, gewiß aber nur, um desto schwerer fühlbar zu werden. Wir werden uns in Preußen ziemlich wie auf einer Insel befinden und, wie zu Zeiten des Siebenjährigen Krieges, fast nach allen Seiten hin gleichzeitig Front machen müssen. Möchte dann wenigstens England mit uns sein! . . . Die Armee wird wie immer ihre Schuldigkeit in bewunderungswürdiger Weise tun, aber allein werden wir einen harten Stand haben gegen die so kriegsgeübte und -gewohnte französische Armee. Oesterreich wird schwerlich passiv zusehen, und werden wir Rheinprovinz und Schlesien gegen lüsterne Finger blutig und mit zahllosen Opfern zu verteidigen haben. Mut und Zuversicht werde ich nie sinken lassen, selbst wenn es noch so schlecht geht, aber ich mache mich auf heiße Tage gefaßt. Der kriegsbereite Zustand, in dem die Armee jetzt trotz Entlassung der Landwehr verbleibt, wird uns wenigstens den Nutzen bringen, manches in der Organisation abzuändern, was bei einem Kriege, der rasch eingeleitet werden muß, wie es unsere Zeit mit sich bringt, hindernd in den Weg tritt, z. B. die gegenwärtige Landwehrformation. Vor allem aber gebe man uns mehr Offiziere und mehr Aerzte, als es momentan der Fall ist."

Ueber den Wegfall des Armeekorpsverbandes

Es wurde oben bereits erwähnt, daß der Prinz seine erste Denkschrift dem General von Moltke zusandte. Auch in einer mit der bevorstehenden Mobilmachung zusammenhängenden organisatorischen Frage trat er um diese Zeit mit dem Generalstabschef in Meinungsaustausch, indem er ihm einen am 7. März verfaßten Aufsatz übersandte, der sich mit der Frage beschäftigte: „Sind mobile preußische Armeen in Korps oder nur in Divisionen zu teilen?" Der Prinz sprach sich darin unter Berufung auf Clausewitz [1]) für den Wegfall der Korpskommandos aus, weil Kraft und Schnelligkeit des Befehls durch die lange Stufenleiter, die er durchlaufen müsse, leide, und der Général en chef an Macht und Wirksamkeit einbüße, je größer die Wirkungskreise seiner unmittelbaren Untergebenen seien. „Die Einteilung einer Armee in Divisionen empfiehlt sich auch ganz besonders in dem Falle, wenn es sich darum handelt, alle oder eine Anzahl der jetzigen kommandierenden Generale nicht mit

[1]) Von Clausewitz, Vom Kriege. Anhang „Ueber die organische Einteilung der Streitkräfte".

ins Feld zu nehmen, und es ergäbe sich hieraus eine Verjüngung der Generalität.“ Moltke antwortete am 12. April zustimmend und machte nur gegen die vom Prinzen gleichzeitig vorgeschlagene Abschaffung der Brigadekommandeur-Stellung aus taktischen Gründen Einwendungen.[1]) Es ist bemerkenswert, daß beide auch in späterer Zeit, sowohl in den Kriegen 1864 wie 1866, der Prinz sogar noch im Loirefeldzuge 1870, den Gedanken der Beseitigung des Korpsverbandes verfochten haben. 1866 wurde bei der I. Armee damit ein, allerdings nicht durchgreifender, Versuch gemacht, und Moltke befürwortete in seinem „Memoire vom 25. Juli 1868 über die bei der Bearbeitung des Feldzuges 1866 hervorgetretenen Erfahrungen“ diese Organisation mit den Worten: „Nicht nur schneller, sondern auch vollständiger und energischer wird die Absicht des bestimmenden Oberkommandos durch den ausführenden Divisionskommandeur erreicht werden, wenn der Befehl direkt an diesen ergeht. Sechs Divisionskommandeure werden den Willen des Oberbefehlshabers leichter auffassen und kräftiger ins Werk setzen, wenn sie selbigen von ihm unmittelbar erhalten, als wenn er zuvor durch drei kommandierende Generale interpretiert, selten genauer präzisiert, oft aber abgeschwächt wird.“[2])

Für die vergleichsweise kleinen Heere um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte solche Auffassung zweifellos ihre Berechtigung, obschon man direkte Nachteile, die praktisch aus dem Beibehalt des Korpsverbandes entstanden wären, kaum nachweisen kann. Auch die kleinen Armeen der Japaner auf dem mandschurischen Kriegsschauplatz entbehrten noch jüngst der Armeekorpsverbände. Die großen Massen, die es heute in einem europäischen Kriege zu bewegen gilt, machen die Einteilung der Armeen in Armeekorps unentbehrlich. Ob indessen die heutige Organisation des Korps in zwei Divisionen die zweckmäßigste ist, dürfte fraglich sein. Prinz Friedrich Karl hat sich in späteren Jahren für eine Mehrteilung des Korps ausgesprochen, wie sie auch heutigestags von gewichtigen Stimmen in der Armee als wünschenswert hingestellt wird.[3])

Eine interessante Aufzeichnung in dieser Hinsicht findet sich in dem Feldzugstagebuch des Prinzen von 1870/71. Dort entwickelt er bei Beginn der Operationen an der Loire seine Ansicht dahin,

---

[1]) Sein Schreiben ist abgedruckt in den Taktisch-strategischen Aufsätzen Moltkes. Seite 169.

[2]) Ebenda. Seite 158.

[3]) Vergl. Freiherr von Freytag-Loringhoven, Die Heerführung Napoleons in ihrer Bedeutung für unsre Zeit. 1910. Seite 47.

daß für große Armeen die Einteilung in Armeekorps nicht zu umgehen sei, daß letztere dann jedoch nicht schematisch in zwei Divisionen zerfallen dürften. Er schreibt: „General Stiehle äußerte heute beim Vortrag, daß er jetzt auch finde, daß eine Armee von nur drei Korps, wie jetzt die Zweite, besser in Divisionen als in Korps geteilt sei, wovon ich Akt nehme. Meine Ansicht nach der Erfahrung war das immer. Bis zu neun Körper lassen sich einheitlich leiten, eine Armee jedoch von fünf bis sieben Korps, wie ich sie gehabt habe, und darüber kann man nicht mehr als lose Divisionen leiten. Dazu gehört das Zwischenglied der kommandierenden Generale, womit aber durchaus nicht gesagt sein soll, daß auf je zwei Divisionen ein kommandierender General kommen soll. Korps zu drei bis vier Divisionen sind auf Märschen und in der Bataille bessere Einheiten als zu zweien." — Gegen Ende seines Lebens äußerte er sich:[1]) „Die Einteilung des Armeekorps in zwei Divisionen ist die denkbar unbequemste. Sie erschwert das Zurückhalten einer Reserve. Mindestens einer der beiden Divisionskommandeure ist ohne ein ihm zusagendes Kommando. Auch die Korpsartillerie bringt dadurch Nachteile mit sich, daß sie bei Beginn des Kampfes meist sofort auffahren und sich engagieren muß. Sie bindet dann den kommandierenden General leicht an bestimmte Positionen, noch ehe es möglich war, das Gefecht nach Zweck, Terrain, Stellung und Stärke des Gegners genügend zu übersehen. Die Leitung wird dem kommandierenden General gleich beim Anfang der Schlacht aus der Hand genommen. Eine Dreiteilung des Korps ist vorzuziehen."

Statt des ersehnten Waffenganges brachte die neue Divisionskommandeur-Stellung dem Prinzen Friedrich Karl wenigstens die Gelegenheit zu erfolgreicher Betätigung seiner Erziehungs- und Ausbildungsgrundsätze.

General von Wussow

Es war für die militärische Fortbildung des Prinzen nach den unliebsamen Erfahrungen, die er mit seinen Bestrebungen im Gardekorps gemacht hatte, von großer Bedeutung, daß er in Stettin das Feld schon vorbereitet fand, auf dem er seine Gedanken und Pläne zu fruchtbringender Reife entwickeln konnte. An der Spitze des II. Armeekorps stand damals ein kommandierender General, der ein weitherziges Verständnis für den Wert einer die moralischen Kräfte fördernden individuellen Soldatenerziehung hatte. Es war der in

[1]) Am 23. Januar 1881 in einem Gespräch mit seinem persönlichen Adjutanten, Hauptmann von Kalckstein, der es unmittelbar nachher niederschrieb.

den Stäben Yorcks und Blüchers während der Befreiungskriege gebildete treffliche General der Infanterie von Wussow. Der Prinz kannte ihn bis dahin nur oberflächlich und hatte ihn, wie es bei seiner zu Vorurteilen neigenden Natur leicht vorkam, falsch, ja schroff beurteilt. Mit einem Schlage änderte sich seine Ansicht, als er dem General näher trat. Hören wir, was Wussow in seinem Tagebuch[1]) über seine Beziehungen zum Prinzen schreibt:

„3. Mai 1859 . . . Nach streng formeller Meldung des Prinzen folgte derselbe meiner Aufforderung, Platz zu nehmen und das neue Dienstverhältnis zwischen uns zu besprechen. Ich gab meinen Ansichten und Grundsätzen über meine Stellung und Wirksamkeit im II. Armeekorps ohne Rückhalt das Wort, dahin gehend, dem Grabowschen[2]) System des reinen gedrechselten Soldatentums einen inneren lebendigen Geist einzuhauchen und die moralischen Größen des Soldatenstandes: das militärische Selbstbewußtsein, Tätigkeit und Wirksamkeit aller lebendigen Glieder walten zu lassen bei unbedingter Befolgung gegebener Befehle und Bestimmungen, dem Vertrauen von oben nach unten und dadurch sich ergebenden Vertrauen der Untergebenen zu den Vorgesetzten — alles moralische Größen, welche ihren Wert im Kriege, in Schlachten und Gefechten zur Geltung brächten und sowohl mangelnde Kriegsausbildung als Ueberlegenheit der Zahl des Gegners wieder ins vorteilhafte Gleichgewicht der Kräfte bringen könnten. Bald wurde der Prinz freier und offener, und der Weg zur vertraulichen Rede war geöffnet und gestattete mir, mich offen über die Persönlichkeit des Prinzen anerkennend auszusprechen, jedoch darauf hinzuweisen, daß trotz aller jugendlichen, geistigen Kräfte und Tüchtigkeit zum Handeln es dennoch der Anerkennung älterer bewährter Persönlichkeiten bedürfe, um im Austausch der Gedanken gerade in dem Metier des Soldaten, insbesondere der höheren Führerschaft, in bescheidener Selbstverleugnung das Richtige zu erkennen und zu finden. Der Prinz bekannte, unausgesetzt durch Studien diese Tüchtigkeit gewinnen zu wollen, worauf ich erwiderte, daß die Kriegskunst, d. h. die Führung der Schlachten und Gefechte wie der Operationen, weder gelehrt noch gelernt werden könnte, und daß weder Theorien noch Systeme noch Grundsätze als bloße Abstraktionen der Handlungen im Kriege zur Tat führten, sondern diese sich stets aus der beabsichtigten Handlung

---

[1]) Mitgeteilt durch Herrn Landrat von Wussow, einen Enkel des Generals.

[2]) General von Grabow, Vorgänger Wussows als kommandierender General des II. Armeekorps.

von selbst ergäben, das Studium der Kriegsgeschichte hierbei nur der Weg wäre, das eigene Feld der Erfahrungen zu erweitern und eine immer umfassendere Orientierung in den Ereignissen des Krieges zu gewinnen. Der Prinz ging, wenn auch anfänglich bedenklich, hierauf ein und nahm meine Bereitwilligkeit freundlich an, ihm offen und frei in allem meine Ansichten auszusprechen und zur Besprechung zu führen."

Es kann nicht wundernehmen, wenn sich bei solchem beiderseitigen Entgegenkommen sehr schnell ein aufrichtiges Vertrauens- und Freundschaftsverhältnis zwischen dem alten erfahrenen General und dem lernbegierigen, auf seine Fortbildung rastlos bedachten Prinzen entwickelte, das auf die ihnen unterstellte Truppe die beste Wirkung übte. Gar oft suchte der Schüler den Meister zu Hause auf und vertiefte sich in „traulichem Gespräch" mit ihm in alle Fragen des militärischen Lebens, über Taktik, Erziehung, Disziplin,[1]) Zustände in den Offizierkorps, Persönlichkeiten usw. Des Prinzen „Notizen zum Gebrauch im Felde" enthalten eine große Zahl taktischer Lehren des Generals, die er während oder gleich nach den Gesprächen niederschrieb. Welchen Wert er diesem Gedankenaustausch beimaß, erhellt aus einem, seinem früheren kommandierenden General, dem Grafen von der Groeben, Anfang 1860 zugesandten Aufsatz, in dem er sagt: „Der Privatverkehr muß benutzt werden, damit Untergebene und Vorgesetzte sich über ihre Obliegenheiten im Krieg und Frieden aussprechen, zum Gedankenaustausch. So gewöhnt man sich aneinander, lernt sich kennen und verstehen, und dieser Weg führt viel weiter als der tote Befehl. Diesen Weg und seine Resultate habe ich erst hier beim II. Armeekorps durch General Wussow kennen gelernt. Bei der Garde kennt man ihn gar nicht, man entbehrt in der Tat viel und gelangt, wie mich dünkt, nicht zu dem hier erwähnten Grade von gegenseitigem Verständnis. So etwas liegt aber nicht bloß an den gebietenden Verhältnissen — in der Residenz geht man sich aus dem Wege oder findet sich nicht, in der Provinz ist man aufeinander angewiesen —, sondern auch an der Empfänglichkeit der einzelnen Personen." Graf Groeben, schon seit 1858 außer Dienst, gibt in seiner Antwort der Freude Aus-

[1]) Am 24. August 1859 bittet der Prinz um Wussows Rat in einer ihm zur Entscheidung vorliegenden Beschwerdefrage. Er fügt hinzu: „Es kommt mir darauf an, milde zu entscheiden, versöhnend und überzeugend zu wirken, die Stellung des Vorgesetzten dem Untergebenen gegenüber zu wahren, aber doch dabei das Recht walten zu lassen. Ich bin noch nicht überzeugt, in meinen beiliegenden Konzepten dies richtig durchgeführt zu haben."

druck, daß der Prinz „in seinen gegenwärtigen interimistischen Verhältnissen den Menschen nähergetreten sei und in seinem alten Freunde und früheren Untergebenen, dem General von Wussow, den Mann gefunden habe, der als kommandierender General das leiste, was alle leisten sollten".

Aber auch über die militärischen Fragen hinaus gab es bald kein Gebiet des allgemein menschlichen, politischen und sozialen Lebens, das nicht zwischen dem Prinzen und Wussow zum Gegenstande der Erörterung, des Gedankenaustausches gemacht worden wäre. Von einem dieser häufigen Zwiegespräche schreibt der General: „Ich nahm die Gelegenheit wahr, dem Prinzen dringend ans Herz zu legen, außer seiner Tätigkeit für Militär und Krieg sich noch anderweitige Gebiete zu eröffnen, die Geistesfrische und geistigen Inhalt gewähren, denn nicht immer reiche das militärische Wissen aus; Natur, Geschichte, Kunst seien die umfassenderen Gebiete der menschlichen Erkenntnis, der Befriedigung für Geist und Herz und blieben fruchttragend gegenüber den inhaltlosen Passionen der Jagd usw. Der Prinz dankte mir für meine offene Aussprache."

Schon nach kaum vierzehntägigem Zusammenwirken hatte sich Wussows „Ueberzeugung von des Prinzen Friedrich Karl günstiger Stellung hierselbst zu seiner großen Freude bewährt, und die Hoffnung, in ihm der Armee einen ausgezeichneten Führer zu gewinnen und zu erhalten, war ihm zur Gewißheit geworden".[1]) Am 28. November schreibt er seinem Sohne: „Mir ist die Schlußzeit meines Dienstlebens durch die Versetzung des Prinzen Friedrich Karl zum II. Armeekorps unerwartet noch zu einer großen Freude geworden, da sich das früher zwischen uns herrschende kalte, ja abstoßende persönliche Verhältnis in ein gar freundliches verwandelt hat. Der Prinz hat ein offenes Vertrauen zu mir gewonnen, und ich erwidere dasselbe von ganzem Herzen. Dadurch hat sich zwischen uns ein geistiger Verkehr entwickelt, der mir Gelegenheit gibt, dem Prinzen rückhaltlos meine militärischen Ueberzeugungen als Soldat wie als General unumwunden auszusprechen, ihn zu Reflexionen auf seine Person wie auf seine Bestrebungen und Anschauungen zu führen, wogegen mir gar oft ein herzlicher Händedruck als Zeichen des Dankes zuteil wird."

Als Prinz Friedrich Karl durch seine Ernennung zum kommandierenden General des III. Armeekorps am 1. Juli 1860 dem dienstlichen Zusammenwirken mit General von Wussow entrückt wurde,

---

[1]) Tagebuchnotiz Wussows am 15. Mai 1859.

schrieb er ihm den nachfolgenden Abschiedsbrief, der in seiner schlichten Aufrichtigkeit und Empfindungswärme das schönste Denkmal für ihr inniges Vertrauensverhältnis und seine segensreichen Folgen bildet:[1])

„Ich möchte Ihnen so recht aus dem Grunde meines Herzens für die wahrhaft väterliche Liebe danken, mit welcher Sie mir stets begegnet sind, mit der Sie mir die Wege gewiesen und mich auf ihnen erhalten haben. Die Dienststellung, die ich jetzt unfreiwillig aufgebe, ist von allen bisher von mir durchlaufenen die glücklichste und diejenige, in der ich mich am wohlsten fühlte, und das glückliche Verhältnis zu Euer Exzellenz ist nicht dasjenige, was am wenigsten hierzu beitrug. Ich habe oft im stillen Euer Exzellenz um Verzeihung gebeten, daß ich früher, ehe ich Sie näher kannte, eine andere Meinung von Ihnen haben konnte. Ich kann nicht umhin, Ihnen dies heute zu bekennen und offen auszusprechen. Erhalten Sie mir bitte die Gesinnung, die Sie stets für mich an den Tag legten, folgen Sie mir mit Ihrer Teilnahme und Ihren Ratschlägen, die so segensreich für mich waren. Was mich betrifft, so werde ich nie aufhören, an dem ferneren Wohlergehen Euer Exzellenz den innigsten Anteil zu nehmen. Mein Herz bleibt hier in Pommern bei Ihnen und meiner herrlichen Division. Morgen werde ich von meinen Offizieren Abschied nehmen. Es wird mir schwer, daran zu denken."

Prinz Friedrich Karl blieb denn auch weiterhin in vertrautem, herzlichem Einvernehmen mit General von Wussow. Als der drohende dänische Krieg ihm Ende 1863 das Kommando über das kombinierte preußische Korps einbrachte, unterließ er es nicht, sich bei seinem erfahrenen Gönner, der mittlerweile die Führung des pommerschen Korps abgegeben hatte, in einigen wichtigen Fragen, so z. B. über die Strafverschärfungen bei im Felde begangenen militärischen Vergehen, in traulichem Zwiegespräch Rats zu erholen. Wussow starb am 7. September 1870. Als der Prinz vor Metz die Nachricht vom Tode seines „sehr verehrten Freundes, Gönners und Vorgesetzten" erhielt, schrieb er in sein Tagebuch: „Er konnte sich unserer Siege noch freuen."

Oberstleutnant von Blumenthal

Neben dem General von Wussow waren es vor allen zwei Männer aus seiner dienstlichen Umgebung, die in Stettin dem Prinzen näher traten und für seine militärische Weiterbildung nicht

[1]) General von Wussow selbst nennt den Brief in seinem Tagebuch „ebenso ein Dokument der persönlichen Stellung des Prinzen zu ihm, der Eroberung, die er in seinen alten Tagen gerade an diesem Prinzen eigentümlicher Natur gemacht habe, als ein bleibendes Dokument für den Charakter dieser meist völlig verkannten Persönlichkeit". 11. Juli 1860.

ohne Bedeutung waren: sein erster persönlicher Adjutant, Oberstleutnant von Blumenthal, der spätere Generalfeldmarschall, und sein Generalstabsoffizier, Major von Doering. Den ersteren hatte er sich noch während seines einjährigen Urlaubs vom Prinzregenten als Adjutanten erbeten, nachdem Moltke ihn auf Anfrage in einem Briefe (18. Juli 1858) „unstreitig eine der bedeutendsten Kapazitäten des Generalstabs" genannt hatte. Beide Persönlichkeiten fanden sich sehr schnell zueinander und traten in regen Geistesaustausch, so verschieden auch im Grunde ihre Naturen geartet waren. Schon im Januar 1859 konnte der Prinz in einem Briefe an den Grafen Gustav Waldersee von Blumenthal sagen: „B . . . ist besonders in dieser meiner Mußezeit eine große Ressource für mich." Es unterliegt keinem Zweifel, daß der gebildete und anregende Geist Blumenthals auf die militärwissenschaftliche Gedankenrichtung seines Herrn Einfluß gehabt und zur Förderung seiner Studien und Bestrebungen beigetragen hat. Nachweislich ist dies besonders auf dem Gebiete des Generalstabsdienstes geschehen, auf dem Blumenthal, ein Schüler Reyhers wie der Prinz selbst, viel Erfahrung und Geschick besaß. Daß er dabei dem Prinzen auch als Mensch innerlich näher getreten ist, dafür zeugen eine Menge Briefe in dessen Nachlaß. Einige Proben aus ihnen, die gleichzeitig interessante Streiflichter auf Blumenthals Charakter und Anschauungsweise werfen, werden gelegentlich mitgeteilt werden. Der Prinz begleitete auch nach der Stettiner Zeit die Zukunft seines einstigen Adjutanten mit reger Anteilnahme und befürwortete ihn bei seinen neuen Vorgesetzten auf das allerwärmste. Im Frühjahr 1860 erhielt Blumenthal das 71. Infanterieregiment in Erfurt. Ueber sein dortiges Ergehen, insbesondere über seine Art der Regimentsführung, berichtete er am 11. Juli 1861 dem Prinzen:

„Es geht mir im Regiment noch immer vortrefflich, und bin ich in jeder Beziehung zufrieden, obgleich der Dienst im ganzen auch hier nicht so betrieben wird, wie ich es für rationell und richtig halten würde. Ob die Vorgesetzten ganz mit mir zufrieden sind, weiß ich nicht, doch ahne ich, daß man mich für einen Kommandeur hält, dem die Kleinigkeiten des täglichen Dienstes zuwider sind, und der daher nicht mühsam genug ist. Dieser Tadel trifft aber vielleicht weniger meine Person als das System, welches ich zu befolgen suche, und da ist er in meinen Augen nur Lob, und freue ich mich über ein solches Urteil. Es ist mir wohl klar, daß die Anforderungen an einen tüchtigen Regimentskommandeur ganz andere sein müssen wie an einen Generalstabsoffizier oder General, und daß ersterer oft recht gründlich ins Detail gehen muß; aber ich bin ja auch nicht Regiments-

kommandeur geworden, um es von Hause aus à perfection zu sein, wozu Jahre gehören, sondern nur, um mich im praktischen Dienst zu üben und zu zeigen, daß ich es verstehe, Lust und Freudigkeit zum Dienst bei meinen Untergebenen zu wecken und dem Regiment den Stempel einer gewissen Frische aufzudrücken, mit der man mehr leisten kann wie mit stramm einexerzierter Manier und guten Hosenstrippen. Verzeihen Sie, Königliche Hoheit, daß ich wieder von mir gesprochen habe, aber je älter, desto egoistischer wird man, und da bitte ich um Nachsicht; ich habe die Fünfziger passiert. In der Hoffnung, Sie bald einmal wieder in blühender Gesundheit zu sehen, zeichne ich mich mit alter Treue . . ."

Schon im Februar 1863 trat Blumenthal wieder in direkte dienstliche Beziehungen zu Prinz Friedrich Karl, indem er auf dessen ausdrücklichen Wunsch als Nachfolger Stülpnagels zum Stabschef des III. Armeekorps ernannt wurde. Als solcher stand er ihm auch während des dänischen Feldzuges von 1864 zur Seite. Wir werden später sehen, daß und warum hierbei eine ernste Trübung ihres persönlichen Verhältnisses eintrat. Wurde diese auch nach dem Feldzuge wieder beseitigt, so sind doch ihre vertrauten Beziehungen im vollen Umfange nie wiederhergestellt worden, wobei der Umstand, daß Blumenthal in und nach den Kriegen von 1866 und 1870/71 in weitgehender und seiner Natur besonders zusagender Art durch das Vertrauen des Kronprinzen ausgezeichnet wurde, nicht ohne Einfluß gewesen sein mag. „Der jugendlich frische und fröhliche Sinn des Kronprinzen paßt mehr zu mir, wie der Ernst des Prinzen Friedrich Karl," schreibt Blumenthal selbst am 19. Mai 1866 in sein Tagebuch.

Major von Doering

In seinem Divisions-Generalstabsoffizier, dem damaligen Major von Doering, fand der Prinz eine verwandte Natur. Denn er war feurig, tatendurstig, militärisch hochbegabt und wissenschaftlich gebildet, ein vorzüglicher Kenner insbesondere der französischen Armee. Wir besitzen Doerings Urteil über Friedrich Karl aus jener Zeit.[1]) Am 5. Juni 1859 schreibt er: „Ich habe viel mehr gefunden, in vieler Beziehung, als ich erwartete, z. B. Gemütlichkeit, Offenheit, Wahrheitsliebe, Enthusiasmus und sogar Liebe für Poesie (Cid). Er hat viel Anregendes, so daß ich mit seiner Ernennung sehr zufrieden bin. Unser Verhältnis ist bis jetzt vorzüglich." Im Januar 1860 entwirft er folgende Charakteristik: „Er ist schon ein ganz vorzüglicher Soldat und wird es vielleicht, wenigstens in mancher Beziehung, in noch

---

[1]) Dr. Krieg, General von Doering. 1898. Seite 84.

höherem Grade werden. Seine hervorstechenden Eigenschaften sind: Tatendrang, Mut, Ehrgeiz, Pflichttreue, schnelle Auffassungsgabe, vorzügliches Gedächtnis, besonders auch für Persönlichkeiten, ausgezeichnetes Sehvermögen, militärischer Coup d'œil, Rednergabe, Talent zum Schreiben, gewinnende Liebenswürdigkeit, wenn er sie haben will, selbst große Gemütlichkeit, die Gabe, schnell das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden — eine notwendige Bedingung für bedeutende Leistungen —, eine sehr ansprechende äußere Erscheinung, Kriegserfahrung, soweit sie bisher in seiner Lebensepoche möglich war, bei großen militärischen Kenntnissen sehr allgemeine Interessen, Gründlichkeit, soweit es in seiner Lebensstellung möglich ist, Sprachkenntnisse, dreister Reiter, vorzüglicher Jäger."

Das herzliche Einvernehmen zwischen dem Prinzen und seinem Generalstabsoffizier dauerte auch später fort, nachdem er seine Stellung als Divisionskommandeur mit dem Generalkommando des III. Armeekorps vertauscht hatte. Insbesondere im Feldzuge 1864, den Doering als Bataillonskommandeur im 53. Infanterieregiment mitmachte, gehörte er zu denen, die der Prinz mehrfach zu Beratungen heranzog und deren Ansichten er gern hörte. Nach Beendigung des Krieges trat er mit dem Wunsche an Doering heran, er möge Blumenthals Nachfolger als Chef des Stabes beim III. Korps werden. Obwohl Doering ablehnte, erfuhr sein herzliches Verhältnis zum Prinzen dadurch keinerlei Trübung.[1] Vor dem Feldzuge 1870 trat er als Kommandeur der 9. Infanteriebrigade wieder in unmittelbare dienstliche Beziehungen zu ihm, bis ihn am 16. August 1870 bei Vionville der Heldentod zu früh für die Armee seiner glänzenden und verdienstvollen Tätigkeit entriß.

Major von Witzendorff

Als zweiter persönlicher Adjutant stand dem Prinzen seit dem 3. März 1859 der aus der Reiterwaffe hervorgegangene Major von Witzendorff, der nachmalige kommandierende General des VII. Armeekorps, zur Seite. Mit diesem verband ihn eine weitgehende Einhelligkeit in den auf die Förderung und Hebung seiner Waffe zielenden Fragen und Wünschen. Im Feldzuge 1864 gewann Witzendorff eine Zeitlang auch einen erheblichen Einfluß auf die Leitung der Operationen.[2] Nach dem französischen Kriege gehörte er zu den verständnisvollsten und rührigsten Gehilfen des Prinzen in seiner bahnbrechenden Arbeit auf kavalleristischem Gebiet.

Oberpräsident Freiherr Senfft von Pilsach

Schließlich dürfen wir aus dem Kreise der ihm in Stettin nahegetretenen Persönlichkeiten den Namen eines Mannes nicht uner-

[1]) Dr. Krieg, General von Doering. Seite 135.

[2]) Vergl. Seite 335 ff.

wähnt lassen, der, obwohl nicht Soldat oder nicht mehr Soldat, einen besonders tiefgreifenden und nachhaltigen Einfluß auf die seelische Entwicklung Friedrich Karls ausgeübt hat. Es war der treffliche Oberpräsident der Provinz Pommern, Freiherr Senfft von Pilsach. Er bewohnte in Stettin einen Teil des Königlichen Schlosses, so daß der Prinz als Hausgenosse sehr bald zwanglos in seiner Familie verkehrte. Ein Jünger Schleiermachers und des Pietisten Barons Kottwitz, streng kirchlich gesinnt, aber daneben auch, den Hang zur Spekulation unterdrückend, ein durchaus praktischer Christ, flößte er durch die Lauterkeit seiner Denkweise und eine mit Verehrung gepaarte rückhaltlose Offenherzigkeit dem verschlossenen Sinne des Prinzen ein hohes Maß des Vertrauens ein. Es gab bald keine innere Herzensangelegenheit, keine häusliche Freude oder Sorge, keinen Kummer und Verdruß mehr, daran Friedrich Karl den damals schon fünfundsechzigjährigen, ehrwürdigen Herrn nicht hätte teilnehmen lassen. Sein stets selbstloser, liebevoller, grundehrlicher Rat schreckte nicht vor ernsten Vorhaltungen zurück, wenn der Prinz dem Unmut die Zügel schießen ließ, berührte ebenso zart wie nachdrücklich die intimsten Fragen seines Familienlebens, mahnte, tadelte, versöhnte, lobte nach Art eines Beichtvaters. Die Briefe des Freiherrn Senfft von Pilsach bilden einen der schönsten und wertvollsten Bestandteile im Nachlasse des Prinzen. Ihres intimen Charakters wegen eignen sie sich im ganzen nicht zur Veröffentlichung, doch werden einzelne Bruchstücke als charakteristische Aeußerungen über bestimmte Geschehnisse mitgeteilt werden.[1])

So bildete die Stettiner Zeit einen wichtigen Wendepunkt im Leben Friedrich Karls, den Uebergang aus der Sturm- und Drangperiode in die Meisterjahre. Der goldene Kern seiner gesunden Natur durchbrach die harte Schale, in die ihn widrige Verhältnisse bisher eingeschlossen hatten, und trug bald hundertfältig Frucht.

Briefwechsel des Prinzen mit Arnim, Schlegell und Zastrow

Bezeichnend für die innere Befriedigung des Prinzen über die Stettiner Verhältnisse ist seine Korrespondenz aus jener Zeit. So schrieb er am 22. Dezember 1859 seinem Freunde und Jagdgefährten, dem Hauptmann von Arnim,[2]) nach Trier: „Ich bin gern hier, weil ich diese Leute liebe und auch von ihnen wohlgelitten bin. Mir fehlt zwar vieles, besonders Familie, Geselligkeit, liebe Freunde, Jagd, angenehme Einrichtung, mein Stall, mein Hauswesen, eigentlich alles

[1]) Nach Mitteilung des Landrats Freiherrn Senfft von Pilsach (Marienburg), eines Enkels des Oberpräsidenten, sind Briefe des Prinzen Friedrich Karl an diesen nicht erhalten.

[2]) Vergl. Seite 120

— nur nicht die Zufriedenheit, Freudigkeit und Hingebung. Und so läßt sich's auch leben. Entbehrungen machen auch Freude. Eins ist hier herrlich: das ist die freie Zeit, die ich in kaum gekanntem Maße habe, und die ich fleißig mit nützlichen Privatarbeiten ausfülle. Sie wissen, daß mir diese ein großer Genuß sind."

Aehnlich sprach sich der Prinz in einem Briefe an General von Schlegell aus. Dieser antwortete ihm am 6. Februar 1860:

„. . . Noch größere Freude hatte ich an allem, was Sie mir über sich selbst schreiben: Wie Ihnen in Stettin alles entgegengekommen ist, wie Sie zufrieden sind mit Ihren Verhältnissen nach oben und unten und Befriedigung in Ihrem Wirkungskreise finden, weil Sie den Nutzen, die gute Wirkung vor Augen sehen; wie das Gefühl, auf dem rechten Wege zu sein, wieder frischen Mut gibt und die Kräfte verdoppelt, der Fleiß, mit dem Sie Ihre freie Zeit benutzen, die eingehende Teilnahme, mit der Sie den Sitzungen der Zivilbehörden beiwohnen, die Mühe, die Sie sich geben, ihre eigenen Studien fruchtbringend für andere zu machen, vor allen Dingen die Hoffnung, die Sie aussprechen, daß Sie diese Stimmung nun festhalten können, daß Ihnen der Unmut nicht wieder die Freude an Ihrem Berufe rauben wird, das alles hat mein Herz tiefbewegt von innigem Dank gegen Gott, daß er Ihnen, mein teuerster Prinz, so gnädig beigestanden in den schweren Kämpfen gegen die eigene Natur und gegen die äußeren Widerwärtigkeiten, daß er Ihnen Land zeigt nach einer stürmischen Fahrt, und mir und allen Ihren Freunden die frohe Zuversicht gibt, daß Sie die Ruhe und Sicherheit gewonnen haben, das Steuer fest in dem einmal genommenen Kurs zu halten, in dem allein Sie dem Vaterlande, dem Königshause und der Armee die Dienste leisten können, die wir alle noch von Ihnen erwarten. Gott mit Ihnen, mein teurer Prinz, auf diesem Wege! Die Gebete Ihres alten treuen Freundes sollen Sie unablässig begleiten."

Es war eines der letzten Freundschaftszeichen des trefflichen Mannes. General von Schlegell, der infolge von Kränklichkeit schon im Mai 1859 aus dem aktiven Dienst geschieden war, starb am 4. September 1860 in Komerowe. Was der Prinz an ihm verlor, sagt am besten sein Beileidschreiben an die trauernde Witwe:[1])

„Gott tröste Sie in Ihrem Schmerze. In diesem Augenblick, wo ich im Begriff bin, nach Frankfurt a. O. abzureisen, erfahre ich den seit einigen Tagen freilich erwarteten Tod des Generals. Auch

[1]) Zur Verfügung gestellt durch den Schwiegersohn des Generals von Schlegell, Herrn General der Artillerie z. D. Edlen von der Planitz.

ich verliere unendlich viel an ihm, denn er war mir stets ein herzlicher Freund und ein vielerfahrener Lenker und Rater, der mit mir machen konnte, was er wollte. Ich habe wenig Menschen so lieb gehabt wie meinen guten Schlegell, und noch wenigeren verdanke ich so viel wie ihm. Er hinterläßt auch bei mir eine Lücke, die kein anderer ausfüllen kann. Mit ihm gehen Dinge für mich verloren, die unwiederbringlich verloren sind, weil nur er sie wußte. Er hatte mich auf eine mündliche Unterredung verwiesen, auf Erden wird sie nicht mehr stattfinden.

Wenn es nicht unbescheiden ist, gnädigste Frau, so bitte ich um die Briefe, die ich ihm geschrieben und um irgendein kleines Andenken, um einen Gegenstand, der dem Dahingeschiedenen lieb gewesen ist. Sein Andenken wird zwar ohne dasselbe in meinem Herzen doch nicht erlöschen. Er stand mir beinahe in der bewegtesten Zeit meines Lebens getreulich zur Seite und war mir später in Gedanken immer nahe. Gott wird ihm vergelten, was er an mir Gutes getan.

Ich weine! Ich muß schließen! Verzeihen Sie, gnädigste Frau, daß ich Ihren Schmerz auf Augenblicke erneuerte. Ich mußte Ihnen schreiben! Ich bitte, die Versicherung meiner hohen Verehrung für Sie gütigst anzunehmen, mit der ich verharre usw."

Auch ein Brief des Generals von Zastrow, der damals Brigadekommandeur in Posen war, gab der Freude über die günstige Wendung, die der Lebensweg des Prinzen genommen, in ebenso schlichter wie ehrlicher Form Ausdruck. Der General, der diesen Umschwung schon in der Berliner Zeit wahrgenommen zu haben glaubt, schreibt am 30. November 1859:

„... Sie kennen, mein hochverehrtester Prinz, den ganzen Umfang meiner Ergebenheit für Sie, und Gott weiß, wie glücklich ich mich später schätzen würde, wenn ich einmal einen Beweis dieser Ergebenheit Ihnen dadurch geben könnte, daß ich Sie auf dem Schlachtfelde, wenn Sie in der Klemme säßen, mit dem Säbel in der Faust heraushiebe. Bei diesen meinen Gesinnungen für Euer Königliche Hoheit und bei den zahlreichen Beweisen des Wohlwollens, mit denen mich Höchstdieselben beglückten, mag einmal mein Mund überfließen von dem, wovon das Herz voll ist ... Jener Prinz Friedrich Karl, welcher in Potsdam lebte, war ein abgeschlossener, oft närrischer Herr, der seinen Offizieren meist ein finsteres Gesicht zeigte, er war mehr gefürchtet wie geliebt; seine übergroße Strenge in Wort und Tat rief nicht selten Verstimmung hervor, weil selbst das beste Instrument, wenn die Saiten zu straff gezogen werden, Mißtöne hören läßt. Mit seinen Kommandeuren und den älteren

Offizieren der Garnison verkehrte er nur wenig, weil er mehr Federkraft des Geistes und daher mehr Unterhaltung bei der jüngeren militärischen Generation zu finden glaubte. Seinen hervorragenden militärischen Eigenschaften ließ man zwar alle Gerechtigkeit widerfahren, allein diese Anerkennung würde sich bis zum Enthusiasmus gesteigert haben, wenn jene Eigenschaften in dem Gewande der Humanität erschienen wären. Wie ganz anders zeigte sich derselbe Prinz Friedrich Karl seinen Untergebenen gegenüber in Berlin und Stettin! Hier war er der joviale, liebenswürdige Prinz, in dessen heiterem Gesichte seine Offiziere einen Spiegel des Wohlwollens und der Güte erblickten; hier erteilte er selbst seine Befehle mit jener Freundlichkeit und Güte, durch welche einst Prinz Heinrich, Seydlitz und Blücher die Herzen gewonnen, und daher wurden diese Befehle von seinen ehrliebenden Untergebenen mit einem nie dagewesenen Eifer und Ernst ausgeführt. Hier war es auch, wo der Prinz seinen Kommandeuren und älteren Offizieren in kameradschaftlicher Weise die Hand bot, ja, wo er sich herbeiließ, sich in ihrer Gesellschaft zu gefallen, und wobei ihn der Gedanke leiten mochte, daß wenn auch diese alten Herren nicht die geistige Sagazität der Jugend besitzen, sie doch dafür die vornehmsten Zangen und Hämmer sind, mit denen seine — des Prinzen — Hände das militärische Material verarbeiten. In Berlin und Stettin war es daher auch und mußte es sein, wo sich der Prinz wie im Fluge die Herzen gewann, wo sich der Glaube an seine militärische Leistungsfähigkeit bis zur Gewißheit steigerte, und wo ein Offizier dem anderen die Hand mit dem Worte drückte: ‚Wenn wir uns einstens auf der grünen Wiese finden, muß dieser Prinz unser Führer sein.'"

Der Prinz antwortete Zastrow am 13. Januar 1860:

„. . . Sie sind in Ihrem Urteile nicht gerecht gegen mich, denn in Ihrer Herzensanhänglichkeit gegen mich schmeicheln Sie mir gar zu oft. Auch sehen Sie manche vergangenen Dinge in rosafarbenerem Lichte, als sie Ihnen in der Gegenwart damals erschienen sein mögen. Es gilt das ganz besonders von dem, was Sie über mein Verhältnis zur 2. Gardedivision sagen.

Ich habe mich sehr verändert, in mancher Beziehung, wie es mir vorkommt, insofern zu meinem Vorteil, als es mir jetzt besser gelingt, es meinen Untergebenen recht und leicht zu machen . . . Hier in Stettin lebe ich in dem glücklichsten, befriedigendsten dienstlichen Verbande, nach oben und nach unten, in welchem ich mich je bewegt habe. Die Herzen sind mir, selbst unbewußt, wie zugefallen, und da ist es leicht, seine Stellung befriedigend auszufüllen. Der Gehorsam

ist mir nie schwer geworden, aber nie leichter als meinem jetzigen kommandierenden General gegenüber. In den mir untergebenen Regimentern und Offizierkorps ist ein selten guter Fonds und lebendiges, frisches Streben, sich zum Kriege vorzubereiten. Wo es etwa fehlt, bedarf es nur einer Andeutung, und alle sind bei der Hand. Befohlen habe ich daher hier noch gar nicht, glaube ich. Meine Wirksamkeit beschränkt sich recht eigentlich auf die eines Truppenführers, eines Officier général, im Gegensatz zu der eines Truppeninspekteurs, was unsere meisten Generale leider nur sind,[1]) und wozu mir Gott nun einmal alle Fähigkeiten und die Neigung versagt hat. Ich stelle also Gesichtspunkte auf, suche geistig anzuregen, meine Untergebenen nicht den Schlaf des Einerlei und des Friedens schlafen zu lassen. Unsere Gedanken sind auf den Krieg gerichtet. Wir treiben alles, was Allerhöchsten oder höheren Orts befohlen ist, mit allem Ernst, suchen den Dingen und allen Uebungen aber auch den geistigen Wert abzugewinnen, d. h. auch die Seiten, welche nicht bloß den Körper, sondern auch den Verstand und die moralischen Kräfte ausbilden. Die Erfolge, die wir mit Geduld und mit Gottes Hilfe erzielen werden, springen vielleicht nicht so in die Augen auf den ersten Blick, aber sie sind reell und tragen am Tage der Schlacht hundertfältige Zinsen.

Wenn ich daran denke, wie gut ich mich hier stehe, so staune ich, denn dies ist nicht mein Werk, aber ich trauere, daß ein so schönes Band vielleicht doch bald zerrissen werden wird, da ich dahier immer noch (nach den Allerhöchsten Aussprüchen) mich in einem Provisorium befinde, wie denn auch per Kabinettsorder bestimmt ist, daß ich hier als Strohwitwer ohne Weib, ohne Kinder, ohne alte Freunde, ohne Jagd, ohne meinen schönen Stall, ohne mein Hauswesen, ohne meine Bequemlichkeit leben muß. Außer der Zufriedenheit mit meiner Stellung fehlt mir also eigentlich nichts weniger als alles. Aber das Entbehren hat für den Soldaten auch seinen Reiz. Meine Sachen liegen im Koffer, meine Papiere in einer Mappe, wenige Bücher stehen auf dem Tisch, mir gehört hier nichts, ich wohne schlechter als in einem Gasthaus zweiter Klasse, und es geht doch.

Der General Wussow und der Oberpräsident und Blumenthal sind meine einzigen (lebendigen) geistigen Ressourcen. In dieser Beziehung und in bezug auf Jagd und Bewegung entbehre ich doch sehr das an sich allerdings „lederne" Potsdam, aber es ist so nahe an Berlin, und ich war dem Mittelpunkt und der geistigen Friktion näher."

---

[1]) Vergl. Seite 140.

Moralische Einwirkung auf die Truppe

Schon früher[1]) wurde aus einer erst in Stettin entstandenen Arbeit Friedrich Karls seine Anschauung über die Stellung und die Pflichten eines Generals wiedergegeben, aber es blieb dort absichtlich die schönste Stelle, die von dem Vertrauensverhältnis zur untergebenen Truppe handelt, fort, weil sie im vollen Umfange erst recht eigentlich auf die Zeit der Meisterjahre paßt:

„Der General ist der geliebte und geachtete hohe Herr, nicht der tadelnde und strafende Zuchtmeister, und wenn er gar spricht, was selten geschehen muß, schlagen dann alle Herzen höher. Er muß die Saiten zu berühren wissen, die einen guten Klang haben. Er ist leutselig und kameradschaftlich mit allen Untergebenen, und je ferner sie ihm dem Range nach stehen, desto mehr. Für den gemeinen Mann sogar hat er immer ein freundliches Wort, einen Anteil verratenden Gruß. Obgleich sie ihn im Dienst nur selten und gewissermaßen auch dann nur wie zufällig und im Vorbeireiten sehen, freuen sie sich doch seiner Nähe und sind stolz auf ihn. Er hat sie und ihre Offiziere empfänglich gemacht für den Impuls, den seine Anwesenheit, sein Blick, sein Wort und seine Gebärde ihnen am Tage der Schlacht verleihen und ihre Anstrengungen verdreifachen sollen. Wenn sie ihn dann begeistert fragen: ‚Herr, wo befiehlst du, daß wir sterben sollen?‘ dann, aber auch nur dann hat er es verstanden, auf sie im Frieden richtig einzuwirken.“

Ganz in diesem Sinne war auch die Ansprache gehalten, die der Prinz vor Beginn der Detachementsübungen der Stettiner Garnison am 23. August 1859 an die Offiziere seiner Division richtete:[2])

„. . . Unsere Pommern sind gute Soldaten, aber im ganzen machen sie mir einen etwas langsamen und schwerfälligen Eindruck. Ich möchte sie lebendiger haben. Leben ist Geist. Wenn ich dem Soldaten sage, ‚komme her‘, so kommt er, ‚gehe hin‘, so geht er, ‚tue das‘, so tut er's. Wenn ich ihn aber hinstelle und ihm sage ‚bleibe hier stehen, man wird scharf nach dir schießen und dich wahrscheinlich töten‘, so bleibt er nicht stehen. Wenn ich ihm aber vor dem Feinde dasselbe sage, so bleibt er stehen und läßt sich töten. Da sehen wir einen Unterschied. Dieser Unterschied liegt im Geiste; denn Liebe für König und Vaterland und Hingebung bis in den Tod sind Geist. Wenn ich vor dem Feinde durch einige Worte anfeure, enthusiasmiere, so erzeugt das Geist; Freudigkeit ist Geist.

---

[1]) Seite 140. „Ueber die preußische Generalität 1860 hinsichtlich ihres Wertes für Krieg und Frieden.“ Stettin, 23. Januar 1860.

[2]) Nach einer Abschrift in Doerings Papieren. Abgedruckt bei Dr. Krieg, General von Doering. Seite 316 ff.

Und wenn der Soldat in dieser Stimmung fragt: ‚Herr, wo befiehlst du, daß ich sterben soll?‘ so hat er Geist . . .“

Wir sehen, der dreißigjährige Mann und Divisionskommandeur war den Idealen des zwanzigjährigen Jünglings und Kompagniechefs [1]) trotz der Verbitterung der Potsdamer Jahre treugeblieben. Es hatte nur der äußeren Gelegenheit bedurft, um die in ihm schlummernden moralischen Kräfte erneut zu faszinierender Wirkung zu bringen. Und das „Herr, wo befiehlst du, daß ich sterben soll?“ ward die Losung seiner Division, seines Korps, seiner Armee, es ward der schmetternde Kriegsruf, der Preußens und Deutschlands Heere über die blutgetränkten Schlachtfelder von Düppel, Königgrätz, Vionville und Le Mans zu stetem Ruhm und Sieg geführt hat.

Dienstliche Erlasse des Prinzen

Zur Kennzeichnung der Art und Weise, wie der Prinz seine Anschauungen über Ausbildung der Truppe auf den praktischen Dienstbetrieb innerhalb seiner Division zu übertragen wußte, seien einige Stellen aus seinen dienstlichen Erlassen wiedergegeben.

Am 18. Juni mahnt er:

„Es ist mir aufgefallen, daß bei den hiesigen Bataillonen mehr exerziert wird, als es unter den gegenwärtigen Verhältnissen und in der jetzigen Ausbildungsperiode zweckmäßig erscheint. Wenn bei allen Uebungen im Terrain beim Schießen und Wachtdienst stets auf eine präzise reglementarische Ausführung aller Kommandos gesehen und dabei die Haltung der Mannschaft nicht aus dem Auge verloren würde, so könnten meines Erachtens die reinen Exerzierübungen vorläufig ganz unterbleiben. Die Uebungen im Terrain könnten dann eine um so größere Ausdehnung erhalten, was bei den ungünstigen Terrainverhältnissen in der unmittelbaren Nähe von Stettin als sehr wünschenswert erscheint . . . Solche Tage, welche nicht zu Felddienst- oder Schießübungen geeignet erscheinen, werden besser zur Ruhe und Instandsetzung des Materials als zum Exerzieren zu benutzen sein, wie es sich denn überhaupt sehr empfiehlt, während anstrengender Dienstperioden der Mannschaft wöchentlich außer dem Sonntag noch einen vollständigen Ruhetag zu gewähren.“

Ueber den Zweck von Besichtigungen heißt es in einem Erlaß vom 4. Dezember:

„Meines Erachtens erfüllen die Inspizierungen nur dann vollständig ihren Zweck, wenn dabei von dem Grundsatz ausgegangen wird, daß alle Ausbildungszweige gleichberechtigt dastehen, und wenn den Leistungen bei den Uebungen im Terrain, im Schießen, in den gymnastischen Uebungen, in der Instruktion, überhaupt der

[1]) Vergl. Seite 73.

Erziehung des ganzen Soldaten dasselbe Interesse wie der äußeren Haltung und der Propretät zugewendet wird. Ich spreche hierbei die Erwartung aus, daß das Turnen in allen Garnisonen mit regem Eifer betrieben und namentlich der Zweck desselben, die Stählung der körperlichen Kräfte, das Vertrauen des Mannes auf sie und auf sich selbst, die Fähigkeit, unter der Last des Gepäcks Terrainschwierigkeiten zu überwinden, stets im Auge behalten wird."

Ueber eine vom Prinzen abgehaltene Besichtigung in der Gymnastik berichtet Doering: [1])

„... Sehr interessant, namentlich die eminenten Fortschritte in gymnastischen Uebungen. Erstaunliches wurde im Uebersteigen, resp. Herabspringen von Festungswerken ohne Leitern geleistet. Neu und höchst eindrucksvoll auf Zuschauer und Mannschaften war folgendes: Er ließ jedes Bataillon im Viereck und ermittelte die besten Kontrabajonettfechter. Knöpfe mit Kreide; wer drei Stöße hatte, trat ab. Fast alles mit vollem Gepäck ..."

Mitglied der Armee-Reorganisations-Kommission

Dem scharfen Auge des Prinzregenten entging die günstige Entwicklung seines Neffen und sein erfolgreiches Wirken an der Spitze der Stettiner Division nicht. Er zeichnete ihn durch Hinzuziehung zu mehreren wichtigen militärischen Kommissionen aus, die mit der Lösung brennender organisatorischer Fragen beauftragt waren. So erhielt er durch Kabinettsorder vom 18. August 1859 die Ermächtigung, nach Ermessen den Sitzungen einer Kommission beizuwohnen, die unter Moltkes Vorsitz über eine zweckmäßige Befestigung der norddeutschen und preußischen Küsten und Häfen vorzugsweise unter strategischen Gesichtspunkten verhandeln sollte. Am 28. Oktober 1859 wurde er zum Mitglied der Reorganisations-Kommission ernannt, die unter Wrangels Leitung über die vom Prinzregenten geplante Umgestaltung des Heeres zu beraten hatte. Wussows Tagebuch [2]) enthält die Eindrücke, die Prinz Friedrich Karl aus den im Oktober und November in Berlin abgehaltenen Sitzungen beider Kommissionen gewann: „Die Verhandlungen über den ersteren Gegenstand unter Vorsitz des Generals Moltke waren für den Prinzen höchst interessant und aufklärend, dagegen die über die Reorganisation der Armee ... unbefriedigend. [3]) Wrangel habe der

---

[1]) Am 6. Juni 1860. Vergl. Dr. Krieg, General von Doering. Seite 88 Anmerkung.

[2]) Tagebuchnotiz Wussows am 20. November 1859.

[3]) Das Protokoll der Sitzungen der Reorganisations-Kommission ist abgedruckt in den „Militärischen Schriften weiland Kaiser Wilhelms des Großen". Band II Seite 409 ff.

Stellung als Vorsitzender weder mit Haltung noch mit Umsicht vorgestanden, sofort zur Abstimmung über die bezüglichen Vorschläge, die vom General Roon und von kriegsministerieller Seite gemacht worden seien, übergehend. Diese Abstimmung sei durch zum Teil heftige Diskussionen unterbrochen worden, so daß eine Entscheidung für das eine oder das andere schwer erreicht werden konnte. Mit dem Vorschlage der Bataillone auf 800 Mann Stärke und Winterbeurlaubung, also zweieinhalbjähriger Dienstzeit, waren die Generale Werder, Radziwill und Schack einverstanden, wogegen der Prinzregent das Prinzip der starken Bataillone von 1000 Mann und der dreijährigen Dienstzeit entschieden festgehalten wissen will. Der Kriegsminister,[1]) der seit einem Jahre die Reorganisation beiseite gelegt, die Landwehrinstitution festgehalten hatte, war nunmehr der Neuorganisation nicht nur beigetreten, sondern hatte erklärt, daß solche schon vor vielen Jahren seine Ansicht gewesen, und daß er sie nunmehr als die seinige persönlich vertreten werde. Davon werde er sein Verbleiben als Kriegsminister abhängig machen. Indessen sei sein Abgang bereits anderen Orts in sichere Aussicht gestellt und statt seiner General Roon genannt, dessen politische Ansichten jedoch mit denen des jetzigen Ministeriums in Widerspruch ständen."[2])
Prinz Friedrich Karl beschränkte sich in den Sitzungen der Reorganisations-Kommission darauf, durchgehends für die Beschlüsse der Mehrheit zu stimmen; nur in einer untergeordneten, den Ersatz der Landwehrkavallerie durch neuformierte Linienkavallerie-Regimenter betreffenden Frage gab er eine von den übrigen Kommissionsmitgliedern abweichende Ansicht zu Protokoll.

Das große Werk des Prinzregenten wurde zur Tat. Es war eine grundlegende Umgestaltung der bisherigen Heeresorganisation durch eine erhebliche Vermehrung des stehenden Heeres auf Kosten der Landwehr. Eine große Anzahl von Landwehroffizieren trat dabei zur aktiven Truppe über. Prinz Friedrich Karl war stolz darauf, daß in seiner Division allein 41 Offiziere sich zum Uebertritt meldeten. Er wußte sie mit packenden Worten für den neuen Beruf zu gewinnen. Ueber seine bei dieser Gelegenheit am 8. Januar 1860 gehaltene Ansprache sagt er selbst in einer Niederschrift:

„Ich erwähnte, daß an unsere Seite eine Anzahl von bisherigen Landwehroffizieren als Mitarbeiter treten würden, und hob mit Stolz hervor, daß vielleicht in keiner anderen Division der Armee eine

---

[1]) General von Bonin.

[2]) Roon wurde am 5. Dezember 1859 zum Kriegsminister ernannt und führte den Entwurf des Prinzregenten durch.

so große Zahl derselben sich zum Uebertritt in die Linie bereit erklärt und hierzu befähigt erachtet worden wäre. Der sprechendste Beweis für den kriegerischen Geist, die Lust am Waffenhandwerk und zugleich für die Befähigung unseres Landwehroffizierkorps ... Alle diese Herren begrüße ich mit Freuden in der Hoffnung und Ueberzeugung allerdings, daß sie hinsichtlich der Standesehre und unbedingten Hingebung für die Person des Königs in unsere Fußtapfen treten und das Band der Kameradschaft, unsere Stärke und seltenes Kleinod, das wir trotz der bevorstehenden teilweisen Zerreißung der Offizierkorps uns zu erhalten wissen würden, sie alle gleichmäßig einschließen werde. Der kameradschaftliche Geist erzieht zuerst jeden Neueintretenden in liebevoller Weise, wie er uns alle erzogen hat, hebt und trägt dann den einzelnen, der sich von ihm erfassen läßt, und schließlich steht er für ihn ein."

Ernennung des Prinzen zum kommandierenden General des III. Armeekorps

Es nahte die Zeit, wo der Prinz den immerhin noch beschränkten Wirkungskreis eines Divisionskommandeurs mit der im Frieden einflußreichsten und verantwortungsvollsten Stellung eines kommandierenden Generals vertauschen sollte. Am 20. Januar 1860 schreibt er noch dem Herzog Ernst II. von Koburg: „... Die Ueberzeugung, die ich ... bei Gelegenheit des Eintreffens der Todesnachricht eines unserer kommandierenden Generale aussprach, daß ich nicht ein Armeekorps erhalten würde, hat sich ja bestätigt. Ich murre nicht, mache keine Pläne und nähre keine Wünsche ..." Wussow wünschte ihm das Generalkommando des II. Armeekorps, „da er in ihm einen ruhigen Uebergang finden würde, um seine Ansichten und Ueberzeugungen zur Geltung zu bringen, wie sie der wahren Kriegstüchtigkeit der Truppen für Gefecht und Schlacht entsprechen".[1]) Am 6. März meldet Blumenthal aus Berlin: „... Gestern sagte mir General von Bonin, er habe es vom Feldmarschall ganz bestimmt gehört, Euer Königliche Hoheit würden jetzt das III. Armeekorps bekommen ..." Die Nachricht war richtig, doch verzögerte sich die Ernennung des Prinzen noch bis zum Sommer. Am 1. Juli 1860 erhielt er die folgende Allerhöchste Kabinettsorder:

„Ich ernenne Euer Königliche Hoheit hierdurch, nachdem Sie seit länger als einem Jahre die 3. Division zur Zufriedenheit kommandiert haben, zum kommandierenden General des III. Armeekorps. Ich habe Ihnen Meine Ansichten über die Pflichten der höheren Befehlshaber und über die Ausbildung der Truppe wiederholt ausgesprochen und erwarte, daß Sie in ihrem Sinne auch das

---

[1]) Tagebuchnotiz Wussows am 1. März 1860.

wichtige Kommando führen werden, das ich Euer Königlichen Hoheit heute mit Vertrauen übertrage."

Abschied von Stettin

Bewegten Herzens schied der Prinz von seiner Division. In seinem Abschiedsgruß vom 4. Juli 1860 sagte er:

„Ihr wißt es alle und habt es aus meinem eigenen Munde gehört, wie große Stücke ich auf euch Pommern halte. Ihr seid gehorsam, treu, unverdrossen, ausdauernd, ehrliebend, besonders beherzt und kriegerisch, voller Kraft und Lebendigkeit und geschickt im Gebrauch eurer Waffen. Täglich konnte ich mich von euern Fortschritten überzeugen und noch letzthin bei meiner Besichtigung habe ich soviel Freude an euch gehabt. Fahrt mit Eifer so fort. Ihr habt mich mit solcher Zuversicht erfüllt, daß ich mich vergeblich frage, welches der Feind ist, den ihr nicht besiegen müßtet. Ich kenne keinen. Ich teile vollkommen eure Meinung, daß diese pommersche 3. Division schon allein soviel wert ist wie ein ganzes Armeekorps."

Wenige Tage darauf (am 7. Juli) schreibt ihm Doering:

„Euer Königliche Hoheit werden sehr vermißt; es ist Ihnen gelungen, in sehr kurzer Zeit und in einem mir noch nicht vorgekommenen Grade die Herzen zu gewinnen. Einzelne Träge mögen freier aufatmen in der Hoffnung, daß das Alte, Gewohnte wieder zur Geltung kommen wird, aber die große Masse bedauert tief und aufrichtig Euer Königlichen Hoheit Scheiden. Der letzte Befehl Euer Königlichen Hoheit hat den Zweck vollkommen erfüllt. Jedermann fühlte, daß dieser schöne Abschiedsgruß aus dem Herzen kam, und deshab ging er auch zum Herzen. Wie mir vorkommt und wie mir von erfahrenen, urteilsvollen Leuten bestätigt worden, ist es nicht leicht, auf die pommersche Natur Eindruck zu machen. Dieser Befehl scheint indessen überall, wo er in angemessener Weise vorgetragen worden ist — nicht jeder hat hierfür Sinn und Gabe —, einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Auch die Porträte haben den Leuten große Freude gemacht. Von einem Füsilier wurde mir erzählt, man habe ihn gefragt, ob ihm nicht ein Louisdor lieber gewesen wäre, und er habe geantwortet, daß er das Bild nicht für hundert lasse. Von mir kann ich nur sagen, daß ich mir recht sehr verwaist vorkomme und nicht ungern Stettin bald verlassen würde; indessen wie Gott will! . . ." [1])

Senfft von Pilsach gab seinen Gefühlen also Ausdruck:

„Als ich hierher in das vereinsamte Schloß zurückkehrte, wehte es mich gar eigen an, daß ich im Garten noch die frischen Spuren

[1]) Doering wurde am 25. August 1860 zum Direktor der Kriegsschule in Potsdam ernannt.

von Euer Königlichen Hoheit Spaziergängen fand. Natürlich nahmen sie von Tag zu Tag ab, und jetzt sind sie leider schon ganz geschwunden. Doch freue ich mich dessen, daß Euer Königliche Hoheit uns andere Spuren hinterlassen haben, die nicht vergehen! ..."

Und doch, die Spuren vergingen leider zu bald! Daß sein Nachfolger im Divisionskommando andere Wege beschritt, erfuhr der Prinz aus dem Briefe eines seiner in Stettin zurückgebliebenen Untergebenen. Dieser klagt (am 21. September):

„Seit Hochdieselben uns verlassen, ist schon vieles in Stettin anders geworden. Wo sonst die frische, kräftig strebende Jugend waltete und alles rings um sich belebte, da regiert jetzt das im Schematismus ergraute Alter, bequem auf dem hohen Pferde der Autorität sitzend. Die kleinen Uebungen, im verflossenen Jahre aller Freude und Lust, haben diesmal nirgends befriedigt ... Euer Königliche Hoheit können sich kaum vorstellen, wie Hochdieselben vermißt und ersehnt werden. ‚Sonst war es anders‘, ‚früher wäre dies nicht vorgekommen‘ hört man bei unzähligen Gelegenheiten aussprechen ..."

Die Stettiner Zeit bildet den Abschluß der Entwicklungsjahre des Prinzen. Der kaum Dreißigjährige war ein fertiger Mann, ein fertiger Charakter. Wenn wir diese Entwicklung noch einmal überschauen, die mancherlei Gefahren, Konflikte und Unebenheiten uns ins Gedächtnis zurückrufen, durch die ihn der Pfad zum Ruhme glücklich hindurchgeführt, so bietet sich uns, im ganzen erfaßt, ein in hohem Grade sympathisches Bild.

„Nur im Kampfe wird erstritten,
Was Hohes, Herrliches der Mensch vollbringt,
Ein Leben nur, das Not und Schmerz erlitten,
Schafft, daß der Mann des Ruhmes Kron' erringt."

Dies Dichterwort hat sich an Friedrich Karl bewahrheitet. Sein Ruhm ist um so größer, als wir anerkennen müssen, daß der Prinz den endlichen Sieg zwar nicht ausschließlich, aber doch in erster Linie sich selbst verdankt. Wohl hat es ihm nicht an treuen, warmfühlenden Freunden und Ratgebern gefehlt — wir nennen nur Heym, Zastrow, Roon, Schlegell, Groeben, Reyher, Wrangel, Wussow und Senfft von Pilsach —, aber sie alle konnten doch nur ersprießlich wirken, weil Prinz Friedrich Karl selbst den Kampf gegen die eigene Natur und die ihn beengenden äußeren Verhältnisse mit höchster Selbstzucht und unbeugsamem Willen bis zum Enderfolge durchgefochten hat.

XI. Kapitel

Eine militärische Denkschrift von P. F. C. 1860. Ueber die Kampfweise der Franzosen

Am 20. Januar 1860 richtete Prinz Friedrich Karl an seinen erhabenen Onkel, den Prinzregenten, das nachfolgende Schreiben:

„. . . Es ist mir nicht unbekannt geblieben, daß Du im vorigen Sommer nach Beendigung des Feldzuges in Italien Nachrichten über die Kampfweise der Franzosen hast einziehen lassen. Das hat auch in mir den Wunsch rege gemacht, mir ein möglichst klares Bild davon zu entwerfen. Unter Benutzung mancher früher hierüber gesammelter Notizen ist mir dieses nun insoweit gelungen, daß ich am 14. d. M. in einer der Offiziersressourcen, in denen hier wöchentlich dreimal Vorlesungen und Vorträge stattfinden, über dieses Thema einen Vortrag gehalten habe. Auf äußere Anregung habe ich ihn nachher zu Papier gebracht, und erlaube mir, ihn Dir in der Anlage untertänigst zu unterbreiten.

Wenn ich mich auch der Hoffnung hingeben darf, daß die darin enthaltenen Tatsachen Dich vielleicht interessieren möchten, so muß ich doch um so mehr hervorzuheben mir erlauben, daß Du die von mir an dieselben geknüpften Anwendungen nicht als Vorschläge zu betrachten die Gnade haben mögest, welche ich mich unterstände, dem Kriegsherrn zu machen. Ich bin mir dessen vollkommen bewußt, daß ich hierzu kein Recht habe, und diese Gedanken sollten eben nichts anderes als ein Kleid sein, um abstrakte Dinge den Zuhörern etwas schmackhaft zu machen . . .“

Das beigefügte metallographierte Exemplar des Vortrages trug die Ueberschrift „Ueber die Kampfweise der Franzosen“. Der Prinz ließ die Schrift in einhundertundfünzig Abzügen herstellen und zur Hälfte innerhalb seiner Division, zur Hälfte nach auswärts an ihm nahestehende Offiziere verteilen. Die in einer großen Zahl von Antwortschreiben enthaltenen Bemerkungen, Einwürfe und Fragen veranlaßten ihn im Februar zu einem „Nachwort“, das anscheinend in der gleichen Anzahl vervielfältigt und versandt wurde. Unter den

Beschenkten seien hier nur genannt: Feldmarschall von Wrangel, die Generale Graf von der Groeben, von Werder, von Wussow, von Schack, von Brandt, von Neumann, von Moltke, von Zastrow,[1] von Tümpling, von Rudolphi, von Schlegell, von Gliszczinski, von Voigts-Rhetz, von Willisen, Vogel von Falckenstein, von Bonin, die Oberstleutnants von Stülpnagel, Ollech, von Gersdorff, von Hartmann, die Majore Graf Waldersee, Prinz Kraft zu Hohenlohe, von Schlotheim, von Kessel, von Jena.

Wir gehen zunächst kurz auf den Inhalt des ersten Vortrages „Ueber die Kampfweise der Franzosen" ein.

Statt mangelnder taktischer Formen findet der Prinz in der französischen Armee „einfache Grundsätze, taktische Wahrheiten, die aber weder neu, noch ihr ausschließliches geistiges Eigentum sind".

„Erster und ausgesprochener Grundsatz ist, daß das Reglement, die Schützeninstruktion, überhaupt der Exerzierplatz, sobald die Armee ins Feld rückt, nicht mehr bindend ist . . . Die Taktik der Franzosen besteht einfach darin, daß ‚le soldat français marche toujours en avant, en avant'. Die Form, in welcher dies geschieht, ist den Franzosen gleichgültig. Sie findet sich und ist verschieden nach dem Zweck, nach dem Terrain, den Maßregeln und besonders den Fehlern des Feindes. Hieraus folgt ganz natürlich, daß auf den Schlachtfeldern des nördlichen Europas die Franzosen nicht in der nämlichen Weise wie in Italien fechten werden, und ich halte es demnach für eine falsche Vorstellung, daß die Franzosen uns mit denselben Formen bekämpfen werden, die sie im vorigen Jahre gegen die Oesterreicher anwandten . . .

Ein anderer Grundsatz, welcher dem General wie dem gemeinen Mann gleich geläufig ist, liegt in der Wahrheit, daß die moralische Stärke der physischen Kraft überlegen ist. Napoleon drückte dies aus, indem er sagt ‚daß die moralische Stärke drei Viertel und die physische nur ein Viertel zum Erfolge beitrage'.[2] Die ganze Erziehung und Ausbildung des französischen Soldaten ist hierauf berechnet, und deshalb legt der Franzose auf das ‚sentiment individuel' den größten Wert . . . Einer der hervorragendsten Grundsätze der

---

[1]) In seinem Begleitschreiben an Zastrow sagt der Prinz: „. . . Wenn man auf die Bärenjagd gehen will, so tut man klug, sich vorher nach des Bären Unarten und Gewohnheiten zu erkundigen, denn sonst möchte Petz uns überraschend unsanft berühren. Wenden Sie dies auf die bevorstehende Begegnung zwischen uns und unserem gallischen Nachbarn an, so haben Sie den Gedanken, der mich zu der beiliegenden Arbeit vermochte . . ."

[2]) Mit diesem Satze leitet der Prinz auch 1864 seine „Winke für die Offiziere der unter seinem Befehl ins Feld rückenden Truppen" ein. Vergl. Seite 279.

Franzosen, der, wie mich dünkt, in den letzten Feldzügen weit mehr zur Geltung gelangt ist als in früheren Kriegen, läßt sich in den Worten ausdrücken, ‚daß sie sich nie passiv verteidigen', sondern daß sie selbst da, wo man sich gewöhnlich defensiv zu verhalten pflegt, offensiv zu Werke gehen . . .

Die französischen Ideen über Anwendung des Tirailleur-Reglements . . . lauten etwa so: das Tiraillieren ist ein Notbehelf! Weil diese Kampfweise zeitraubend und entscheidungslos ist, muß man nur tiraillieren, wenn man selbst will. Man muß sich also niemals vom Feinde dazu zwingen lassen; denn es ist von höchster Wichtigkeit, nie das zu tun, was er will, nicht unsere Maßregeln und Bewegungen nach den seinigen einzurichten, sondern ihm das Gesetz zu geben . . . Es ist Grundsatz in der französischen Armee, daß der Angriff, wenn man sich zu ihm entschließt, nicht früh und schnell genug geschehen kann. Von seiten der Franzosen sucht man also stets das Feuergefecht auf möglichst kurze Zeit zu beschränken. Es soll in Italien höchstens eine Viertelstunde vor jedem Angriff gewährt, oft aber, wie wir wissen, gar keine Einleitung durch Gewehrfeuer stattgefunden haben. Es ist ferner Grundsatz, sich beim Angriff selbst nicht mit Schießen aufzuhalten, weil derselbe sonst an Ungestüm und Frische verliert, auch die Verluste größer werden. Die Franzosen machen ihre Angriffe, wie es scheint, jetzt stets im Lauf, auf den sie im Frieden geübt sind, und werden es gewiß verstehen, ihn so einzurichten, daß sie nicht außer Atem an den Feind gelangen . . . Dicht hinter den Schützenschwärmen, die in diesem Falle sehr dicht sind, folgen die angreifenden Kolonnen, so daß Schützengefecht und Angriff mit Kolonnen und Schützen in denselben Moment zusammenfallen. Solche Attacke hat etwas Ueberraschendes und Gewaltiges . . ."

Prinz Friedrich Karl bekennt sich hier zu diesem Angriffsverfahren der Franzosen. Er tritt dadurch in einen augenfälligen Gegensatz zu seinen eigenen, früher geäußerten taktischen Anschauungen, in denen die Ausnutzung der Feuerwirkung als Bedingung für den Erfolg des Angriffs betont wurde.[1]) Der Rückschritt — denn als solchen muß man die veränderte Auffassung angesichts der späteren kriegerischen Erfahrungen bezeichnen — findet seine Erklärung in den Erfolgen, die die Franzosen 1859 in Italien auf allen Schlachtfeldern mit ihrer Stoßtaktik gegen die, allerdings schlecht bewaffneten, Oesterreicher errungen hatten. Auch Moltke verspricht sich in damaliger Zeit — wie seine „Bemerkungen vom 5. Januar 1860 zu einem Bericht des Oberstleut-

---

[1]) Vergl. Seite 187.

nants Olech" [1]) beweisen — vom Feuergefecht beim Angriff wenig Erfolg. „Je länger wir dieses Gefecht fortsetzen, je mehr wir unsere Feuerlinie verstärken, je größer wird der Verlust sein . . . Es ist klar, daß unsere Tirailleure weit weniger verlieren werden, wenn sie sich rasch auf den Feind werfen, als wenn sie feuernd stehen bleiben . . . Unsere Kolonnen dringen unmittelbar hinter den Tirailleurs nach." Moltke aber hält es „nicht für geraten, die Franzosen auf dem Felde ihrer Virtuosität zu bekämpfen", und will ihrem Angriff das entgegengesetzte Verfahren, die Verteidigung mit dem besser schießenden Gewehr, gegenüberstellen.

Prinz Friedrich Karl meint in seinem „Nachwort": „. . . Wir können eine Schlacht liefern, in der wir von Hause aus angreifen, oder wo wir es doch mit einem Teil tun, während der andere gegenhält; wir können aber auch eine solche schlagen oder annehmen, welche wir wie Wellington beginnen und wie Blücher vollenden. Hier also lassen wir den Feind zunächst anrennen, weisen ihn durch überlegenes Feuer und stete, aber kurze Gegenangriffe nach demselben überall zurück; und erst wenn er seine besten Kräfte zugesetzt hat, mürbe geworden ist, gehen wir zum Angriff über, um ihm den Rest zu geben und die letzte Entscheidung herbeizuführen." So weit stimmt er also mit Moltke überein. Aber er will diese letztere Fechtweise doch, wenn irgend angängig, nicht anwenden, sondern glaubt, „daß es den Franzosen sehr zuwider sein müsse, wenn es plötzlich ihren Gegnern einfiele, ihnen in der von ihnen stets adoptierten Angriffstaktik zuvorzukommen". Der preußische Soldat ziehe den Angriff der Verteidigung vor, fühle sich im Angriffsrausch wohler. „Durch Feuer und eine ganz passive Verteidigung kann der Feind wohl abgewiesen werden, aber da dies nicht genügt, so bleibt nichts übrig, als auf ihn loszugehen. Siegen kann man also füglich nur, indem man über den Feind Terrain gewinnt, im Vorrücken und Angreifen." Der diesen Worten zugrunde liegende Gedanke der Offensive an sich ist sicherlich richtig, und ihm zumeist sind die späteren Erfolge Preußens zu danken gewesen. Aber er entbehrt doch noch seines notwendigen Zusatzes, daß nämlich der Angriff durch die Feuerkraft des Hinterladers vorgetragen werden muß; es fehlt noch die Erkenntnis von der ausschlaggebenden Bedeutung der Feueroffensive. Wir werden später sehen, wie Prinz Friedrich Karl in den sechziger Jahren zu der von Moltke empfohlenen, zunächst defensiven, auf die Feuerausnutzung berechneten Fechtweise zurückkehrt, bis er dann schließlich nach den Erfahrungen

[1]) Moltke, Taktisch-strategische Aufsätze. Seite 23. Aehnlich sprechen sich die Allerhöchsten Verordnungen für die großen Truppenübungen aus. 1861. Seite 33.

von 1866 noch vor dem Ausbruch des französischen Krieges zu der Erkenntnis kommt, daß und wie die Infanterie auch im Angriffsverfahren ausgiebigen Gebrauch von ihrem Feuer machen muß.

Es gab in der preußischen Armee jener Zeit nur wenige prophetische Geister, die im Schützengefecht das entscheidende Kampfmittel in der Schlacht voraussahen. Zu ihnen gehörte General von Gliscinski, der in seiner Antwort dem Prinzen schreibt: „... Man wird es vielleicht für paradox halten, und ich habe möglicherweise auch unrecht, kann mich aber nicht losmachen von der Vermutung, daß das Gefecht in aufgelöster Linie noch eine sehr große Zukunft hat und daß, wenn wirklich das Schützenfeuer 1859 keine Entscheidungen herbeiführte, das Wort ‚Entscheidung' sehr streng definiert, oder aber das Gefecht selbst nicht mit der Vollkommenheit, zu der es, wie ich glaube, sich heranbilden läßt, angewendet worden ist. Eben darin, daß es nur als Einleitung angewendet wird, daß man viel zu wenig sich davon verspricht, daß man von Hause aus präsumiert, ‚sie koste unnötig Zeit und Menschen', daß man glaubt, ‚sie sei in der Tat wenig geeignet, positive Erfolge mit ihr zu erringen', darin liegt, wie ich mir denke, die Ursache, daß diese Fechtart noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht hat. Es ist dies eben Tradition, man wird mir dagegen die Erfahrung anführen, und ich schweige."

Der Prinz schließt seinen Vortrag mit der ernsten Mahnung:

„Die Kriegsgeschichte ist dazu da, daß man aus ihr lerne! Mögen wir es tun, solange es noch Zeit ist. Die Tatsachen der letzten Kriegsjahre haben mächtiger zu uns geredet, als Worte es vermögen. Mit Lapidarschrift und jedermann erkennbar steht in den Büchern der Geschichte, daß Russen und Oesterreicher überall und jedesmal von den Franzosen besiegt sind. Selbst die Engländer mit der bewährten Taktik des eisernen Herzogs an ihrer Seite kämpfend, sind von ihren Leistungen moralisch überholt worden.

Und gebieterisch tritt nun die Frage an Preußen heran: Wie wird es uns gehen? — Wir können sie besiegen, und wenn es uns gelingt, im Kriege unsere Anschauungen nicht ausschließlich an die Gewohnheiten des Exerzierplatzes und des Reglements[1]) zu binden, so werden wir sie besiegen. Hierin liegt die alleinige große Schwierigkeit und mein einziges Bedenken. Die diesen Formen entlehnten Hebel allein reichen nicht aus für die Disziplin und um die Soldaten gegen den

---

[1]) Gemeint ist das Exerzier-Reglement von 1847.

Feind zu führen und im Feuer zu halten. Wir haben noch andere Hebel angesetzt und werden sie immer ansetzen. Schon manches Mal haben wir es vermocht, die Legionen des gallischen Imperators niederzuwerfen, und was geschah, das kann mit Gottes Hilfe auch wieder geschehen!"

Der Vortrag über die „Kampfweise der Franzosen" gewann eine erhöhte Bedeutung noch durch sein „Nachwort". In ihm erörtert der Prinz, angeregt durch die Einwürfe und Behauptungen, die in den zahlreichen Antwortschreiben zum Ausdruck gebracht waren, die Frage, was in der preußischen Armee geschehen müsse, „um sozusagen mit Sicherheit auf die Besiegung der Franzosen rechnen zu dürfen".

Wie der Ritter im „Kampf mit dem Drachen" hatte Friedrich Karl die Natur und Macht des Ungeheuers studiert. Aber nicht um zu studieren, sondern recht eigentlich, um seine weiche Stelle zu erspähen. Er sagt:

„Es muß erstlich die vollste kriegerische Tüchtigkeit der einzelnen Individuen, aus denen die Armee besteht, im Frieden mit Ernst angestrebt werden.

Demnächst müssen Männer unsere Heere und größere Heeresteile kommandieren, welche sich auf die Kriegführung und darauf, die drei Waffen gemeinsam wirken zu lassen, hinlänglich verstehen.

Endlich müssen die eingeübten taktischen Formen die Verwendung der Waffengattungen und der einzelnen Truppenteile wie auch des einzelnen Soldaten in der größten Mannigfaltigkeit, hauptsächlich aber in der Weise gestatten, wie sie den krieg- und sieggewohnten Franzosen gegenüber nötig erscheinen.

Ich habe meine drei Anforderungen in der Reihe aufgeführt, wie ich ihnen Wichtigkeit beimesse, und die wichtigste vorangestellt. Tapferkeit und kriegerisches Geschick des Soldaten sind gewiß das erste Erfordernis; denn ohne sie wird das glänzendste Feldherrntalent und die beste Taktik nichts ausrichten, wohingegen sie bei nur mittelmäßiger Führung schon Großes leisten können, wie uns die Franzosen in der Krim und in Italien bewiesen haben. Sind aber volle kriegerische Tüchtigkeit des einzelnen und ausreichende höhere Führung gepaart, und haben solche Führer und Truppen den ernsten Willen, einen Gedanken zur Tat werden zu lassen, so werden sie nicht leicht um das Mittel hierzu verlegen sein. Das Mittel ist die taktische Form. Keine ist ja unbedingt verwerflich. Für jeden Fall gibt es eine geeignete, und kleine Modifikationen ergeben sich im Gefecht, wie mir scheint, von selbst. Vor allen Dingen muß man nur etwas wollen, und den eigenen Willen müssen alle oder doch mög-

lichst viele Untergebene teilen. Wer da will, der kann auch; denn der Wille ist schon die halbe Tat; Bedenken und Unsicherheit wegen der Wahl des Mittels hat nur derjenige, welcher nicht die Kraft hat, zu wollen. Ehe man sich entschließt, sieht man häufig nur Schwierigkeiten; aber wenn man erst ins Handeln gekommen ist, findet man unterwegs eine Menge von Erleichterungen, die man nicht erwartet hatte. Jedenfalls ist die Güte der Form erst die letzte der drei Anforderungen, die ich stelle."

Der Prinz bespricht nun zunächst „den vollen kriegerischen Manneswert".

„Faßt man dies Wort nach seiner ganzen Bedeutung, nach seinem vollen Gewichte auf, so könnte man zurückbeben, wenn man mit solchem Ideal einen beliebigen gemeinen Soldaten vergleicht! Der Mensch ist unvollkommen und schwach, aber wenn er ein ganzes Leben hindurch seinem Ideale nachstrebt, so wird er am Ende doch nicht allzu fern von demselben geblieben sein. Auch in einer dreijährigen Dienstzeit und noch rascher kann bei anhaltendem Willen, richtiger Anweisung und unablässiger Mühe vieles, Ungewöhnliches, ja kaum Geahntes und für den Krieg auch gegen die Franzosen bestimmt Ausreichendes geschaffen werden. Treten wir den Mitteln näher.

Der Mensch besteht aus Verstand, Seele und Körper. Verstand sind die geistigen Fähigkeiten, Seele alle moralischen Kräfte. Durch Verstand und Seele sind wir Herren des Körpers, selbst dann noch, wenn dieser gern versagen möchte. Im Gefecht sind alle drei, der ganze Mensch in Tätigkeit, je höher hinauf in den Rangstufen einer Armee, desto mehr der Verstand, je weiter hinunter, desto mehr der Körper, desto weniger der Verstand. Aber die seelischen Regungen sind durch alle Chargen, einige seltene Naturen ausgenommen, in allergrößter Bewegung.

Diese Regungen der Seele sind das Geheimnis, das Gott in die Menschenbrust gelegt hat. In ihnen liegt der Ursprung alles Großen und Edeln, aber auch der Keim alles Schlechten und Gemeinen. Hier wurzelt das religiöse Gefühl, das man Herz nennt, Mut, Tapferkeit, Liebe für König und Vaterland, Anhänglichkeit an die Vorgesetzten, an die Kameraden, an den Truppenteil, Treue, Hingebung, Begeisterung, Willen und Willenskraft, Ehrgefühl und Drang nach Auszeichnung, aber auch das Gegenteil von alledem: Furcht, Grauen, Entsetzen und jede schlechte Leidenschaft. In der Seele also liegen die Eigenschaften, durch die man Schlachten gewinnen oder verlieren macht. Alles andere gleich gedacht, werden die Schlachten nicht deshalb verloren, weil die großen Eigenschaften der Seele auf der einen Seite stärker sind als auf der anderen und länger aushalten? Was

macht eine Schlacht verlieren? Doch nicht, daß das eine Heer von dem anderen ganz ausgerottet wird wie in einem Zweikampf, wo einer den anderen tötet? Doch nicht die Größe der Verluste, die ja während des Kampfes auf beiden Seiten ziemlich gleich sind? Eine verlorene Schlacht ist gewiß oft, wie uns der geistreiche Graf de Maistre[1]) erzählt, nur eine Schlacht, die man verloren glaubt, an deren folgenden Tagen ein an Seelenkraft stärkerer Feldherr mit einem hierin stärkeren Heere, statt sich zurückzuziehen und geschlagen zu bekennen, Viktoria geschossen und die Geschichte gezwungen hätte, ihn für den Sieger zu halten.

Möge dies genügen, um zu zeigen, daß es sich lohnen dürfte, schon im Frieden bei der Erziehung des Soldaten die Seelenkräfte in einer unserem Stande nützlichen Weise zu fördern und es nicht dem Zufall zu überlassen, welche Bahn sie einschlagen. Erinnern wir uns doch, wie wir 1848, als der Soldat allen möglichen Anfechtungen ausgesetzt war, unsere Einwirkung in dieser Richtung mit Erfolg eintreten ließen und hierdurch unser Scherflein zur Rettung des Vaterlandes beitrugen. Gedenken wir der kriegerischen Zeiten, wo keine Hebel mächtiger wirkten, als die moralischen. Wenn der König durch Armeebefehl zu seinem Heere spricht, wenn jeder Offizier seine Leute anfeuert, worauf wollen sie einwirken, wenn es nicht auf die Seelenkräfte ist? Es hat in Oesterreich 1859 an dergleichen, wie bei keinem Kriege, gefehlt; aber im letzten Augenblicke gesprochen, hätte das Wort Wunderkraft besitzen müssen, um Feuer da hervorzuzaubern, wo der Zündstoff nicht genugsam vorbereitet war. Unsere Zeit und ihre Kinder sind freilich materiell, aber zu unserem Stande gehört Glut, Hochgefühl und die Leidenschaft, Großes zu leisten. Und eine große Leistung ist es, die von uns verlangt wird, wenn wir die französischen Armeen besiegen sollen. Große Aufgaben verlangen ungewöhnliche Anstrengungen und Vorbereitungen. Warten wir nicht, wie die Oesterreicher, bis zum letzten Augenblick und auf eine Wunderkraft, die uns dann überkommen soll. Stählen wir die Seelenkräfte im voraus.

Verstand, Seele, Körper sind die Teile, aus denen der Soldat besteht. Beschränken wir uns auf die Ausbildung eines dieser Teile,

[1]) Graf de Maistre „Ueber Schlachtenglück" in den „Abendstunden" (deutsche Uebersetzung von Lieber, Frankfurt a. M. 1825. II. Band, 7. Gespräch). Dort heißt es: „Ich fragte einst einen Militär von erstem Rang ... ‚Sagen Sie mir doch, Herr General, was ist eine verlorene Schlacht? Ich habe das nie recht begreifen können.' Nach einem kurzen Stillschweigen gab er mir die Antwort: ‚Das weiß ich nicht.' Und nach einem abermaligen Stillschweigen setzte er hinzu: ‚Es ist eine Schlacht, die man verloren zu haben glaubt.'" — Der General war Suworow.

z. B. des Körpers, so mögen unsere Resultate im Frieden noch so in die Augen springend sein — für den Krieg sind sie nicht ausreichend, weil sie einseitig sind, und weil im Kampfe der volle kriegerische Manneswert, wenigstens den heutigen Franzosen gegenüber, verlangt wird. Richten wir mit Eifer und Erfolg unsere Tätigkeit nicht auf die Ausbildung des Körpers allein, sondern auch auf die des Verstandes, so werden wir schon weiter kommen; aber der volle kriegerische Manneswert wird erst dann erreicht, wenn auch die Seelenkräfte ausgebildet werden."

Die für die Ausbildung des Körpers wichtigen einzelnen Dienstzweige, Exerzieren, Marschieren, Schießen, Biwakieren, Felddienst, gymnastische Uebungen, werden nun in der uns schon bekannten Art besprochen. Diejenigen Uebungen aber haben doppelten Wert, die nicht allein den Körper stählen, abhärten, geschickt machen, sondern auch auf die Seele influieren. „Fechten, Turnen, Schwimmen entwickeln den persönlichen Mut, geben Selbstvertrauen bis zum Uebermut, fördern die Willenskraft, den Entschluß und auch den Ehrgeiz. Sie bieten dem einzelnen Gelegenheit, sich vor der Masse auszuzeichnen. Durch alle diese Eigenschaften aber reift in unserer jungen, noch in der körperlichen und geistigen Entwicklungsperiode begriffenen Mannschaft aus dem Jünglinge am schnellsten der Mann heran. Und gerade Männer brauchen wir, wenn wir Manneswert herbeiführen, männliche Ruhe, wenn wir sichere Schützen im Gefecht haben wollen, denen nicht mehr leicht etwas imponiert."

Für die geistige Ausbildung kommen die Instruktion im Quartier und im Gelände, Felddienst- und Tirailleirübungen in Betracht, „wobei alle Offiziere und Unteroffiziere austreten und nur durch Signale eine Leitung erfolgt". „In bezug auf den Verstand werden wir es ebenfalls mit den Franzosen aufnehmen können, vorausgesetzt, daß er in praktische Bahnen geleitet ist."

Die Erweckung und Stählung der in der Seele schlummernden Kräfte hat aber nicht bloß durch Uebungen im Dienst, durch Instruktion und Appell zu erfolgen, sondern jede Gelegenheit auch außerhalb des eigentlichen Dienstes muß dazu mitwirken.

„Die Liebe zu König und Vaterland, deren Keim in jeder Soldatenbrust schlummert, muß erweckt und bei jeder Gelegenheit genährt werden. Sein erhabener Beruf, sein Recht, Waffen zu tragen, seine Pflichten, seine Ehre als preußischer Soldat, alles das kann ihm nicht oft genug vorgehalten werden. In einem gewissen, aber nicht schroffen Gegensatz muß sich der Soldat zu den anderen Ständen fühlen lernen, wie der Dichter sagt: ‚Der Soldat muß sich können fühlen, doch wer's

nicht edel und nobel treibt, der lieber recht weit von dem Handwerk bleibt.' Seine Vorgesetzten, die für ihn sorgen, ihm mit gutem Beispiel vorangehen, ihn ermahnen, ihn liebevoll, mit Achtung und gerecht behandeln, muß er verehren und hochschätzen und seine Kameraden lieben lernen, damit sich im Kriege leicht die Hingebung für sie bis zum Tode findet. Die Kompagnie oder Eskadron, bei der er steht, muß für die drei Jahre seiner Dienstzeit eine zweite Familie für ihn werden und das Regiment seine Heimat. Es muß den Soldaten durchglühen, wenn er sein Feldzeichen erblickt, dessen Geschichte er kennt, denn auch er brennt danach, darunter sich den blutigen Lorbeer zu brechen. Die Ehre des Truppenteils ist die seinige, und wer sie verletzt, hat es mit ihm zu tun. So und in diesen Dingen muß auf die Erziehung des Soldaten der angestrengteste Eifer angewendet werden. Er muß auf den Standpunkt gebracht werden, daß er tapfer ist, weil sein Herz nicht anders kann. Er muß zu dem Vollgefühl sich erheben, daß der preußische Soldat der geborene und berufene Verteidiger seiner Fahne ist, damit er, wenn seine Vorgesetzten kampfunfähig geworden, sich nicht seiner Pflichten überhoben glaubt, sondern noch immer wisse, im Namen des Königs die Waffe zu führen, und damit er lebhaft fühle, daß es die größte Schande ist, unverwundet sich zu ergeben. Dem Kavalleristen im besonderen ist noch zum Bewußtsein zu bringen, daß ein preußischer Reiter — im Sattel — nie gefangen werden darf ...

Hier ist ein Feld, wo ... der Tätigkeit der Kompagnie- und Eskadronoffiziere ein weiter Spielraum und lohnende Arbeit vollauf eröffnet wird. Denn der Soldat dankt es seinem Offizier durch Liebe und Treue und vergilt es dereinst durch Hingebung bis zum Tode, wenn man sich mit ihm wie mit einem Freunde abgibt.

Diese Ausbildung und diese Erziehung des Soldaten zum vollen kriegerischen Manneswert ist es, auf die ich das Hauptgewicht lege und in der ich die Gewährleistung des Sieges erblicke."

Besseres über den Wert der moralischen Faktoren für die Erziehung des Soldaten zu sagen, ist nicht wohl möglich. Den glänzendsten Beweis aber für die Wahrheit der Worte des Prinzen bilden die Taten der von ihm erzogenen Truppen. Das Schicksal hat ihm vergönnt, die Frucht der Saat, die er in stiller Friedensarbeit ausgestreut, im kriegerischen Ernst tausendfältig zu ernten.

Neben diesen klassischen, ewig gültigen Ausführungen treten seine im zweiten Teile des Nachworts entwickelten taktischen Betrachtungen

in den Hintergrund, zumal da sie ihrer Natur nach einem dem stetigen Wechsel der Zeiten unterworfenen Gegenstande gelten.

Der Prinz erörtert hier, alle Wünsche auf Aenderung der Reglements, der Formation und Organisation, der Besichtigungen beiseite lassend, „nur solche Dinge, die von unseren Offizieren und Leuten schon heute ohne Mißverständnis vor dem Feinde ausgeführt werden können". Er fühlt die Unzulänglichkeit der Formen des Reglements, enthält sich aber der Forderung nach seiner Umgestaltung, überzeugt, daß die Truppe im Ernstfall alles Unnötige von selbst abstreifen werde. Innerhalb dieser Grenze bewegt sich sein Vorschlag, den Gedanken des im II. Armeekorps durch General von Wussow eingeführten Vortreffens so auszugestalten, daß, wo das Gelände dazu einlade, und dies werde fast immer der Fall sein, jedes Bataillon des ersten Treffens eine oder zwei Kompagnien als vorgeschobenes Treffen vornehme. Unter den Vorzügen dieses Verfahrens führt er an, daß alles Tiraillement stets aus Kompagniekolonnen, nicht mehr aus den geschlossenen dicken Bataillonsmassen erfolgen könne, die Beweglichkeit der Infanterie erleichtert, der Grundsatz des Fechtens aus der Tiefe besser gewahrt werde. Er hat diesem Gedanken auch später im III. Korps Geltung verschafft, weil er eng mit seiner ganzen Auffassung von der Notwendigkeit der Kompagniekolonnentaktik zusammenhing, und ihn zum Beispiel noch in den beim Ausbruch des Feldzugs von 1866 erlassenen „Winken für die unter meinen Befehlen ins Feld rückenden Truppen" ausgesprochen.

Am Schlusse des Nachworts betont der Prinz nochmals den Wert der taktischen Offensive:

„Gehen wir mit Vernunft nur recht tüchtig drauf![1]) Dies ‚mit Vernunft' schließt viel in sich von Vorbereitung, Studium und Können, aber nichts von Bedenken. Wenn sogar die heutige französische Armee vielleicht besser, jedenfalls zahlreicher ist als die immerhin stolzen Trümmer derjenigen, welche wir 1813, 1814 und 1815 besiegten, so muß es die unserige auch sein, und so wollen wir rufen:

---

[1]) Im Jahre 1851 hatte der General der Infanterie z. D. Freiherr Hiller von Gärtringen dem Prinzen geschrieben: „Das Resultat meiner langjährigen Kriegserfahrung läßt sich in folgende wenige Worte fassen: ‚Im Vertrauen auf Gott, mit Vernunft recht tüchtig drauf — ist der sicherste Weg zum Siege.' Allerdings ist für einen Führer, der sich nicht des Hochverrats schuldig machen will, bei Uebernahme eines wichtigen Kommandos im Kriege hinlängliche Kriegswissenschaft, unerschütterlicher Mut und kaltblütige Prüfung aller Vorkommnisse vorauszusetzen. Diese Voraussetzung erklärt zugleich jene Worte: ‚Mit Vernunft recht tüchtig drauf.'"

‚Viel Feinde, viel Ehre!' und unser ‚Vorwärts und drauf mit Gott für König und Vaterland!' soll das französische ‚en avant' übertönen."

Wie leicht erklärlich, erzielte das „Nachwort" in den Kreisen der damit Beschenkten eine noch tiefere Wirkung als der Vortrag selbst. Dafür zeugt die große Zahl der eingehenden und gedankenreichen Antwortschreiben. Ihre Veröffentlichung, die die uns gesteckten Grenzen weit überschreiten müßte, würde ein treffendes Bild von dem überaus regen und produktiven geistigen Streben geben, das alle denkenden Köpfe der damaligen preußischen Armee erfüllte, von jener „sieghaften Denkarbeit", der Friedjung mit Recht in erster Linie die Erfolge der Preußen im Jahre 1866 zuschreibt. Moltke urteilte, in ähnlich weitschauender Weise wie schon bei der Generalstabsreise 1854, in einem Briefe an Doering:[1] „... Ich bin der Ueberzeugung, daß gerade der Prinz bestimmt sein wird, die ausgesprochenen Anschauungen zu einer gedeihlichen Verwirklichung zu bringen ..." Auch der Prinzregent äußerte sich gesprächsweise in günstigem Sinne, wie Prinz Friedrich Karl durch einen Brief seines Onkels, des Prinzen Albrecht, erfuhr. Hatte er bisher seine Niederschriften stets nur einem engeren Kreise ihm nahestehender Offiziere zugänglich gemacht, so wurden diese beiden Aufsätze schnell Allgemeingut der ganzen Armee. Die mit einem Exemplar beehrten Kommandeure baten fast ausnahmslos um die Erlaubnis, sie in den ihnen unterstellten Offizierkorps zirkulieren lassen zu dürfen. Militärische Fachzeitschriften und die Tagespresse brachten spaltenlange Auszüge, und plötzlich erschienen sie infolge einer Indiskretion und gegen den Willen des Verfassers als Broschüre im Buchhandel unter dem Titel: „Eine militärische Denkschrift von P. F. C.".[2]

---

[1]) Dr. Krieg, General von Doering. Seite 95.

[2]) Die Schrift erschien in Frankfurt a. M. in Kommission bei F. B. Auffarth. Ueber die Frage, ob sie mit Wissen oder gegen den Willen Friedrich Karls veröffentlicht wurde, ist vielfach gestritten worden. Auch die sehr gründlichen Untersuchungen des Dr. Krieg in der „Allgemeinen Militär-Zeitung" 1900 (Nr. 42 und 47) brachten keine volle Klärung der Frage. Daß die Drucklegung tatsächlich gegen des Prinzen Willen erfolgt ist, beweist seine eigenhändige Randbemerkung in der mehrerwähnten Lebensbeschreibung von Wilhelm Petsch (vergl. Seite 17): „... und hielt bald darauf in Stettin in einer Gesellschaft von Offizieren jene Vorträge über die Kampfweise der Franzosen usw., die, gegen seinen Willen als Broschüre veröffentlicht, oft von sich reden machten." Uebrigens ließ der Prinz, wie schon Brachvogel im ersten Bande seiner „Männer der neuen deutschen Zeit", Seite 213, anführt, gegen den Verleger und den Buchdrucker einen Prozeß anstrengen wegen unbefugten Nachdrucks und Verbreitung der Flugschrift. Der Grund dazu lag in erster Linie in dem an demokratischen Aeußerungen überreichen Vorwort. Der Prozeß endete mit der Freisprechung der Angeklagten, weil ihnen der Dolus nicht nachgewiesen sei.

So war der Name des Prinzen in aller Munde, und die ganze Armee blickte voll Vertrauen und kriegerischer Hoffnung auf ihn. Auch ins Französische ward die Schrift übersetzt, unter dem absichtlich entstellten Titel „L'art de combattre les Français", statt des Français. Eine lebhafte literarische Fehde war die Folge. Der „Spectateur militaire" brachte eine hochmütige Entgegnung, die, wiederum ins Deutsche übertragen, kritisch beleuchtet und widerlegt wurde. Eine andere französische Antwort erschien als Broschüre: „Le cri de guerre des Prussiens. Pourquoi l'art de combattre l'armée française n'est pas celui de la battre."

„Wie wird es uns gehen?" — so hatte Friedrich Karl das militärische Publikum Preußens mit unverhohlener Offenheit gefragt, und seine ernste Mahnung fand lauten Wiederhall im ganzen Heere. Ueberall begann man die Bekämpfung von Turkos und Zuaven vorzubereiten, ein jeder tat es auf seine Art, und lief auch mancher Irrtum mit unter, mochte der prinzliche Fragesteller selbst taktisch noch nicht zur Erkenntnis der wirksamsten Fechtweise durchgedrungen sein, so entwickelte das freimütige Wort doch einen ganz gewaltigen Strom militärischer Intelligenz, eröffnete die Bahn zu kritischer Diskussion, zur Klärung unsicherer und verschwommener Begriffe und rüttelte die Geister aus dem Schlummer eines eintönigen Alltagslebens auf.



Prinz Friedrich Karl
als Zietenhusar



XII. Kapitel

An der Spitze des III. Armeekorps

Korpsbefehl vom 5. Juli 1860 — Das brandenburgische Soldatenmaterial — Der Prinz in seiner persönlichen Einwirkung auf das Offizierkorps und die Truppe — Die Ausbildung der Infanterie in der Gymnastik, im Schießen und im Gefechtsdienst. Kompagniekolonnentaktik. Heranschießen an den Feind. Treffentaktik. — Detailausbildung der Kavallerie — Taktik der Artillerie — Vereinfachung des dienstlichen Schreibwesens — General von Stülpnagel — Allerhöchste Gnadenbeweise — Das Königsmanöver 1863 — Des Prinzen politische Ansichten in der Zeit des Verfassungskonfliktes

Prinz Friedrich Karl begrüßte am 5. Juli sein Armeekorps mit folgendem Tagesbefehl:

Korpsbefehl vom 5. Juli 1860

„Indem ich heute das Generalkommando des III. Armeekorps übernehme, sei es mein erstes Beginnen, den Herren Generalen, Offizieren und allen Soldaten des Korps meinen kameradschaftlichen Gruß zu entbieten.

Seine Königliche Hoheit der Prinzregent legt das wichtige Kommando, wie er sich auszudrücken geruht, mit Vertrauen in meine Hände. Ich werde dem Allerhöchsten Vertrauen zu entsprechen suchen, indem ich das Armeekorps in ebendem kriegstüchtigen Zustande zu erhalten suche, in welchem ich es, ich bin davon überzeugt, übernehme. Es bedarf hierzu unserer vereinten Anstrengungen, und ich bitte Gott um Kraft und um die rechte Einsicht, damit wir stets Hand in Hand gehen mögen. Ich werde das mir geschenkte Vertrauen aber auch dadurch zu rechtfertigen mich bemühen, daß ich mehr und mehr der ungeheuern Verantwortung mir bewußt werde, welche im Kriege in die Hand eines kommandierenden Generals gelegt ist. Es handelt sich da um nichts weniger und nichts mehr als um das Wohl des Vaterlandes. In den Reihen des Korps stehen manche meiner Waffengefährten aus der Zeit von Schleswig und Baden. Ich werde mich freuen, sie zu begrüßen und die mir dort liebgewordenen Truppenteile wiederzusehen. Einige Regimenter sind mir weniger bekannt, andere ganz fremd. Ich freue mich auf ihre Bekanntschaft. Erst gestern habe ich in Pommern Abschied ge-

nommen von Offizieren und Truppen, die mich sehr liebhaben und auf die ich große Stücke halte. Es soll mein ernstes Bestreben sein, mir das volle Vertrauen und die volle Hingebung meiner Untergebenen zu verdienen und mit der Zeit zu erwerben. In der Hoffnung, daß mir dies gelingen werde, trete ich meine neue Stellung an."

Als der Prinz bei der Uebernahme der Geschäfte des Generalkommandos den Chef des Stabes des III. Armeekorps, Oberstleutnant von Stülpnagel, begrüßte, sagte er: „Die besten Soldaten der Welt sind die Pommern." — „Da kennen Euer Königliche Hoheit die Brandenburger noch nicht" — war dessen zuversichtliche Antwort.

Das brandenburgische Soldatenmaterial

Es war in der Tat ein prachtvolles Soldatenmaterial, das der Prinz in den Söhnen der Provinz Brandenburg vorfand, jener am wenigsten begünstigten Provinz des preußischen Staates, die gleichwohl der Wurzelstock zu Deutschlands Größe geworden ist. Ihre Bewohner, darauf angewiesen, im Schweiße ihres Angesichts alles und jedes dem undankbaren Boden abzuringen, und durch den täglichen Kampf ums Dasein zu seltener Zähigkeit, Widerstandskraft und Entsagung erzogen, dabei von großer Gewandtheit und schneller Auffassung, von unerschütterlicher Königstreue, aufs engste verwachsen mit den Geschicken ihres Fürstenhauses, das mit ihnen die herrlichsten Siege und Großtaten vollbracht hat und in allen seinen hervorragenden Gliedern die ureigenste Natur des brandenburgischen Stammes verkörpert — dieses Material war in der Tat wie kein anderes geschaffen für die kriegsgemäße und individuelle Ausbildungsart eines Friedrich Karl, der sich selbst gleich seinem großen Oheim mit Stolz als Märker fühlte und besonderen Wert auf den ihm zustehenden Titel eines Markgrafen von Brandenburg legte. So waren die denkbar günstigsten Vorbedingungen für sein erzieherisches Wirken gegeben, der Erfolg konnte nicht ausbleiben. Es muß als ein hohes Verdienst des großen Königs Wilhelm I., als ein Zeichen seines Scharfblicks und seiner Menschenkenntnis gepriesen werden, daß er, der einen Bismarck, Moltke und Roon an die ihnen gebührenden Posten gestellt hat, auch in der Wahl seines jugendlichen Neffen zum Erzieher und Bildner des brandenburgischen Armeekorps einen ausgezeichneten Griff getan hat. Wie wir die scharf ausgeprägte Individualität des Prinzen, die nicht frei von Vorurteilen gegen, von Vorliebe für gewisse Menschen und Dinge war, kennen gelernt haben, konnte eine bessere Wahl für ihn nicht getroffen werden. Man denke ihn an der Spitze eines der westlichen Hälfte der Monarchie angehörigen Korps: er würde auch da mit dem ihm angeborenen Pflichtgefühl gewirkt, schwerlich aber die gleichen unerreichten und

unübertrefflichen Erfolge erzielt haben, denn es hätte jenes Gefühl innigster Zusammengehörigkeit zwischen Erzieher und Truppe, jene Dienstfreudigkeit und Schaffenslust gefehlt, die ihn bei der Arbeit mit den ihm ans Herz gewachsenen, aus gleichem Fleisch und Blut geborenen Söhnen der Mark beseelte.[1])

Wir kennen des Prinzen Erziehungsgrundsätze und Anschauungen über Ausbildung aus früheren Kapiteln so genau, daß es überflüssig erscheint, sie an der Hand seiner dienstlichen Erlasse aus der Zeit seiner Korpsführung zu wiederholen. Es genügt die Feststellung, daß er ihnen als kommandierender General in rastloser, folgerichtiger und zielbewußter Arbeit im ganzen Bereich seines Armeekorps Eingang verschafft, sie in die Tat umgesetzt hat. Nur seinem obersten Kriegsherrn verantwortlich, der mit freudigem Stolz die glänzende Wirksamkeit des zum Mann gereiften Neffen sah und ihm vollste Freiheit in der Ausübung seiner Rechte und Pflichten ließ, und unterstützt durch eine große Anzahl selbsttätiger, denkender und frischer Generale und Obersten, getragen durch die Liebe und das Vertrauen der Untergebenen aller Grade, deren Herzen er sich im Sturm erobert, schuf er in kurzer Zeit ein Musterkorps, das bald

---

[1]) Das III. Armeekorps hatte damals folgende Zusammensetzung:
Generalkommando: Berlin.

5. Division: Frankfurt a. O.
- 9. Infanteriebrigade:
  - Leib-Grenadierregiment Nr. 8,
  - Infanterieregiment Nr. 48.
- 10. Infanteriebrigade:
  - Infanterieregiment Nr. 18,
  - Infanterieregiment Nr. 52.
- 5. Kavalleriebrigade:
  - Dragonerregiment Nr. 2,
  - Ulanenregiment Nr. 3.

6. Division: Brandenburg a. H.
- 11. Infanteriebrigade:
  - Infanterieregiment Nr. 20,
  - Infanterieregiment Nr. 60.
- 12. Infanteriebrigade:
  - Infanterieregiment Nr. 24,
  - Infanterieregiment Nr. 64.
- 6. Kavalleriebrigade:
  - Kürassierregiment Nr. 6,
  - Husarenregiment Nr. 3,
  - Ulanenregiment Nr. 11.

Artilleriebrigade Nr. 3.
Jägerbataillon Nr. 3.
Pionierbataillon Nr. 3.
Trainbataillon des III. Armeekorps.

Füsilierregiment Nr. 35 war abkommandiert in den Bereich des VIII. Armeekorps, trat im Jahre 1863 für das bis zum Jahre 1866 ausscheidende Infanterieregiment Nr. 20 in den Korpsverband zurück. — Nach dem Feldzuge 1864 schied das Infanterieregiment Nr. 52 bis zum Jahre 1866, im Jahre 1866 das Infanterieregiment Nr. 18 für immer aus dem Korps, während das Grenadierregiment Nr. 12 nach dem Feldzuge 1864 in den Korpsverband (10. Infanteriebrigade) eintrat. Die Dragonerregimenter Nr. 10 und 12 und das Ulanenregiment Nr. 15 gehörten vorübergehend von 1866 bis 1870 dem Korps an.

genug die allgemeine Aufmerksamkeit der ganzen Armee, anfangs vielleicht noch hier und da gemischt mit Gefühlen des Neides, schließlich jedoch in rückhaltloser Bewunderung auf sich lenkte. Das III. Armeekorps trug den Stempel seines Geistes. Wir wollen daher an dieser Stelle seine persönliche Einwirkung auf die Truppe, sein bahnbrechendes Beispiel vorzugsweise auf Grund von Niederschriften und Mitteilungen einiger seiner damaligen Untergebenen kennzeichnen, wobei der Vollständigkeit halber zum Teil schon auf die Zeit nach den Feldzügen von 1864 und 1866 vorgegriffen wird.

Die persönliche Einwirkung des Prinzen auf seine Offiziere und Truppen

Vorangestellt sei ein Wort, das kein Geringerer als General Konstantin von Alvensleben, der Erbe seines Kommandos über das III. Korps, aufgezeichnet hat:[1])

„Der Prinz stand auf dem Boden der individuellen Ausbildung. Dabei trat er der Truppe persönlich ganz nahe. So zum Beispiel pflegte er bei den Manövern in einem Zelte mit seiner Umgebung bei der Truppe zu biwakieren, bewegte sich ganz ungeniert unter den Leuten, sprach mit ihnen, sah ihren Spielen zu. Dabei nahm er den Dienst sehr ernst; der erste im Sattel bei den Uebungen, rückte er nie ins Kantonnement oder Biwak, bis nicht die ersten Vorposten ausgesetzt waren. Seine kräftige, gewinnende Persönlichkeit wirkte magnetisch auf die Mannschaft ein. War die Uebung vorüber, so ritt er mitten in der Truppe, besprach alles eingehend, belehrte in verständlicher Weise, fragte wohl auch einen oder den anderen der Leute, die mit großer Lebhaftigkeit seinen Worten lauschten. Den höchsten Wert legte er auf die Selbständigkeit des Charakters, die Entschiedenheit und Schnelligkeit des Entschlusses. Ein Ueberssprudeln des Wagemuts zog gewiß nie einen harten Tadel nach sich."

„Ganz besonders lag dem Prinzen die Ausbildung der Offiziere am Herzen," so berichtet ein anderer langjähriger Untergebener.[2]) „Vor allem betätigte er das bei den größeren Felddienstübungen und Manövern. Nach jeder solchen Uebung versammelte er sämtliche Offiziere um sich zur Kritik, aber mit dieser beendete er seine Belehrung nicht. Die Offiziere der nächststehenden Truppenteile mußten bei ihm bleiben bis zum jüngsten Leutnant, soweit sie beritten waren.

[1]) Vergl. von Leszczynski, Prinz Friedrich Karl und die Entwicklung seiner Anschauungen über Ausbildung und Erziehung der Truppe. Als Handschrift gedruckt 1894. Nach Mitteilung des Herrn Generalleutnants z. D. von Leszczynski ist der dort erwähnte „hohe Offizier", dessen oben wiedergegebene Niederschrift angeführt wird, der General Konstantin von Alvensleben.

[2]) Mitteilung des jetzigen Herrn Oberstleutnants a. D. von Normann, der damals Leutnant im Zieten-Husarenregiment, in den Feldzügen 1864 und 1866 Ordonnanzoffizier, 1869—1874 persönlicher Adjutant des Prinzen war.

Mit diesen ritt er das Gefechtsfeld, einschließlich der Vorpostenstellungen, ab, besprach das stattgefundene Gefecht an Ort und Stelle unter genauer Berücksichtigung des Geländes und stellte neue Aufgaben. Antworten, ihre Meinung aussprechen mußten die Offiziere vom jüngsten aufwärts, der Prinz kritisierte jeden einzelnen und besprach jede Ansicht." Er schonte und achtete jede abweichende Meinung im einzelnen Falle, wenn sie einer gesunden Auffassung der Dinge entsprang; nur Augendienerei und Scheu vor Verantwortung verfolgte er unerbittlich, wo er sie auch fand, ohne jede Rücksicht auf die Person.[1]) Die Kritiken des Prinzen waren stets ebenso klar wie belehrend; alles, was er sagte, hatte Hand und Fuß und war selbst dem gemeinen Mann leichtverständlich. Wohl hielt er mit einem strengen Urteil nicht zurück, wenn die Sache es forderte, und mit rücksichtsloser Folgerichtigkeit beseitigte er Persönlichkeiten, deren längeres Verbleiben im Dienst er mit dem Interesse der Armee nicht vereinbar hielt, stets aber war seine Kritik ebenso vornehm wie maßvoll und gerecht. Gelegentlich äußerte er sich: „Grob sein ist sehr leicht. Es ist aber das Gegenteil von vornehm sein und dient oft nur dazu, den Mangel an Gedanken zu verbergen. Gerade so geht es dem Reiter. Sobald er heftig wird, ist es meist ein Zeichen, daß er mit seiner Reitkunst am Ende ist. Wer es versteht, seinen Tadel mit einer kleinen Ironie, aber mit Artigkeit anzubringen, erreicht viel mehr."

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die da meinten, der Prinz sei eigensinnig gewesen und habe sich nur schwer von einer einmal gewonnenen Anschauung zugunsten einer anderen bekehrt. Bemerkenswert ist demgegenüber das Zeugnis des jüngeren Generals von Voigts-Rhetz:[2]) „Vom Jahre 1857 bis zu seinem Tode habe ich als Truppenoffizier, im Generalstab, als Chef des Generalstabs und im persönlichen Verkehr ihm nahegestanden. Natürlich sind da Meinungsverschiedenheiten vorgekommen, aber ich habe den Prinzen stets zugänglich gefunden, und niemals ist unser Verhältnis ein gestörtes gewesen. Er vermochte sehr wohl von seiner Ansicht zurückzutreten, wenn die entgegenstehende nur wohlbegründet war und er die feste Ueberzeugung hatte, daß der Vertreter der entgegen-

---

[1]) Niederschrift im Nachlaß des Generalleutnants z. D. von Geißler, der lange Jahre unter dem Prinzen Kompagniechef, Adjutant und Generalstabsoffizier, 1871—1882 auch Militärgouverneur des Prinzen Friedrich Leopold und gleichzeitig Chef des Stabes der III. Armeeinspektion war.

[2]) Mitteilung des verstorbenen Generals der Artillerie z. D. von Voigts-Rhetz.

stehenden von der Richtigkeit seiner Argumentation durchdrungen und sie zu verantworten bereit war. Selbstverständlich mußte sie klar und taktvoll vorgetragen werden. In dieser Rücksicht mag wohl öfters gefehlt sein."

Bei der Ausbildung seiner Offiziere wußte sich der Prinz durch sein vorzügliches Namen- und Physiognomiengedächtnis einen unschätzbaren persönlichen Einfluß zu verschaffen. „Sämtliche Offiziere seines Korps, selbst die jüngsten, ruft er direkt beim Namen," so heißt es in dem Briefe eines Hauptmanns aus damaliger Zeit [1]) „und er braucht nur das zweitemal eine Garnison zu inspizieren, um sich jedes Mannes Namen und Gesicht sofort ins Gedächtnis zurückzurufen, den er einmal gesehen hat." Er kannte die Familienverhältnisse seiner Offiziere bis ins einzelne und widmete der Frage des Offiziersersatzes in den Truppenteilen seines Korps eingehendes Interesse. Wir wissen schon aus der Stettiner Zeit, welchen Wert er darauf legte, außerdienstlich mit seinen Untergebenen zwanglos zu verkehren und ihnen persönlich nahe zu treten. Als kommandierender General blieb er dieser Gewohnheit treu, fast jeden freien Abend versammelte er einen oft wechselnden Kreis von Offizieren verschiedener Rangstufen bei sich, und wenn er eine Besichtigung abgehalten, so gab er sich beim Liebesmahl in leutseligster, kameradschaftlichster Weise. So entwickelte sich schnell und leicht jenes innige Vertrauensverhältnis zwischen Führer und Truppe, das er selbst als die sicherste Grundlage großer Erfolge bezeichnet hat. Das persönliche Interesse an dem Ergehen jedes einzelnen gewann ihm auf Tod und Leben ergebene Herzen. „In seinem Korps hätte sich jeder Offizier und Soldat für ihn in Stücke hauen lassen," sagt einer seiner damaligen Untergebenen.

Durchdrungen von der Erkenntnis, daß nur durch eine in richtige Bahnen geleitete Selbständigkeit und die freie Entwicklung aller Kräfte eine wahrhaft kriegsgemäße Ausbildung der Offizierkorps erzielt werden könne, legte der Prinz der Stellung und Wirksamkeit einer Regimentskommandeure eine ausschlaggebende Bedeutung bei. In einem Erlaß vom 15. Februar 1865 sagt er darüber:

„Die Art und Weise, mit welcher der Regimentskommandeur es versteht, die Entwicklung der Individualität seiner Kompagnie- und Eskadronchefs zu fördern, ihnen eine möglichst selbständige Stellung zu belassen, sie in der Wahl der Mittel und Wege bei Ausbildung und Leitung ihrer Kompagnien, Eskadrons usw. nach

[1]) Brachvogel, Männer der neuen deutschen Zeit. Band I Seite 215.

keiner Richtung hin zu beschränken — ihnen vielmehr darin volle Freiheit zu gewähren, soweit als solches die in den höheren Bestimmungen vorgeschriebene Gleichmäßigkeit und Sicherheit des Erfolges nur irgend gestatten —, diese Art und Weise wird sich in ihrer ganzen Bedeutung bald auf alle Chargen des Regiments bis in die untersten Stellungen hinein übertragen.

Ebensosehr, wie günstigenfalls dadurch in allen dienstlichen Leistungen und dem ganzen Verhalten der Offiziere und Mannschaften des Regiments sichtbar gute Erfolge hervortreten werden — wie sich dies auch in den früheren Friedensverhältnissen bereits meistenteils in erfreulicher Weise gezeigt hat —, ebensosehr werden aber auch entgegengesetztenfalls die Nachteile nicht ausbleiben und sich wahrnehmbar machen.

Mit anderen Worten, der in aller und jeder Tätigkeit eines Regiments vorhandene und hervortretende Geist wird stets das Resultat des Geistes und Sinnes sein, in welchem der Regimentskommandeur sein Regiment führt und leitet."

Er empfahl daher den Kommandeuren „öfters eine strenge Selbstprüfung der eigenen Tätigkeit und des eigenen persönlichen Verhaltens den Untergebenen gegenüber, damit mit den Ansichten auch der Geist ihrer Tätigkeit und Wirksamkeit in Einklang stehe".

Wenn wir in nachfolgendem noch besonders bei einzelnen Dienstzweigen der verschiedenen Waffen verweilen, so geschieht es, weil in ihnen das persönliche Einwirken des kommandierenden Generals von grundlegender Bedeutung geworden ist.

Zunächst die Ausbildung der Infanterie.

Gymnastik und Bajonettfechten

Wir kennen des Prinzen Auffassung vom Wert der Gymnastik.[1] In dem Briefe eines Hauptmanns, eines später hervorragenden Offiziers, aus dem Jahre 1863 heißt es:[2] „Rücksichtlich der kompagniecheflichen Selbständigkeit fühlt man sich hier wie im Himmel. Wie ich aber den Ansprüchen des Prinzen im Turnen und Fechten genügen soll, weiß ich noch nicht. Bei aller Freiheit der Individualität fühlt jeder Offizier und jeder Soldat die sicher führende Hand des Korpskommandeurs." Der Prinz stellte zum Beispiel die Forderung, „daß die gesamte Mannschaft der Infanterie aller Jahrgänge im Kontrafechten ausgebildet würde", obschon dies über die am 21. Oktober 1860 erlassene „Instruktion über den Betrieb des Bajonett-

[1]) Vergl. Seiten 171 und 221.

[2]) Vergl. Neue militärische Blätter. 1894. Band II Seite 60.

fechtens" hinausging. Er tat es aus der Ueberzeugung, „daß durch eine derartige Ausbildung dem Selbstgefühl der Truppe und dem Vertrauen auf sich und in ihre Waffe im Nahgefecht, also ihrer ganzen moralischen Kraft, eine wesentliche Steigerung verliehen würde". [1])

Er gab aus eigenen Mitteln Preise für die besten Turner und Fechter und verteilte sie bei seinen Besichtigungen persönlich. Um den richtigen Maßstab für die Beurteilung zu finden, verschmähte er es nicht, als kommandierender General auf seinem Zimmer bei den Lehrern der Zentral-Turnanstalt Unterricht im Bajonettfechten zu nehmen. [2]) „Er verstand es nicht bloß in der Theorie," sagt die Geschichte seines 64. Infanterieregiments, [3]) „er wußte das Bajonett auch persönlich zu handhaben. Wiederholt gab er Beweise davon, indem er selbst das Bajonettgewehr ergriff und mit jüngeren Offizieren und Unteroffizieren focht, dabei bemüht, ihnen zu zeigen, daß der Stoß zwar schnell und kurz geführt werden müsse, jedoch nicht mit Aufbietung aller Kraft. Das Bajonett, so sagte der hohe Herr wörtlich, gehe in den menschlichen Körper wie in Butter hinein; ein zu großer Kraftaufwand sei daher beim Stoß nicht nur nicht nötig, sondern sogar schädlich, denn er bringe den Betreffenden aus dem Gleichgewicht und verhindere ihn, schnell zu parieren und einen zweiten Stoß zu machen. Auch ältere Offiziere hieß er hin und wieder das Fechtgewehr ergreifen und mit ihm fechten, so im Jahre 1862 den damaligen Hauptmann und Kompagniechef, späteren kommandierenden General des Gardekorps, Freiherrn von Meerscheidt-Hüllessem. Besonders gern focht er mit dem von ihm sehr hochgeschätzten Kommandeur des Füsilierbataillons, Oberstleutnant von Hartmann, [4]) dem späteren Kommandeur der 3. Division, der ein vorzüglicher Fechter war."

Schießdienst

Auch dem Schießdienst, insonderheit dem damals noch wenig beachteten Präzisionsschießen auf dem Schießstande, wandte er seine persönliche Aufmerksamkeit in hohem Grade zu. Er konnte stundenlang den Anschlag und das Verhalten des Einzelschützen prüfen und verstand es dabei meisterhaft, den Leuten das beklemmende Gefühl der Anwesenheit des Vorgesetzten zu nehmen. [5]) Einige Zigarren, wie er sie lose bei sich zu tragen pflegte, oder ein Geldstück waren

[1]) Erlaß des Prinzen vom 27. September 1861.

[2]) Notiz im Nachlaß des Generals von Geißler.

[3]) Gentz-Vierow, Geschichte des Infanterieregiments Generalfeldmarschall Prinz Friedrich Karl von Preußen. Seite 421.

[4]) von Hartmann befehligte 1863—1867 das Infanterieregiment Nr. 60, später 1871—1877 die 3. Division. Er starb 1883 in Berlin.

[5]) Mitteilung des Herrn Generals der Infanterie z. D. von Leszczynski. Vergl. Seite 262.

der Lohn für ein besonders ruhiges, überlegtes Verhalten oder eine hervortretende Schußleistung.

Als den wichtigsten Dienstzweig der Infanterie sah der Prinz, wie wir wissen, den Gefechtsdienst an. Auf diesem Gebiete wirkte er in seinem Korps bahnbrechend durch die Verbreitung gesunder taktischer Anschauungen, die sich freilich stark von den im Reglement vorzugsweise empfohlenen, in der Praxis fast ausschließlich befolgten Formen entfernten. Dieser Seite seines infanteristischen Schaffens muß daher noch etwas eingehender gedacht werden.

Kompagniekolonnentaktik

In erster Linie gehört hierher die sachgemäße Handhabung der Kompagniekolonnentaktik.

Das damals noch gültige Exerzierreglement von 1847 kannte zwar die Kompagniekolonne, räumte ihr jedoch nur, wie Schlichting[1]) sagt, die Rolle des „Aschenbrödels unter den Töchtern der Infanterietaktik" ein. „Auf den Plätzen wollte man sowenig wie möglich von ihr wissen, und es entstanden dort die kleinen Trabanten zu den großen Exerzitien, die unter dem Beinamen der ‚Türken' die taktische Erfindungsgabe der Bataillonskommandeure herausforderten." Die Angriffskolonne des Bataillons mit den hinter ihr formierten Schützenzügen war die am meisten bevorzugte Gefechtsform. Demgegenüber verschaffte der Prinz der Kompagniekolonnentaktik zuerst das Bürgerrecht. Er hatte sie schon in seinen früheren Niederschriften warm empfohlen. Jetzt als kommandierender General stellte er als obersten Grundsatz auf: „Die Entwicklung des ersten Treffens hat auf die Beibehaltung des geschlossenen Bataillonsverbandes vollständig zu verzichten. Das Gefecht des ersten Treffens ist vielmehr mit Kompagnien unter Leitung des Bataillonskommandeurs zu führen." „Nur auf eins mache ich dabei dringend aufmerksam, es ist, daß die Hauptleute ihre Kompagnien, und noch mehr die Stabsoffiziere ihre Bataillone nicht aus der Hand zu verlieren ernstlich bedacht sein müssen. Sonst hört die einheitliche Verwendung der Truppe durch die Generale auf, und hiermit eine Bedingung zum Erfolge. Die Schützenoffiziere namentlich und die ausgeschwärmten Mannschaften müssen also im Appell erhalten werden."[2]) Die Bedeutung dieser Fechtweise beleuchtet der aus der Schule des Prinzen hervorgegangene General von Geißler, anknüpfend an die taktischen Erscheinungen in der Schlacht von Vionville, mit folgenden Worten:[3])

---

1) von Schlichting, Moltke und Benedek. 1900. Seite 140.

2) Aus „Einige Winke für die Offiziere der unter meinen Befehlen ins Feld rückenden Truppen", 14. Dezember 1863. Vergl. Seite 279 ff.

3) Beiheft 6 zum Militär-Wochen-Blatt 1899.

„Die Kompagniekolonnentaktik ist nicht lediglich eine Dezentralisierung der Gefechtshandlung eines Bataillons, sie soll bis auf einen gewissen Grad auch eine Dezentralisierung der Gefechtsführung sein. Man wird eine gegebene Last auf vier Zweispännern leichter zum Ziele fördern, als auf einem achtspännigen Wagen. Aber nun überlasse man es auch den vier Wagenführern, sich die beste Seite des vorgeschriebenen Weges selbst auszusuchen. So sollen denn die vier Kompagnien vier handelnde Individualitäten ein und derselben taktischen Einheit sein. Hat man aber die Kompagnie in dieser Weise zum bewußten Handeln emanzipiert, so muß man ihr im rangierten Gefecht auch gestatten, sich da auf eigene Verantwortung vom Bataillonsverbande vorübergehend loszulösen, wo ein erkanntes unmittelbares taktisches Gesetz dies fordert. Wenn von zwei nebeneinander fechtenden Bataillonen das eine in seiner Front leicht vorzugehen vermag, das andere einen hartnäckigen örtlichen Widerstand findet, so würde die Flügelkolonne des ersten den härtesten Tadel verdienen, welche nicht in das Nebengefecht des Nachbarbataillons mit eingriffe, da, wo es not tut, auch ohne den Befehl des Bataillonskommandeurs dazu abzuwarten. Man verwechsle nur nicht das gelegentliche Durcheinander-Kommen der Truppen mit dem Aus-der-Hand-Kommen derselben! Das erste ist immer vorgekommen und wird immer vorkommen, solange zähe Gefechte um Oertlichkeiten geführt werden, und nur ein ängstlicher Doktrinarismus wird sich davor fürchten. Daß trotzdem das zweite nicht eintrete, dafür sorge die Schulung im Frieden. Die brandenburgische Infanterie hatte diese Schulung genossen, nicht minder als die Erziehung zum selbständigen Handeln. Diese beiden Vorbedingungen der Kompagniekolonnentaktik waren das von ihrem langjährigen kommandierenden General ihr mitgegebene Kapital von soldatischer Tüchtigkeit. Mit ihrer Hilfe siegte das III. Armeekorps bei Vionville."

General von Schlichting nennt das hier entworfene Bild „das zielbewußte Handeln einer von taktischem Verständnis durchtränkten Truppe" und meint, es habe nichts gemein mit den schematischen Begriffen von Stoß- und Feuertaktik. In der Tat hat der Prinz diese Fechtweise in seinem Korps bereits eingeführt, als er noch den in der „Militärischen Denkschrift von 1860" ausgesprochenen Grundsätzen vom Wert der taktischen Offensive unter geringem Feuerschutz, also der Stoßtaktik, huldigte;[1]) er behielt sie bei, als er sich zu Beginn der sechziger Jahre, Moltkes Anschauungen folgend, von diesen

[1]) Vergl. Seite 229.

Grundsätzen lossagte und in der defensiven Ausnutzung der Feuerwaffen die Vorbedingung des taktischen Erfolges erblickte; er behielt sie aber auch ferner bei, als er vor dem französischen Kriege zu der Erkenntnis kam, daß in der unter dem Feuerschutz der Schützenlinien vorgetragenen sprungweisen Angriffsart, in der richtigen Verbindung von Stoß- und Feuertaktik das Geheimnis des Sieges beruhe. Diese Wandlung seiner Ansichten über den Einfluß der verbesserten Feuerwaffen auf das Gefecht läßt sich in seinen Aufzeichnungen aus damaliger Zeit deutlich verfolgen.

Ausnutzung des Hinterladers in der Defensive

In den ersten Jahren seiner Korpsführung kehrte der Prinz zu der schon früher in seinen „Gedanken über die heutige Kriegführung" [1]) verfochtenen Auffassung zurück, die er nur vorübergehend in einer falschen Bewertung der französischen Erfolge von 1859 zurückgestellt hatte, daß die preußische Infanterie die Ueberlegenheit ihres Hinterladers durch kräftige Ausnutzung des Feuers in der Defensive ausnutzen solle, bevor sie selbst zum Angriff schritte. Moltke, der diesem Gedanken ja auch schon früher Ausdruck gegeben, hatte an ihm, unbeirrt durch die Schlachten von Magenta und Solferino, festgehalten. [2]) In seiner Denkschrift vom April 1861 [3]) sagte er: „Es wird die Aufgabe einer geschickten strategischen Offensive sein, den Gegner zum Angriff einer von uns ausgewählten Stellung zu nötigen, und erst, wenn Verlust, Erschütterung und Ermattung ihn erschöpft haben, werden wir auch die taktische Offensive ergreifen ... Der festeste Entschluß anzugreifen, dem ebenso festen Entschluß nicht zu weichen entgegengestellt, muß nach aller vernünftigen Berechnung unter sonst gleichen Bedingungen zum Scheitern kommen. Denn da die Vorzüge der verbesserten Feuerwaffe nur im stehenden Gefecht zur Geltung gelangen, so wird der sich bewegende Teil in Nachteil treten, und das erste tollkühne En avant gegen unsere Front möchte leicht das letzte werden." Dem Prinzen ging diese Denkschrift im September 1861 als „vertrauliche Mitteilung" zu. In seinen „Notizen zum Gebrauch im Felde" zeigt sich die Wirkung. Er führt einen Ausspruch des Generals von Brandt an: „Die neuen gezogenen Waffen sind besonders zur Defensive geeignet. Es wird also von der höchsten Notwendigkeit sein, stets den Gegner zum Angriff zu zwingen, eine Sache, die jedenfalls sehr schwierig ist, und ein Problem, wert, seine Lösung zu versuchen. Bei der Leitung der Operationen (strategischen Bewegungen) bleibt eine kräftige Offensive natürlich von der höchsten

[1]) Vergl. Seite 187.
[2]) Vergl. Seite 229.
[3]) Moltkes Taktisch-strategische Aufsätze. Seite 29 ff.

Notwendigkeit." Bei anderer Gelegenheit verzeichnet er: „*Wie Wellington die Schlacht beginnen, wie Blücher sie vollenden.* Damit soll nicht gesagt sein, daß man besonders Defensivschlachten schlagen, die Schlacht nur annehmen, nicht liefern soll. Auch in der Offensivschlacht immer erst den Feind befühlen, allmählich dem Gefecht Nahrung geben, den Feind zum Angriff verleiten und zum Aufbieten möglichster Kräfte, und dann erst über ihn herfallen und nicht von Hause aus einen bestimmten Plan haben, gerade an dem und dem Punkte durchzubrechen. Das findet sich." Der nämliche Gedanke ist in den im Mai 1866 erlassenen „Winken für die unter meinen Befehlen ins Feld rückenden Truppen" mit dem Zusatz ausgesprochen: „Haben die Oesterreicher die Absicht, uns zu überrennen, so ist diese Kampfweise die beste." Die Schilderung der Schlacht von Königgrätz wird zeigen, wie sehr der Prinz in seiner zielbewußten Schlachtleitung bestrebt gewesen ist, diesen Grundsätzen gemäß zu verfahren.[1]) Ueber die Lösung des schwierigen Problems, den Gegner zuerst zum Angriff zu verleiten, macht er in seinen „Notizen zum Gebrauch im Felde" in der Nacht vom 3. zum 4. Dezember 1865 die folgende interessante Bemerkung:

„Bekanntlich wird ein geschickter General darauf sinnen müssen, in der taktischen Offensive seine Gegner zu Angriffen zu verleiten, um diesen dann durch das verheerende Feuer seiner Infanterie siegreich entgegenzutreten. Hier ist ein Wink, dies Problem zu lösen: Der offensive General greife mit vielen Schützen und Kompagniekolonnen mit größtem Ungestüm und möglichst geringem Zeitverlust den Gegner an. (Es wird hierbei vorausgesetzt, daß der Gegner sich auf eine Vorverteidigung im Terrain oder auf etwas einem Vortreffen Aehnliches einläßt, also auf Schützengefecht.) Erfolge werden nicht ausbleiben. An diesen Punkten wird nun der Gegner wahrscheinlich Gegenangriffe machen. Das ist es, worauf ich rechne, und hier muß von uns von rasch vorgerückten Massen das Salvenfeuer angewendet werden. Der Feind wird abgeschlagen. Sein partielles Zurückgehen gibt Gelegenheit, denjenigen Feind zu flankieren und zu vertreiben, der unseren einleitenden Angriffen, rechts

[1]) Der Gedanke an sich beherrschte schon die Napoleonische Taktik. Oberst Freiherr von Freytag-Loringhoven weist in seinem jüngst erschienenen Werke über die Heerführung Napoleons I. darauf hin, daß der Prinz in diesen Sätzen sein durch umfangreiche Studien gewonnenes Verständnis für die Napoleonische Gefechtsführung gezeigt habe. Seine Worte paßten durchaus auf das Verhalten des Kaisers bei Jena, der dort wie stets weit entfernt von blindem Draufgehen gewesen sei. Seit der Verbesserung der Feuerwaffen hatte diese Art der Gefechtsführung naturgemäß noch höhere Bedeutung gewonnen.

oder links von den Punkten, wo das Gefecht gleich siegreich war, bisher widerstand. In dieser Art wird das Gefecht möglichst bis zum definitiven Siege von uns geführt."

Feuer-offensive

Nach dem Feldzuge von 1866 bricht nun der Prinz mit der Anschauung, als ob sich die Vorzüge des Zündnadelgewehrs nur oder doch vorzugsweise in der Defensive zur Geltung bringen ließen. Den Anstoß zu dieser Wandlung mag die Erwägung gegeben haben, daß die Franzosen im Besitz des Chassepots schwerlich in derselben Art wie 1859 oder wie die Oesterreicher 1866 ohne Feuerschutz angreifen, sondern vermutlich aus den nämlichen Gründen, wie bisher Moltke und der Prinz, sehr häufig zunächst ein defensives Verhalten bevorzugen würden. Tatsächlich haben sie es 1870 auch getan. Im Jahre 1867 wohnte Friedrich Karl während einer Reise durch Frankreich mehrere Tage Gefechtsübungen im Lager von Chalons bei und hatte Gelegenheit, die Taktik der Franzosen aus eigenem Augenschein zu prüfen. In seinem Tagebuch gibt er seine Eindrücke dahin wieder: „Unsere Ueberlegenheit ist nicht in der Schnelligkeit des Feuers zu suchen, sondern in der besseren Ausbildung des Schützen und in der Disziplin im Feuer. Ich habe nichts Ungewöhnliches in taktischer Beziehung gesehen und für mich und meine Begleiter den Eindruck erhalten, daß wir leichter mit der Armee fertig werden, als wir es uns bis dahin dachten." Er sann daher auf Mittel, den Angriff unter Berücksichtigung der feindlichen Feuerwirkung vorwärtszutragen bis zum Einbruch. Die Folge dieser Erkenntnis war das beim brandenburgischen Armeekorps zuerst in der preußischen Armee eingeführte „Heranschießen an den Feind unter sprungweisem Vorgehen", also jene Fechtweise, wie sie erst durch das Reglement von 1888 zum unbedingten Gesetz erhoben worden ist. General von Stülpnagel war es, der als Kommandeur der 5. Division dem Prinzen zuerst von Truppenteilen seines Befehlsbereichs Versuche in dieser Hinsicht vorführen ließ. Eine Notiz des letzteren aus Anlaß einer derartigen Gefechtsbesichtigung sagt: „Sehr praktisch und die richtigste Art, feindliche Hinterlader schließlich zu abordieren, scheint mir, schnell ganz kurze Strecken durch Lauf zurückzulegen, bald dieses Soutien, bald jenes, und so allmählich nach und nach alles. Die Strecken aber so kurz, daß der Feind nicht Zeit zum Zielen hat." In einer anderen Niederschrift heißt es: „Abwechselnd und unter Vermeidung jeder Regelmäßigkeit, welche der Feind nur zu konzentriertem Feuer auf die vorgehende Abteilung ausnutzen würde, müssen einzelne Unterabteilungen (Sektionen, Züge) im raschen Lauf unter dem schützenden Feuer der übrigen

liegenbleibenden näher heran an den Feind. Dieses sprungweise Vorlaufen — Heranschießen — kann aber nur auf ganz kurze Strecken, bis zu 50 Schritt etwa, statthaben. Denn der Feind darf nicht die Zeit finden zum Erkennen und demnächst zum Beschießen des Vorlaufens. Ehe der Feind mit Zielen und Abdrücken fertig, muß ihm das Objekt wieder durch Hinwerfen verschwunden sein."

Sehr anschaulich schildert General von Stülpnagel diese neue, von dem bisherigen Verfahren völlig abweichende Taktik in einem Schreiben vom 12. Juli 1869 an den damaligen ersten Generalstabsoffizier des III. Korps, Major Graf Haeseler, in dem es heißt:[1])

„Einem gezogenen Hinterladungsgewehr gegenüber darf ein ‚Avancieren der gesamten Schützenlinie gleichzeitig' nicht stattfinden, es muß vielmehr das Gruppentiraillement mit voller Terrainbenutzung eintreten. Ist man dem vom Feinde besetzten Terrainabschnitt bis auf zirka 250—300 Schritt nahe gekommen, so haben die Schützenlinien sich niederzuwerfen und demnächst dergestalt sich vorwärtszubewegen, daß einzelne Gruppen derselben auf kurzes Avertissement ihrer Führer aufspringen und sich laufend zirka 20—30 Schritt vorwärtsbewegen, niederwerfen und wieder das Feuer aufnehmen, worauf die hinteren Gruppen das gleiche ausführen und sich auf diese Weise die ganze Schützenlinie allmählich an den Feind so nahe heranschießt, bis der eigentliche Bajonettangriff ausgeführt werden soll. Die Soutiens der Schützen resp. der Rest der Kompagniekolonnen hat diesen Bewegungen in gleicher Weise zu folgen und sich so nahe an den Schützen zu halten, daß sie dieselben im Bajonettangriff unterstützen können. Das langsame Avancieren über freies Feld im Bereich des wirksamsten feindlichen Feuers muß auf solche Weise vermieden werden."

Freilich fehlte es noch an einer richtigen Vorstellung von der wirksamen Schußweite des Chassepotgewehrs, die bereits auf erheblich größerer Entfernung vom Feinde diese Art des Vorgehens zur Verminderung der Verluste notwendig gemacht hätte. Erst der kriegerische Ernst sollte darüber blutige Lehren geben. Trotzdem bleibt unbestreitbar, daß der Prinz und seine hervorragenden Gehilfen im III. Korps schon vor dem Ausbruch des großen Krieges das Wesen der modernen Taktik richtig erfaßt und ihr im eigenen Befehlsbereich Eingang verschafft hatten, während weiteren Kreisen der Armee diese Erkenntnis noch fehlte.

---

[1]) Das Original dieses Schreibens befindet sich im Nachlaß des Prinzen.

Treffentaktik

Noch in einem dritten Punkte machte sich der Prinz von den damals allgemein verbreiteten infanterie-taktischen Anschauungen frei. Wie fast alle Taktiker seiner Zeit stand zwar auch er auf dem Boden der treffenweisen Verwendung der Regimenter,[1]) war aber ein Feind aller revuetaktischen Bestrebungen, die auf dem Formalismus eines sorgsam und mit unendlichem Zeitaufwand geübten, im Gefecht jedoch unmöglichen Treffenwechsels beruhten. Schon seine „Gedanken über die heutige Kriegführung" deuteten seine Auffassung von den verschiedenartigen Zwecken der einzelnen Treffen an. Ganz klar spricht er sich dann in seinen kurz vor dem Feldzug 1866 erlassenen „Winken" hierüber aus, indem er gleichzeitig die vom General von Wussow angenommene Lehre von der Nützlichkeit eines „Vortreffens" vertritt. Der Prinz hat dabei noch zunächst die Defensivschlacht im Auge, in deren zweitem Teil erst die Offensive folgen soll. Es heißt in den „Winken":

„Das erste Treffen wird wohltun, je nachdem die zu verteidigenden Oertlichkeiten und die Unebenheiten des Terrains die Hand dazu bieten, sich nicht von Haus aus in seiner Gesamtheit in das Gefecht einzulassen. Um dem Gefecht Nahrung geben zu können, wird es vielmehr Abteilungen nach zur Verteidigung sich eignenden Oertlichkeiten vorschieben, andere zurückhalten. Das erste Treffen wird suchen, sich eine gewisse Tiefe der Aufstellung zu geben."

Es folgt die Empfehlung des bekannten Vortreffens.

Dann heißt es weiter:

„Auf Ablösung durch das zweite Treffen hat das erste im allgemeinen nicht zu rechnen. Es ist in der ganzen Kriegsgeschichte nicht vorgekommen, daß ein zweites Treffen so verwendet worden wäre, wie es uns der Exerzierplatz lehrt, und es darf dies auch nicht vorkommen. (Das ‚Warum es auf dem Exerzierplatz aber so hergeht' — gehört hier nicht her.) Ich empfehle im Gegenteil allen Generalen die äußerste Standhaftigkeit im Verweigern einer Ablösung des ersten Treffens durch das zweite und eine große Zähigkeit im Verweigern einer direkten Unterstützung des ersten Treffens durch Teile des zweiten.

Die Aufgabe des zweiten Treffens ist eine sehr unterschiedliche von der des ersten; zum Beispiel verteidigt das erste Treffen oder ein Teil desselben eine Oertlichkeit direkt, indem es sich hinein-

---

[1]) Allein Moltke sprach sich bereits in seiner bekannten Denkschrift über die Erfahrungen des Feldzugs von 1866 für die flügelweise Verwendung der Regimenter innerhalb der Brigade aus. Moltkes Taktisch-strategische Aufsätze. Seite 93 ff.

stellt, so unterstützt das zweite Treffen durch indirekte Verteidigung. Es ist Regel: wenig Truppen in eine Oertlichkeit, mehr als Echelons daneben oder dahinter. Das zweite Treffen, dem letztere Rolle zufällt, flankiert die direkten Angriffe des Feindes auf die Oertlichkeit.

Ferner: das erste Treffen hat zum Beispiel eine Oertlichkeit dem Feinde genommen; sehr zu beachtende, weil nur zu selten von uns beachtete Regel: die Truppe (das erste Treffen), die eine Oertlichkeit genommen hat, muß sich hiermit begnügen und ihren Eifer zügeln. Sie muß nicht im Siegestaumel und aufgelöst, wie sie ist, dem Feinde folgen, sondern sich in dem Objekt einnisten, es zur Verteidigung einrichten, damit es nicht wieder verloren gehe. Anderen Truppen, nämlich dem zweiten Treffen, liegt der weitere Kampf über das Objekt hinaus ob. Dies ist die zulässige, naturgemäße Ablösung des ersten Treffens.

Aehnlich diesem Falle wird, wenn von obenher die allgemeine Offensive befohlen ist und wenn das erste Treffen seine defensive Rolle ausgespielt und hierbei seine Frische eingebüßt hat, ein Wechsel der Treffen angebracht sein.

Das zweite Treffen ist also für besondere Zwecke da. Es ohne weiteres zur Verstärkung oder Ablösung des ersten verwenden, hieße, für diese besonderen Zwecke nichts mehr disponibel haben. Derjenige siegt im Entscheidungskampfe, der schließlich die meisten frischen Truppen hat. Das zweite Treffen ist aber eine Art Reserve in der Hand der Brigade- und Divisionsgenerale."

Indem der Prinz so die Aufgaben der einzelnen Treffen streng voneinander schied und ihrer Vermischung vorbeugte, bereitete er, unbewußt, die flügelweise Verwendung der Kommandoeinheiten vor.

So viel von der Infanterietaktik.

Die Bedeutung des Prinzen für die Kavallerie zu würdigen, bleibt einem späteren Kapitel vorbehalten, in dem über seine nach dem Feldzug von 1870/71 beginnenden Reformbestrebungen berichtet werden soll. Wir beschränken uns an dieser Stelle, auf die Hauptgesichtspunkte hinzuweisen, durch die er der Detailausbildung ihr besonderes Gepräge gab. Sie sind im wesentlichen in einem sehr ausführlichen Erlaß vom 15. April 1861 über das Eskadron- und Regimentsexerzieren enthalten. Dort heißt es unter anderem:

Detailausbildung der Kavallerie

„Ich lege einen sehr großen Wert darauf, daß jeder Reiter mit Geschick, Ueberlegung und Anstand sein Pferd aus dem Gliede zu reiten und einzeln zu produzieren und zu tummeln und seine Waffe zu gebrauchen versteht ... Als eine nützliche, hierhergehörige Uebung ...

ist mir empfohlen worden, an recht vielen Exerziertagen die Eskadrons eine Viertelstunde lang aufzulösen und jedem Mann in dieser Zeit zu gestatten, sich mit seinem Pferde zu beschäftigen und zu reiten, wie und was und (auf dem Platze) wohin er will.

Ich werde das Stechen und Hauen nach Gegenständen, besonders das Stechen, auch künftig zum Gegenstand der Besichtigung machen, ebenso wenigstens bei einzelnen Paaren das Gefecht gegeneinander mit der blanken Waffe ... Sie reiten im Galopp aufeinander los und suchen dem Gegner die linke, dem Ulanen aber die rechte Seite abzugewinnen. Eingeübte Reittouren taugen nichts. Ein oder zwei Stiche, die getroffen haben, genügen, um den Kampf zugunsten des einen zu entscheiden ... Es wird sich stets zeigen, daß diejenigen Reiter, die ihr Pferd am meisten in der Gewalt haben und kurz zu wenden verstehen, die Ueberlegenheit selbst gegen mehrere gleichzeitige Gegner behaupten. Und so wird diese Uebung wieder dazu beitragen, jedem einzelnen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß er, Herr seines Pferdes, im Sattel unüberwindlich ist.

Ich empfehle die reglementarischen Hiebe und Stiche zu Fuß und zu Pferde, besonders aber zu Fuß, so oft als möglich, also mehr als bisher und das ganze Jahr hindurch zu üben. Fechtübungen zu Fuß üben das Auge und befördern die Geschicklichkeit mehr als die Kraft ... Auf den ebenen Exerzierplätzen allein proper zu reiten genügt nicht. Vielmehr muß dahin gestrebt werden, diese Propretät auch im Terrain und beim Manöver beizubehalten, wo die Aufmerksamkeit der Reiter auf ihre Pferde natürlich größer wird und im Vereine mit derjenigen auf das ungewohnte Treiben um sie her gewöhnlich nachteilig auf die Ordnung wirkt. Durch Uebung kann auch hier manches anders werden. Zu solcher rechne ich zunächst ein öfteres Exerzieren in allerlei kupiertem Terrain ... Ferner ist auf jedem Exerzierplatz der Balken zum Springen von der Stelle am Rande des Platzes, wo er sich befindet, zu entfernen und mitten auf den Platz so hinzulegen, daß er bei möglichst vielen Frontalbewegungen von einem Teil der Linie oder Kolonne übersprungen wird ... Nicht bei jeder kleinen Sumpfpfütze oder bei jedem Steinhaufen, auch nicht bei Begegnung mit einer abgeprotzten Batterie ist das im Reglement vorgesehene Abbrechen einzelner Züge anwendbar, vielmehr brechen von selbst und höchstens auf ein Avertissement die betreffenden Rotten ab und ziehen sich um jene und andere Hindernisse herum und durch die Geschütze durch und marschieren schleunigst wieder auf ... Es empfiehlt sich gewiß, oft, aber lebendig und deshalb kurz zu exerzieren. Dann bleiben Reiter und

Pferde frisch, und es sind weniger Ruhetage nötig. An den wirklichen Ruhetagen (in der Woche), wenn es das Wetter erlaubt, will ich, daß von jetzt ab die Pferde auf Decke spazierengeritten werden. Zu des großen Königs Zeit mußte alle Kavallerie, sogar am Sonntag nachmittag, täglich den Pferden Bewegung machen. Die Pferde der Offiziere stehen auch keinen Tag im Stall, am wenigsten in der Zeit, in welcher ihnen besondere Arbeit zugemutet wird.

Festes Fleisch, gesunde Beine und Leistungsfähigkeit sind besser als dicke Pferde, die Fett auf den Lungen haben. Felddienstübungen wechseln nach Bedarf und Beruf der Regimenter, wenn diese nicht im Frühjahr zusammengezogen werden, mit dem Exerzieren ab ... Die große Gewandtheit im Felddienst, die ich hier und da wahrgenommen habe und wodurch die Regimenter die Plage und der Schrecken des Feindes werden, darf keinesfalls verloren gehen, und besonders die Ulanenregimenter müssen hierin den leichten nacheifern... Geschlossene Attacken haben auch während des ganzen eigentlichen Choks wirklich geschlossen zu bleiben. Deshalb ist es erforderlich, daß sich nie mehr als zwei Glieder bilden, daß kein Flattern der Flügel stattfindet, und daß das zweite Glied, wie es das Reglement vorschreibt, vom Anreiten zur Attacke ab und auch in der Karriere statt einem zwei Schritt, bei den Ulanen drei Schritt vom ersten ableibt, und daß die Fühlung Bügel an Bügel, wie in jeder Gangart, auch beim Chok beibehalten wird ... Auch in der Karriere heißt es ganz richtig: Tempo ist Richtung ... Es liegt auf der Hand, daß ich die Attacke für Uebungssache halte und derjenigen Ansicht bestimmt entgentrete, die da behauptet, daß, wenn gar nicht oder doch nur sehr wenig beim Exerzieren attackiert worden ist, die Attacke bei der Besichtigung desto besser gelingt ... Die Karriere will entwickelt und erlernt sein ebensogut wie der Galopp. Nicht bloß der Reiter, sondern auch das Pferd muß die Karriere erlernen und gewohnt werden. Der Reiter lernt zunächst Zügel führen und atmen, demnächst seine Waffe dabei gebrauchen und endlich die Schnelligkeit aufs äußerste steigern. Durch Uebung, aber auch nur durch diese und nicht durch Theorie allein, lernt der Reiter sein Pferd auffordern, wie es auf der Rennbahn geschieht, und wie jeder Offizier es von der Jagd oder der Steeplechase her kennt. Man braucht hierzu nicht beide Hände. Das Pferd verliert durch Gewohnheit seine Heftigkeit in der Karriere, bekommt Besonnenheit, lernt unter richtiger Anleitung einen größeren Sprung und erlangt Haltung und Atem ... Es muß durch allmähliche Gewöhnung an Arbeit und

ohne die Knochen anzugreifen dahin gestrebt werden, die Pferde so in Atem zu bringen, daß zu der Zeit, wo ich die Regimenter sehe, sie imstande sind, längere Strecken in Frontgalopp von 500 Schritt in der Minute zurückzulegen, ohne den Atem und die Kraft zum Chok zu verlieren . . ."

Wie auch auf diesem Gebiete die persönliche Einwirkung des kommandierenden Generals bestimmend war für den Geist, in dem die Detailausbildung der Kavallerie im III. Armeekorps gehandhabt wurde, erhellt aus den (ungedruckten) Aufzeichnungen eines seiner Untergebenen, des Grafen Georg von der Groeben, der von 1858 bis 1864 das Zietensche Husarenregiment befehligte: [1])

„Der Prinz inspizierte häufig, gründlich und überraschend — einmal die elf Meilen von Berlin bis Rathenow zu Pferde zurücklegend und das Regiment alarmierend — und entwickelte die Detailausbildung im Armeekorps zu einer hervorragenden Stufe. So entstand besonders zwischen den Fürstenwalder Ulanen und den Zietenhusaren ein gewisser Wettstreit: Ueberwinden von Hindernissen, Schwimmen durch die Havel usw. Die frischere Richtung des Prinzen hatte viele Feinde in der Armee von der alten Schule — aber der König lobte am 20. August 1862 bei einer Uebung bei Kyritz ganz besonders die Leistungen des Zietenhusarenregiments . . . Auf des Prinzen Veranlassung wurde im April 1862 Rittmeister von Weise zu General Edelsheim nach Oesterreich geschickt. Von dem, was er dort gesehen, benutzten wir, was für unsere Verhältnisse paßte. Turnen und voltigieren mußten alle jungen Offiziere, und ein frischer Geist zog in das Offizierkorps und in das Regiment ein."

Ein Brief des Prinzen an Graf Groeben vom 12. April 1862 beleuchtet die in dieser Aufzeichnung berührten Dinge näher:

„Das ihm (d. h. dem Obersten von Witzleben [2])) untergebene Regiment ist vorzüglich in seiner Art und schreitet rüstig vorwärts.

[1]) Graf Georg von der Groeben, ein Sohn des früheren kommandierenden Generals des Gardekorps, Grafen Karl von der Groeben (vergl. Seite 133), im Feldzuge 1870/71 Führer der 3. Kavalleriedivision, zuletzt (bis 1872) Kommandeur der 5. Division, starb 1894 in Neudörfchen. Gleich seinem Vater stand er dem Prinzen auch persönlich sehr nahe, wofür eine umfangreiche Korrespondenz Zeugnis ablegt. Die obige Aufzeichnung sowie die hier veröffentlichten Briefe des Prinzen an ihn wurden zur Verfügung gestellt durch die Tochter des Grafen Georg von der Groeben, Gräfin Finckenstein auf Simnau bei Wodigehnen (Ostpreußen).

[2]) Job von Witzleben, damals Kommandeur der Fürstenwalder Ulanen. Vergl. Seite 119.

Dies muß ich anerkennen und Job das Verdienst lassen, was Sie, mein teurer Graf, nicht minder ziert, das nämlich, daß er seinen Schwadronen ganz freie Hand läßt und auf diese Art jede Eigentümlichkeit zur Entwicklung aus sich heraus führt und gelangen läßt. Ihr Regiment hat unbestreitbare Vorzüge, seines auch. Sie, Ihr Regiment und ich, wir begegnen uns stets bei dem Wunsche, die Ersten zu sein und zu bleiben ... Das Einzelgefecht täglich auch im Winter zu üben, dürfte sich vielleicht als zuviel erweisen. Die Ulanen machten es wöchentlich einmal, und dennoch waren unverkennbare Fortschritte zu sehen, ja die zweiten Klassen machten es in der Vollkommenheit. Witzendorffs [1]) Briefe über die bei den Freiwilligen um Wien gesehenen Dinge, welche ich zirkulieren lasse, enthalten manche Winke, die wir benutzen können. Bei Jobs Ulanen habe ich mehreres gesehen, was ganz dasjenige ist, was Witzendorff beschreibt. Mag sich jedes meiner Regimenter seine Lehren aus Witzendorffs Briefen selbst ziehen, vielleicht stelle ich, wenn ich die Briefe zurückhabe und Weise, der Ihnen jetzt noch nützlicher als früher sein wird, gesprochen habe, selber einige von den Winken für meine Regimenter zusammen. Um das Turnen und Fechten zu heben, scheint es sich zu empfehlen, wenn Sie recht bald per Eskadron ein bis zwei der besten Turner aus der Zahl der Unteroffiziere hierher schickten, damit sie zunächst bei Görnes Kompagnie einiges sehen, was wir zu erstreben haben ... Sehr bald nach Ostern würde ich den in Rede stehenden Unteroffizier von Görnes Kompagnie nach Rathenow schicken, um ein Lehrpersonal zu bilden. Später, so hoffe ich, wird ein Leutnant Graf Rantzau 2. Garderegiments, welcher auf Kriegsakademie ist, seine Dienstleistung bei der Kavallerie im Zietenschen Regiment absolvieren. Derselbe ist von Görne gymnastisch durchgebildet, ein guter Fechter und glüht in dem Gedanken, sich bei Ihnen als Lehrer nützlich machen zu können! Ihre Offiziers werden das Einsehen haben, daß sie, wie immer, so auch hier an der Spitze der Bewegung bleiben müssen. Wenn sie von dem Unteroffizier schon zu lernen anfangen, so wird Rantzau

[1]) Im April 1862 wurde eine Kommission von sechs Kavallerieoffizieren, darunter Oberstleutnant von Kerssenbroigk, Major von Witzendorff, Major Freiherr von Loë und der in der Niederschrift des Grafen Groeben genannte Rittmeister von Weise, nach Oesterreich entsandt, um die unter dem Befehl des Obersten Barons Edelsheim stehende Freiwilligenbrigade zu sehen, die, hervorgegangen aus dem ungarischen freiwilligen Kriegsaufgebot des Jahres 1859, in Ortschaften um Wien untergebracht war. Ueber die lehrreichen Vorführungen Edelsheims vergl. Freiherr von Loë, Erinnerungen aus meinem Berufsleben. Seite 48.

sie viel weiter fördern, als ohnedies der Fall wäre. Der Unteroffizier und Rantzau werden rationell und langsam vorwärts gehen. Ein Körper, der nicht im Gleichgewicht, gelenkfrei und besonders armlose ist, kann nur langsam fechten lernen. Darum muß Gymnastik und Fechten Hand in Hand gehen."

Einige taktische Neuerungen in den Formen des Kavallerieexerzierens

Was die taktischen Formen des Kavallerieexerzierens anlangt, so sind einige Neuerungen zu erwähnen, die vom Prinzen zuerst in seinem Befehlsbereich eingeführt wurden. Schon in seinen „Gedanken über die heutige Kriegführung" hatte er gesagt: „Wer weiß, ob die Zeit zu fern ist, wo die Kavallerie sich nur in einem Glied, nicht mehr in zweien, formieren wird? Es sprechen hierfür: Die Verminderung der Verluste durch das Feuer in der Attacke, die bessere Ueberwindung von Terrainhindernissen, die überhaupt leichter zu erhaltende Ordnung, daß sozusagen alle Säbel, die attackieren, auch zum Einhauen kommen, und daß das Sammeln nach der Attacke schneller in einem Gliede als in zweien möglich ist, und daß man einen gegen jetzt verhältnismäßig großen Teil der Kräfte als Reserven zur Erneuerung des Angriffs besonders auf Karrees, zu Flankendeckungen disponibel erhält usw. Das zweite Glied ist der erheblichste Grund der Unordnungen und Unruhe des malproperen Reitens." In dem Erlaß vom 15. April 1861 bestimmt der Prinz weiter: „Wenn Eskadrons, die in derselben Garnison liegen, unter einem Kommando exerzieren oder aus der Nachbarschaft zusammenstoßen, wünsche ich, daß mehrfach in einem Gliede exerziert wird. Ganz abgesehen von meinem Glauben, daß die Zeit nicht fern ist, wo die Kavallerie überhaupt nur in einem Gliede formiert sein wird, und von meinem Wunsch, daß sich hierüber eine Ansicht in der Kavallerie aus eigener Anschauung und Erfahrung festzustellen anfange, ist diese Formation ein Mittel, um auf dem Exerzierplatze die doppelte Zahl von Schwadronen herzustellen." Erst das neueste Exerzierreglement für die Kavallerie (1909) hat der eingliedrigen Formation mit größerem Zwischenraum bei der Attacke eine erhöhte Bedeutung eingeräumt. Der Prinz hat in diesem wie so manchem anderen Punkte seiner Zeit vorausgedacht.

Neu für die damalige Zeit waren ferner seine Forderung, auch in der Inversion zu attackieren, und das bisher streng verbotene „Leichttraben" im „Rührt euch", und schließlich die Bestimmung der Eskadrons-Zugkolonnen mit und ohne Intervalle als hauptsächlichste Gebrauchsformation, wie sie erst das Reglement von 1876 als Eskadrons- und Regimentskolonne allgemein eingeführt hat. Als weniger glücklich darf wohl seine Bevorzugung der „Halbkolonne" bezeichnet werden, die, ein Kind des tiefsten Friedens, auf keinem

Gefechtsfelde seit den friderizianischen Kriegen zur Anwendung gekommen ist. Und doch ist diese Formation erst im neuesten Exerzierreglement in Fortfall gekommen.

Taktik der Artillerie

Verhältnismäßig am wenigsten tritt eine Einwirkung des Prinzen auf die Ausbildung der Artillerie hervor. Da er niemals bei dieser Truppe Dienst getan hatte, so fühlte er sich in allen technischen und Materialfragen als Nichtfachmann, um so mehr, als innerhalb der Waffe selbst die Meinungen in dieser Hinsicht bis zum Feldzuge 1870 noch nicht geklärt waren. Nur auf die taktische Verwendung der Artillerie im Gefecht übte er Einfluß, aber auch hier stellte er nur allgemeine und großzügige Gesichtspunkte auf. Bei der Divisionsartillerie hielt er auf einheitlichen Einsatz im Abteilungsverbande, empfahl jedoch gleichzeitig bei der verhältnismäßigen Stärke der Fußabteilungen (vier Batterien) „im allgemeinen nicht gleich anfangs alle Batterien zu verwenden. In einem späteren Stadium des Gefechts werde das Eingreifen einer bis dahin zurückgehaltenen Batterie einen Halte- und Wendepunkt abgeben".[1]) Die Korpsartillerie (1866 noch Reserveartillerie genannt) sollte nicht batterieweise zur Unterstützung der Divisionsartillerie verwendet werden, sondern hatte als Schlachtenkörper und einheitlich aufzutreten.[2]) Ein Erlaß vom 3. November 1869 stellte folgenden Gesichtspunkt auf: „Die Artillerie soll einerseits ihre Aufstellung wenig ändern, andererseits nicht unbeweglich bleiben. Die richtige Mitte hierin zu finden, ist Sache der Gefechtsleitung. Schon des moralischen Eindrucks halber ist es vorteilhaft, wenn ein Teil der Artillerie die Infanterie selbst bis in den Gewehrschußbereich begleitet. Ich bemerke hierbei, daß die Truppenbefehlshaber, denen die Leitung des Gefechts zufällt, auch für die Verwendung der Artillerie im großen und ganzen verantwortlich sind, während das Detail der Ausführung den Offizieren der Artillerie überlassen bleiben muß."

Vereinfachung des dienstlichen Schreibwesens

Wollen wir die Wirksamkeit des Prinzen an der Spitze des Korps richtig schätzen, so dürfen auch scheinbare Kleinigkeiten nicht unerwähnt bleiben, denn im militärischen Dienst ist nichts so klein und unbedeutend, daß es nicht im Zusammenhange mit dem großen Ganzen den Geist bezeugte, in dem der Dienst gehandhabt wird. In dieser Beziehung mag der Hinweis von Interesse sein, daß der Prinz einem Grundübel seiner Zeit, wohl auch noch unserer Zeit, der dienstlichen Vielschreiberei, energisch entgegentrat. Schon Schiller nannte sein Jahrhundert ein „tinten-

[1]) Winke 1866.
[2]) Winke 1866 und 1870.

klerendes Säkulum", und seit des Dichters Tagen ist es darin kaum besser geworden. Prinz Friedrich Karl, der wahrlich ein Mann der Feder war und ganze Tage und Nächte an seinem Schreibtische zubringen konnte, war trotzdem eine viel zu praktisch angelegte Natur, um nicht den Unfug und die Gefahren zu erkennen, die in einem übertriebenen Bureaukratismus und Schreibwesen gerade für das frisch pulsierende Leben des militärischen Berufs liegen. Schon im ersten Jahre seiner Korpsführung befahl er in einem sehr eingehenden Erlasse,[1]) daß über nichts korrespondiert werden dürfe, was mündlich abgemacht werden könne. Die Zeiteingaben wurden beschränkt. Alle sogenannten „Vakatanzeigen" und ähnliche gedankenlose Eingaben hatten wegzufallen, das Schreiberpersonal aller Bureaus wurde auf das geringste Etatsmaß vermindert, und alle Kommandeure zur peinlichsten Beachtung dieser Bestimmungen angehalten.

Gehilfen des Prinzen

Aus der großen Zahl hervorragender Gehilfen des Prinzen bei der Erziehung und Ausbildung seiner Truppen verdienen besonders genannt zu werden die Generale Vogel von Falckenstein, von Tümpling, von Manstein und von Stülpnagel. Alle vier waren längere Zeit als Divisionskommandeure unter ihm tätig, Manstein auch schon als Brigadekommandeur und Stülpnagel außerdem zweimal (1860 bis 1863 und 1864 bis 1866) als Chef des Generalstabes. Indem sie später an die Spitze von Armeekorps traten, übertrugen alle vier des Prinzen Anschauungen und Grundsätze auch auf die ihnen unterstellten Truppenteile, wie denn überhaupt durch Versetzung von im III. Korps herangebildeten Führern in andere Korpsbezirke die Arbeit Friedrich Karls in weiteren Kreisen der Armee befruchtend wirkte. So hat der Prinz als Bildner der Truppe Schule gemacht. In einer vertraulichen Niederschrift aus dem Jahre 1867 bekennt er von sich selbst: „Ich mag mein III. Armeekorps nicht aufgeben, weil ich die Hand in der Infanterie behalten muß. Mein Einfluß auf die Infanterieausbildung ist sehr groß; eine neue Aera durch mich, ich habe durch Ueberzeugung gewirkt, und viele Untergebene, die mir nachahmen, als kommandierende Generale und Divisionskommandeure in die Armee gegeben." Ein andermal verzeichnet er: „Ich bin nicht ausschließlich Kavallerist . . . Wenn ich mir genau vergegenwärtige, was ich im Frieden geleistet habe, so ist es kaum zweifelhaft, daß das, was ich für die Erziehung und Heranbildung der Infanterie,

[1]) Vom 12. April 1861.

wie sie jetzt ist, direkt und indirekt getan habe, mehr wiegt und mehr ist als mein Wirken für die Kavallerie." General der Infanterie z. D. von Leszczynski, im Feldzuge 1870/71 der hochverdiente Stabschef Werders, zuletzt kommandierender General des IX. Armeekorps, der zu Anfang der sechziger Jahre eine Kompagnie des 60. Infanterieregiments, die „Versuchskompagnie" des Prinzen, führte, bezeugt: „Ich bekenne mich mit Stolz und Dank als einen Schüler des Prinzen Friedrich Karl, dessen Wirken bahnbrechend der Zeit voraneilte. Was der Prinz in den sechziger Jahren lehrte und forderte, ist heute reglementarisch. Als ich 1868 in Baden an der Ausbildung der Truppe nach den Ideen des Prinzen arbeitete, hatte ich ganz freie Hand. Alle meine damaligen Befehle sind lediglich die Taktik und Ausbildung nach Friedrich Karl. Das Resultat war bekanntlich überraschend gut."

General von Stülpnagel

Unter den genannten vier Gehilfen darf General von Stülpnagel als derjenige bezeichnet werden, der am tiefsten in den Geist der Friedrich Karlschen Erziehungsweise eingedrungen und selbst in mancher Hinsicht für die Richtung seiner Bestrebungen von maßgebendem Einfluß gewesen ist. Der Prinz schätzte ihn sehr hoch. Nachdem er im Februar 1863 als Stabschef durch Blumenthal ersetzt worden, wählte der kommandierende General ihn nach Beendigung des dänischen Krieges von 1864 aufs neue zu seinem ersten Ratgeber. Der Brief,[1]) in dem er Stülpnagel von diesem Wunsche Mitteilung machte, ist bezeichnend für das vortreffliche persönliche Verhältnis, in dem beide zueinander standen:

„Gestatten Sie mir, einige vertrauliche Zeilen in gewohnter voller Offenheit an Sie zu richten und gleich, ohne Umschweif, mit einer Frage an Sie heranzutreten. Wären Sie geneigt, jetzt bei der Demobilmachung wieder Chef des Generalstabs des III. Armeekorps zu werden? . . . Peinlich wird es in hohem Grade für Sie sein, das fühle ich vollständig mit, Chef wieder dieses selben Korps zu werden, das mit seinen meisten Regimentern — ohne Sie — siegreich aus einem Feldzuge heimkehrt; indessen glaube ich, daß, wenn auch das Gefühl des Bedauerns Sie niemals verlassen wird, Sie über das Peinliche sehr schnell hinwegkommen würden. Sie werden in meiner Anfrage den Ausdruck meines vollen Vertrauens erkennen; dieses Vertrauen und die Freude, Sie wieder den unserigen nennen zu können, werden Sie bei allen, die Ihnen näher ge-

[1]) Datiert aus Flensburg vom 27. Oktober 1864. Zur Verfügung gestellt, wie auch die übrigen Briefe an Stülpnagel durch seinen Sohn, Herrn General der Infanterie z. D. von Stülpnagel (Berlin).

standen haben, in gleichem Maße wiederfinden. Ich weiß keinen Besseren als Sie. Es steht uns eine Zeit großer Tätigkeit bevor, da alles wieder in die Fugen gebracht, sozusagen neu organisiert werden muß. Viele Befehlshaber haben gewechselt. Ich habe manche Kommandeure, die fremd sind in den Friedensverhältnissen des III. Korps. Seit ich in meiner jetzigen Stellung[1]) (seit Mai) mich befinde, bin ich dem Korps selber sehr fremd geworden und erfuhr im dienstlichen Wege wenig von den ministeriellen Orders der Zwischenzeit, von allen Personalien dagegen nichts. Die 6. Division gehört zum I. kombinierten Korps, die 10. Brigade und die Kürassiere zum II., die 9. Brigade steht in Holstein abgesondert, die 5. Kavalleriebrigade blieb in der Heimat. Die Verhältnisse sind sehr bunt. Es wird nicht leicht sein, diese Truppen zu der Einheit, die früher war, zu verbinden. Als Gehilfen, hoffe ich, würden Sie Roos und Haeseler als Generalstabsoffiziere finden, als Adjutanten Hauptmann von Lewinski 64. Regiments oder Leutnant Schmieden 64. Regiments und von Broesigke 11. Ulanen. Schreiben Sie mir ganz offen, wie Ihnen ums Herz ist, und ob Sie im ganzen genommen doch gerne zu mir kämen oder nicht. Ich bin mit jeder Antwort zufrieden. An einer bejahenden, die schnell kommt, liegt mir insofern, als ich alsdann sogleich dem General von Moltke meinen und hoffentlich auch Ihren Wunsch vortragen könnte. Mit unveränderten Gefühlen in jedem Falle usw."

Am 10. Dezember 1864 wurde Stülpnagel zum zweiten Male zum Stabschef des III. Korps ernannt und blieb in dieser Stellung bis zum Feldzug 1866, in den er den Prinzen als Oberquartiermeister begleitete.[2]) Bald nach Friedensschluß trat er als Kommandeur

---

[1]) D. h. als Oberbefehlshaber der verbündeten preußisch-österreichischen Armee.

[2]) Nachstehend folgt eine Aufzählung der Generalstabsoffiziere und Adjutanten beim Generalkommando des III. Korps während der Befehlsführung des Prinzen:

a) Generalstabschefs:
Oberst von Stülpnagel 1859—1863, als General erneut 1864—1866,
Oberst von Blumenthal 1863—1864,
Oberst von Voigts-Rhetz 1866—1871.

b) Generalstabsoffiziere:
Major von Bosse 1860,
Hauptmann von Voigts-Rhetz 1860,
Major Graf Waldersee (Georg) 1861—1864,
Hauptmann von Alvensleben 1861,
Major von Roos 1862—1866,
Hauptmann (seit 1867 Major) Graf Haeseler 1864—1870 (mit kurzen Unterbrechungen),

der 5. Division erneut in nahe dienstliche und persönliche Beziehungen zum Prinzen. Als dieser im Jahre 1868 eine Denkschrift über den Vorposten- und Patrouillendienst verfaßte, sandte er den Entwurf dem General von Stülpnagel zur Begutachtung zu und verwertete dessen sehr eingehende Rückäußerungen bei der endgültigen Abfassung seiner Arbeit[1]) in weitem Umfange. Auch nach dem Feldzuge 1870/71 blieben beide in ebenso regem wie herzlichem Gedankenaustausch.

Allerhöchste Gnadenbeweise

In die ersten Jahre der Korpsführung des Prinzen fallen mehrere Allerhöchste Gnadenbeweise. Am 12. August 1860 wurde er unter Entbindung von dem Verhältnis à la suite des Gardehusarenregiments zum zweiten Chef des 1. Leibhusarenregiments (Nr. 1) und am 18. Oktober 1861 aus Anlaß der Königskrönung Wilhelms I. zu Königsberg zum General der Kavallerie ernannt. Am 18. Juni 1861 erhielt er unter Anrechnung zweier Kriegsjahre das Dienstauszeichnungskreuz für fünfundzwanzigjährige Dienstzeit. Eine ganz besondere Freude gewährte ihm am Schluß der Herbstmanöver 1863 die Allerhöchste Kabinettsorder, in der ihm die Be-

---

Major von Unger 1866,
Hauptmann von Stückradt 1866—1868,
Hauptmann von Hackewitz 1869—1870.

c) Adjutanten:
Hauptmann (später Major) von Tilly 1860—1864,
Premierleutnant Graf Haeseler 1860—1864,
Hauptmann von Lewinski 1864—1866,
Rittmeister von Haenlein 1864—1865,
Rittmeister von Rauch 1865—1866,
Rittmeister (später Major) von Niesewand 1866—1870,
Hauptmann von Geißler 1867,
Hauptmann (später Major) Pohlmann 1867—1870.

Als persönliche Adjutanten fungierten:
Major von Witzendorff 1859—1864,
Premierleutnant von Jagow 1860—1863,
Leutnant Freiherr von Loë 1863—1866,
Oberstleutnant von Bernuth 1864—1866,
Major (später Oberstleutnant) von Erckert 1866—1869,
Premierleutnant Graf Kanitz 1866—1869 (später Hofmarschall),
Rittmeister (später Major) von Krosigk 1868—1872,
Premierleutnant (später Rittmeister) von Normann 1869—1874.

[1]) Die Denkschrift ist betitelt „Einiges über Vorposten, Patrouillen und Biwaks“ und in der „Internationalen Revue über die gesamten Armeen und Flotten“ im August 1885 veröffentlicht.

rechtigung zum Tragen der Uniform des Brandenburgischen Husaren-regiments (Zietensche Husaren) Nr. 3 unter Stellung à la suite dieses Regiments verliehen wurde. Da die Chefstelle des Regiments durch den König Georg V. von Hannover besetzt war, so wurde der Prinz erst nach dessen Tode im Juni 1878 zum Chef ernannt. Seit 1863 trug er im Dienst fast immer den Attila der roten Husaren, der ihm im Volksmunde den Namen „Der rote Prinz" eintrug. Es würde zu weit führen, auf sein inniges persönliches Verhältnis zu dem seinem Herzen so nahestehenden Zietenschen Regiment einzugehen, die vielfachen Zeichen seiner Gnade, seiner Anteilnahme und Fürsorge für dieses zu nennen. Wir verweisen dafür auf die Regimentsgeschichte.[1]) Nur eine Stelle aus seinem 1870 71 geführten Feldzugstagebuch sei zur Kennzeichnung seiner Gesinnung hier angeführt. Anfang Dezember 1870, unmittelbar vor den Kämpfen um Orleans, schreibt er: „Mir ist unbeschreiblich wohl in dem Gedanken, daß meine tapferen Zietenschen Husaren mir wieder angehören und heute in meine Nähe kommen. Wo durch mich Großes geschieht, müssen sie sein. Das ist mein Fiduzit durch drei Kampagnen."

Königs-Manöver 1863

Das Jahr 1863 brachte dem Prinzen die Gelegenheit, sein Korps zum ersten Male dem obersten Kriegsherrn auf dem Parade- und Manöverfelde vorzuführen. Vom 11. September an fand ein

---

[1]) Geschichte des Husarenregiments von Zieten (Brandenburgisches) Nr. 3 von Baron von Ardenne. 2. Auflage. 1905. Ergänzend zu den dort angeführten Gnadenzeichen sei zum Beweise, wie sehr der Prinz schon vom Beginn seiner Korpsführung an das Zietensche Husarenregiment in sein Herz geschlossen, der nachfolgende, am 21. Oktober 1860 an den Grafen Georg von der Groeben gerichtete Brief wiedergegeben: „Ich bin so glücklich, Ihnen zunächst vertraulich mitteilen zu können, daß Allerhöchsten Orts auf meine untertänigste Vorstellung, die Wiederverleihung des Namens „Zietensche Husaren" am hundertjährigen Jahrestage von Torgau betreffend, eingegangen worden ist. Außer dem Namen möchte ich aber noch ein äußeres (historisches) Abzeichen, z. B. das Muschelzaumzeug oder doch die Halbmonde, auch für die Gemeinen, die soeben verlorenen roten Säbeltaschen oder dergleichen. Das Blüchersche Regiment erhielt seinerzeit die ganze alte Uniform. Das Ehrenvorrecht, bei Paraden und Besichtigungen an der Pelzmütze einen Busch von grünem Laub zu tragen, weil Zieten ‚aus dem Busche' kam, würde gar nichts kosten. Schreiben Sie mir bitte Ihre Ideen. Ich, der Chef eines Leibhusarenregiments, habe die Selbstverleugnung gehabt, auch den Titel ‚Leibhusaren' für Ihr Regiment, das ihn zuallererst führte, zu erbitten, weiß aber nicht, ob mit Erfolg. In beifolgendem Paket befindet sich eine Säbeltasche vom alten Zietenschen Leibhusarenregiment, die ich mir erlaube, Ihrem Offizierskorps am Tage von Torgau als ein sehr kleines Zeichen meiner sehr großen Teilnahme an den Geschicken des Regiments anzubieten. Mag sie Ihr neues Speiselokal schmücken."

dreitägiges Korpsexerzieren in der Gegend von Görlsdorf statt, das am 14. durch die Königsparade unterbrochen wurde. „Das III. Korps erwarb sich dabei," so berichtet Prinz Hohenlohe in seinen Denkwürdigkeiten, „die Zufriedenheit des Königs in hohem Grade, der, einmal günstig gestimmt, auch alles unwillkürlich im günstigen Lichte sah, was beim Korps vorfiel. Sämtliche Offiziere schrieben dieses glückliche Resultat, nach dem sich ja ein jeder Offizier sehnt, dem Führer und der Führung zu, und da es dem Prinzen auch gegeben war, mit dem gemeinen Mann zu plaudern und sich beim Soldaten populär zu machen, so war er von dieser Zeit an der Abgott des Korps." Bei dem in Frankfurt a. O. stattfindenden Paradediner brachte der ritterliche Neffe in zündenden Worten das Wohl des Königs aus:[1])

„Euer Majestät wollen in Gnaden gestatten, daß ich im Namen des III. Armeekorps Euer Königlichen Majestät unseren alleruntertänigsten Dank zu Füßen lege, und daß wir die Versicherung der Treue, die wir Euer Majestät Person geschworen haben, in aller Untertänigkeit erneuern, der Treue und des Gehorsams bis zum Tode und über das Grab hinaus. Das III. Armeekorps will in keiner militärischen Tugend hinter anderen Truppenteilen zurückstehen und sich der Vorzüge, die es einst genossen hat und noch besitzt, unter allen Umständen wert zeigen. Das Korps hatte einst das Glück, von Euer Majestät das Ihrige genannt zu werden. Das ist nicht vergessen, eine Anzahl seiner Regimenter hatte das Glück, unter Euer Majestät Führung ruhmreich zu kämpfen. Es hat aber auch das Glück, sich aus Brandenburg, dem Stammlande der Monarchie, zu ergänzen. Zuerst war Brandenburg, und aus Brandenburg wurde Preußen! Die Geschichte Brandenburgs ist die Geschichte Euer Majestät Hauses, und auf vielen Schlachtfeldern ist häufig in den Strömen von Blut das Blut der Hohenzollern mit dem der Söhne Brandenburgs gemeinsam geflossen. Das weiß jeder Soldat, das ist der Stolz dieses Korps, das ist der besondere Kitt, der dieses Korps an Euer Majestät fesselt, und das ist ein Vorzug des III. Korps, den ihm niemand rauben kann. Und ob rings die Wetter drohend sind, wir stehen fest zu Euer Majestät, und so rufen wir denn aus der Tiefe des Herzens: Gott segne, Gott erhalte Euer Majestät!"

„Der König war sehr ergriffen und wandte sich zu seinem Bruder, dem Prinzen Karl, mit den Worten: ‚Karl, ich gratuliere dir zu solch einem Sohne'."[2])

[1]) Konzept im Nachlaß des Prinzen.

[2]) Prinz Kraft zu Hohenlohe, Aus meinem Leben. Band II Seite 364.

Vom 17. bis 22. September schlossen sich die Königsmanöver im Lebuser Kreise an, bei denen der Prinz mit großem Erfolg gegen das Gardekorps und die mecklenburgische Division unter dem Prinzen August von Württemberg führte. Auch hierbei erntete er nicht nur in reichstem Maße die wohlverdiente Allerhöchste Anerkennung,[1]) sondern auch die neidlose Bewunderung aller unparteiischen Zuschauer, wofür unter anderem ein Brief des Generals von Voigts-Rhetz, des damaligen Kommandeurs der 7. Division, zeugt: „Was die Manöver und Leistungen des Korps so außerordentlich interessant machte, das war, wenn ich es wagen darf, dies auszusprechen, das sichtbare Hervortreten, daß der kommandierende General der selbständige, bewußte Feldherr war, der die Dinge in seiner festen Hand hielt, ohne dabei die Unterführer — wie dies leider noch so vielfach geschieht — in der für ihre Stellung notwendigen Selbständigkeit zu beschränken. Daß dieser Grundsatz in Euer Königlichen Hoheit Heranbildung und Erziehungsart Ihrer Truppe maßgebend gewesen ist, das mußte ein geübtes Auge sofort erkennen an dem sicheren Benehmen der Leute und auch der Führer im Terrain und während des Gefechts. Daß bei so großen Truppenmassen und bei Manövern, die ein vollständiges Impromptu sind, im Detail zuweilen Momente vorkommen können und vorkommen werden, die der kommandierende General anders gedacht und beabsichtigt hat, das kann nicht ausbleiben, aber wir haben alle, die wir die Ehre und das Glück hatten, dort zu sein, die unerschütterliche Ruhe bewundert, die Euer Königliche Hoheit stets zu bewahren wußten, mit der Höchstdieselben das Große im Auge behielten, und die nur dem wahren Feldherrn eigen ist. Wohl der Truppe, die einst das Glück hat, unter Euer Königlichen Hoheit für König und Vaterland in die Schlacht zu gehen!"

Der Prinz selbst urteilte über die Leistungen seines Korps: „Meine stets unverdrossene Infanterie, meine lebendige und aufmerksame Kavallerie, die keine Hindernisse scheute, und meine vortreffliche Artillerie haben sich immer gut unterstützt und ergänzt, auch die Pioniere hatten oft Gelegenheit, sich nützlich zu machen. Besondere Anerkennung war ich den Truppen schuldig, welche die Avantgarde bildeten, das Auge und das Ohr des Armeekorps. Die Sicherheit war vollständig, die Meldungen über den Feind schnell, richtig und ohne Widerspruch."

---

[1]) In einem Briefe an den damaligen Leutnant von Natzmer (vergl. Seite 268) vom 20. Oktober 1863 sagt der Prinz: „... Wir haben schöne Manöver gehabt. Der König war sehr gnädig für mein Korps und für mich und wiederholentlich ausnehmend zufrieden, so daß wir in gehobener Stimmung jene Fluren verließen. Mein Korps ist gut und wird etwas leisten."

Und von sich selbst sagt er an anderer Stelle: „Dieses Manöver brachte mir das Kommando am Feinde ein." Die gewonnenen Erfahrungen bearbeitete er, übrigens mit einem erstaunlichen Maße von Selbstkritik, zu einer umfassenden Denkschrift, die er in allen ihm unterstellten Offizierkorps zirkulieren ließ. Wie hoch er das Manöver 1863 als Prüfstein für die innere Güte seines Korps, als Grundlage und Vorbedingung seiner späteren kriegerischen Leistungen bewertet hat, geht aus der Inschrift hervor, die der von ihm 1874 der Provinz Brandenburg geschenkte, auf der Feldmark Dahmsdorf im Lebuser Kreise errichtete Obelisk trägt: „Ohne Lebus kein Düppel, ohne Düppel kein Königgrätz, ohne Königgrätz kein Vionville."

Zum Schluß dieses Kapitels noch ein Blick auf die politische Lage jener Zeit.

Des Prinzen politische Ansichten in der Zeit des Verfassungskonflikts

So sehr Prinz Friedrich Karl „aus Prinzip ein für allemale entschlossen war, sich in politische Dinge nicht zu mischen" — wie Bernhardi in seinen Tagebüchern bemerkt[1]) —, so verfolgte er doch mit gespanntester Aufmerksamkeit und unverhohlenem Unmut die innerpolitischen Verhältnisse des Vaterlandes, die durch den in der Frage der Heeresreorganisation zwischen Regierung und Volksvertretung entstandenen Verfassungskonflikt eine überaus betrübende Wendung genommen hatten. Er stand völlig auf dem Boden der vom König ebenso fest wie weitsichtig geleiteten Politik, die in der Durchführung und Aufrechterhaltung der Heeresvermehrung die unerläßliche Vorbedingung und Grundlage für Preußens Großmachtstellung sah und dem Ansturm der irregeleiteten Volksvertretung trotzte. Wie ernst und sorgenvoll er die politischen Zeitverhältnisse beurteilte, erhellt aus seinem Briefwechsel. So schreibt er zu Beginn des Jahres 1862 seinem sangeskundigen Freunde, dem damaligen Leutnant Gneomar von Natzmer[2]):

„Es ist heute niemand auf Rosen gebettet, und wer noch rosige Träume hat, der möchte eines schönen Morgens unsanft erwachen. Die Unwahrheit und Falschheit, die Verwirrung der Begriffe und der Widerstand gegen jede, von Gott gesetzte Obrigkeit — das ist Revolution! So weit sind wir bereits in unserem teuren Vaterlande gekommen. Gott hat sich von uns gewendet. Durch Demut und Umkehr allein ist uns zu helfen. Es muß jeder auf seinem Platze, der ihm angewiesen ist, ausharren mit Geduld und Hingebung, mag kommen, was will. Die Zeit ist sehr ernst. Auf sie werden hoffent-

---

[1]) Aus dem Leben Theodor von Bernhardis. V. Teil Seite 227.

[2]) Zur Verfügung gestellt durch die Witwe des im Jahre 1888 gestorbenen Generals von Natzmer.

lich wieder Zeiten folgen, wo man zur Gemütlichkeit gestimmt ist und beim perlenden, vollen Glase plaudern und singen kann. Jetzt nicht!"

Einen besonders schweren, arg angegriffenen Stand hatte der einstige treue Mentor Friedrich Karls, der Kriegsminister von Roon, auf dessen Schultern bis zu Bismarcks Eintritt ins Ministerium mehr oder weniger allein die Vertretung der Politik des Königs gegenüber dem Abgeordnetenhause ruhte. Der Prinz richtete an ihn am 27. Dezember 1861 die patriotische Mahnung zum Standhalten und Ausharren:[1])

„Liebe Exzellenz! Wenn es sich in dem morgenden Ministerkonseil um das Fortbestehen des preußischen Königtums handeln sollte, so bleiben Sie standhaft! Keine Ministerverantwortlichkeit, denn dann kommt der Schwerpunkt der Gewalt im Vaterlande in die Zweite Kammer, statt bei dem Könige zu bleiben; keine Nachgiebigkeit überhaupt in einer wahrhaft revolutionierenden Zeit und einer verlangenden Kammer gegenüber, die weder durch diese Konzession noch durch irgendwelche andere befriedigt werden kann. In Zeiten der Revolution, in denen wir uns offenbar befinden, währt die Befriedigung über Nachgiebigkeit keine vierzehn Tage, und auch diese ist nur scheinbar, denn die Fortschrittsmänner wollen weiter und weiter bis an das logische Ende der Schreckensherrschaft und der Republik. Jeder Revolution muß man einen Damm entgegensetzen. Wenn wir derselben erst in Form von Aufläufen, Emeuten usw. auf der Straße begegneten, so wäre dieses mit Pulver und Blei höchst einfach. Zu solchen Vorstößen und Mißgriffen werden es die Fortschrittsmänner von heute nicht kommen lassen. Das ist das üble, und das ist der Unterschied zwischen den Demokraten von 1848 und den heutigen Fortschrittsmännern. Es sind andere Mittel, die diese klüger gewordenen Männer anwenden, welche den Fluch für uns haben, daß viele wirkliche Biedermänner sich nicht überzeugen können, daß wir in der Revolution sind. Sind denn nicht bloß die Mittel verschieden, die Zwecke aber dieselben? Wollen jene denn nicht, was sie 1848 durch Barrikaden und Sturmpetitionen erreichten, jetzt auch, aber langsamer und im Laufe von Jahren? Darüber muß dem Könige Licht werden. Seine treusten Anhänger in den Provinzen, deren letzter Blutstropfen gern für seine Person und für das Königtum verspritzt wird, können es alle bestätigen, daß das Volk wahrhaft verführt ist. Sollte denn der König glauben, daß die jetzige Zweite Kammer wirklich der Ausdruck des wahren Volks-

---

[1]) Abgedruckt in Roons Denkwürdigkeiten. Band II Seite 58—61.

willens ist? Unmöglich, und wenn er das einsieht, so ist vorderhand genug erlangt, denn dann muß er sich sagen, daß es nun darauf ankommt, in geschickter Weise dem Volk diese Kammer in ihrer roten Nacktheit zu zeigen, um sie dann aufzulösen, daß es aber nicht darauf ankommen kann, wie er mit dieser Kammer fertig wird, daß es nicht darauf ankommen kann, wie er mit ihr unterhandelt, und welche Konzessionen durch Entäußerung von Rechten des Thrones und der Krone gemacht werden.

Wird aber jetzt als wünschenswert oder notwendig erkannt, mit dieser Kammer, der ich nur die Militärfrage und das Budget vorlegen möchte, nicht weiter zu unterhandeln, so gehört wenig Scharfsinn dazu, sich zu sagen, daß jetzt mit Gottes Hilfe endlich der Augenblick da ist, der Revolution ein mächtiges ‚Halt‘ zuzurufen. Unser König kann das. Mehrere seiner Minister wollen das nicht. Mag er sich dann von ihnen trennen, was beiläufig gesagt nach meiner politischen Auffassung mir insofern nicht recht wäre, als sie in diesem Falle mit einem gewissen Eklat zurücktreten würden, während ich vielmehr wünschte, daß sie mit ihrer sogenannten Partei vor der jetzigen Kammer zusammenstürzten, nachdem sich diese Partei der Mitte, wie alle Mitten, in ihrer ganzen Nichtigkeit und inneren Haltlosigkeit gezeigt haben würde — zur Korrektur des Landes, sich und anderen zur Lehre, um nimmer wiederzuerstehen.

Mag er sich dann von ihnen trennen. Er wird dieses Opfer bringen, so groß es auch in seinen Augen ist, und so sehr es ihn persönlich auch zu treffen scheint. Also dann andere Minister! Mag der König um seines Gewissens willen an seinem Programm festhalten — die Männer, die er beruft, um den Staat zu retten, werden in solchem Augenblick nicht darum rechten. — Wen berufen? Wenn ich das preußische Volk, dem die soldatische Erziehung und der soldatische Sinn nicht abzusprechen sind, richtig erkenne, so folgt es am liebsten einem Soldaten. Wenn ich die Situation richtig erkenne, so ist sie derartig, daß ein General mehr denn je an die Spitze des Ministeriums gehört. Haben wir einen Brandenburg? Ich denke, er findet sich. Es kommt hier mehr auf gesunden Verstand als auf Fachkenntnis an. In letzterer Beziehung können viele Leute aushelfen.

Mir ist zumute wie vor einem in Aussicht stehenden schweren Gefecht, in welchem es sich um mein Leben handelte. Und doch ginge ich lieber langsamen Schrittes in das tollste Feuer, als ich morgen den Gang täte, der Ihnen bevorsteht. Gott helfe Ihnen! Gott geleite Sie; Er gebe Ihnen Mut, Kraft und Beredsamkeit, auf

daß Sie, wie Er will, auf Herz und Sinn des Königs wirken mögen! Amen! So bete ich aus Herzensgrunde und mit mir die, welche es im ganzen Lande treu mit dem König halten."

Des Prinzen Herz sehnte sich nach kriegerischen Taten, nicht aus eitler Ruhmsucht, sondern aus der tiefen Ueberzeugung, daß die inneren Wirren den Staat des großen Friedrich unfähig zur Vollendung seiner Mission für Deutschland machen würden, und daß auch in der Armee unter dem Einerlei des täglichen Friedensdienstes der kriegerische Geist einschlafen müsse. In solcher Stimmung schüttete er gelegentlich Blumenthal, der damals noch Regimentskommandeur in Erfurt war, sein Herz aus. Dieser antwortete am 22. Dezember 1862:

„. . . Aus Euer Königlichen Hoheit Schreiben sehe ich, daß Sie noch immer den alten Kampf des inneren Tatendranges mit den oft unerträglichen Fesseln des täglichen Einerlei durchzumachen haben. Das ist oft recht schwer und gibt zu gewissen Zeiten eine geisttötende und den Körper lähmende Leere, die Sie in Ihrer hohen Stellung nicht mit den kleinen Sorgen und Details des Lebens ausfüllen können und wollen. Sie fühlen diese Leere mehr wie wir, die wir einen engeren Kreis der Tätigkeit und des Gedankens haben, aber die Leere ist auch bei uns oft da, und bedarf es dann nicht selten eines vollständig geregelten Planes, um sie loszuwerden. Wem nichts zu gering ist, um sich damit zu beschäftigen, der wird sie am leichtesten los, nur muß man sich hüten, dabei zu schnell zu sein und gleich mit zu großer Energie anzufassen; man wird dann zu schnell wieder damit fertig und hat wenig gewonnen. Das klingt sehr doktrinär, ist aber doch wahr. Ich lebe nach diesem Plan und befinde mich recht frisch dabei, daß ich zuweilen längst hinter mir liegende Jugendbeschäftigungen wieder aufnehme; in den letzten Wochen habe ich sogar einen Roman gelesen und mich dabei ganz behaglich gefühlt, obgleich ich glaubte, daß eine derartige Beschäftigung mir gar nicht mehr möglich sei. Wir leben in einer gewitterschweren Zeit, und doch sind wir zu fast vollständiger Untätigkeit verdammt. Das kann ja aber nicht immer währen, und wird es plötzlich einmal anders werden. Dann kommt die schöne Zeit der Aufregung, die uns hoffentlich für die lange Zeit der Abspannung entschädigen wird. Ich kann diese Hoffnung nicht aufgeben, obgleich mein Haar schon anfängt grau zu werden. Daß Euer Königliche Hoheit mit Ihrem Korps immer zufriedener sein würden, habe ich immer vorausgesetzt, denn wenn nur das richtige Verhältnis, ich möchte sagen persönliche Verhältnis, des Führers zu der Truppe da ist, dann muß alles gut gehen. Sie haben

das große Glück, das Vertrauen der Truppe zu besitzen, und da wird es Ihnen nie an Hingebung fehlen."

Schon hatte König Wilhelm im Herbst 1862 Bismarck an die Spitze des Ministeriums berufen, den großen Staatsmann, der mit fester Hand das Steuer des Staatsschiffes ergriff und es durch alle Stürme und an allen Klippen des bewegten politischen Lebens jener Zeit vorbei auf das freie Weltmeer führen sollte. Es versteht sich von selbst, daß Prinz Friedrich Karl der kräftigen kerndeutschen Politik, die der bis ins Mark der Knochen königstreue „pommersche Junker" auf seine Fahne geschrieben hatte und an der er allen Anfeindungen, Verdächtigungen, Schmähungen zum Trotz mit unverrückter Energie und Zielsicherheit festhielt, aus innerster Ueberzeugung in vollem Umfange zustimmte. Persönlich scheint er ihm gleichwohl nicht nähergetreten zu sein, wenigstens ist dies nicht nachweisbar. Nur so viel ist sicher, daß er seinen Erfolgen stets die höchste und uneingeschränkteste Bewunderung gezollt hat.

Bismarck erkannte mit scharfem Blick, daß nichts die Notwendigkeit der Heeresreorganisation besser und überzeugender erweisen könne, als die praktische Erprobung des neugeschmiedeten Werkzeugs im kriegerischen Ernst. Die schleswig-holsteinische Frage gab ihm die erste, willkommene Gelegenheit dazu. Er brachte sie ins Rollen, auf die Gefahr hin, Europa dadurch gegen sich unter die Waffen zu rufen. Denn nur „durch Eisen und Blut" waren die großen Fragen der Zeit für ihn zu lösen. Der Prinz begrüßte diese Wendung auf das freudigste, weil auch er von ihrer inneren Notwendigkeit durchdrungen war. „Der Kanonendonner wird manches klären," schreibt er am Weihnachtsabend 1863 seinem persönlichen Adjutanten Major von Witzendorff, „mit England oder Frankreich oder mit beiden gibt es doch Krieg. Auch in Deutschland muß Ordnung geschaffen werden." Man stand am Vorabende großer Ereignisse.

Es gibt in der Friedensgeschichte der preußischen Armee kaum ein anziehenderes, sympathischeres Bild, keines, das das nachlebende Geschlecht mehr zur Nacheiferung anspornen könnte, als die vorbildliche zehnjährige Arbeit des Prinzen Friedrich Karl an der Spitze des III. Armeekorps. *Die Schöpfung dieses Musterkorps ist und bleibt die größte Tat seines ereignisreichen Lebens.* Vor ihr treten sogar die kriegerischen Leistungen des Heerführers zurück. Denn wenn man ihn als Feldherrn nicht zu den „Sternen erster Größe, deren kaum jedes Jahrhundert aufweist", rechnen wird, so bleibt ihm doch unbestreitbar der

Ruhmestitel, daß er der erste Soldat seines Königs gewesen ist und den größten Erziehern des preußischen Heeres zugezählt werden muß. In einer Zeit, wo ein fünfzigjähriger Friede die Grundlagen der kriegerischen Tüchtigkeit Preußens zu erschüttern drohte und der Staat Gefahr lief, seiner ruhmvollen Vergangenheit untreu zu werden, übernahm der junge Hohenzollernprinz die geistige Führerschaft auf dem Gebiete der soldatischen Erziehung und Ausbildung und gab ihr in jeder Hinsicht die unmittelbare Richtung auf den Krieg zurück. Darin liegt die hohe, unvergängliche Bedeutung seines Wirkens auch für unsere Zeit. Wir tun gut, uns das recht eindringlich und klar vor Augen zu halten in einer Zeit, die in mehr wie einer Beziehung ähnliche Erscheinungen einer schwächlichen, undeutschen Friedensseligkeit, eines ungesunden, oft nur auf materiellen Gewinn und Genußsucht gerichteten und daher im Grunde kulturwidrigen Strebens nach Abschaffung des Krieges erzeugt hat. Erinnern wir uns, daß gerade der unvergeßliche König Wilhelm I., der gewiß die Segnungen eines die edeln Kräfte des Volkes fördernden Friedens anerkannt hat, von der Vorsehung dazu erkoren war, der Welt die Nützlichkeit und Notwendigkeit des Krieges für die politische, moralische und kulturelle Fortentwicklung und den nationalen Wohlstand des Volkes mit unwiderleglicher Beweiskraft darzutun. Bleiben wir dem Vorbilde der Ahnen treu und halten wir fest an der hochgemuten Auffassung vom Werte des opferfrohen und kriegsbereiten Lebens, wie sie Prinz Friedrich Karl seinen Brandenburgern eingeimpft hat!

XIII. Kapitel

Der Dänische Feldzug 1864[1]

A. Missunde und Arnis

Prinz Friedrich Karl erhält das Kommando des kombinierten I. Korps — Operationspläne vor Beginn des Krieges — „Einige Winke" — Korpsbefehl vom 28. Januar 1864 — Der Versuch gegen Missunde am 2. Februar — Konferenz im „Hahnenkrug" am 3. Februar — Entschluß zum Uebergang bei Arnis — Verfolgung der Dänen auf Flensburg — Korpsbefehl vom 8. Februar

Der Prinz erhält das Kommando des kombinierten I. Korps

König Wilhelm hatte, als der Krieg drohte, zuerst den jungen Prinzen zum Oberbefehlshaber der verbündeten preußisch-österreichischen Armee in Aussicht genommen und zwar auf Vorschlag der Generale Wrangel, Moltke und Bonin, des früheren Kriegsministers. Oesterreich erklärte sich auch bereit, sein Truppenkorps dem Befehl des Prinzen zu unterstellen, doch wurde schließlich infolge des Wunsches, einen unzweifelhaft im Range höherstehenden General dem österreichischen Korpskommandeur vorzusetzen, der achtzigjährige Feldmarschall Freiherr von Wrangel zum Oberbefehlshaber der verbündeten Armee ernannt. Prinz Friedrich Karl erhielt daher durch Allerhöchste Kabinettsorder vom 15. Dezember 1863 nur das Kommando des

[1] Die Hauptquelle der nachfolgenden Darstellung bis zum Sturm auf die Düppler Schanzen bildet eine im Februar 1866 niedergeschriebene Arbeit des Prinzen: „Vertraute Erinnerungen und Aufschlüsse aus dem Feldzuge gegen Dänemark 1864". Vergl. Seite 137. Sie verdankte ihre Entstehung dem Wunsche, der späteren Kriegsgeschichtschreibung eine psychologische Grundlage für die Beurteilung seiner Tätigkeit zu liefern. Im Vorwort legt der Prinz dar, daß ihn die allgemein übliche Art, Kriegsgeschichte zu schreiben, nicht befriedigen könne. „Was ich in der Kriegsgeschichte suchte, wovon gerade ich bei meiner persönlichen Eigentümlichkeit mich unterrichten wollte, fand ich nicht. Ich meine die innersten Triebfedern, welche die Dinge gerade so gestalteten, wie sie eintraten, weniger im großen, denn das wird nicht immer verschwiegen, als im kleinen, nämlich in den einzelnen Individuen — die Geschichte des menschlichen Herzens, wie es wogt und zweifelt und endlich zum Entschlusse erstarkt — das suchte ich und fand ich nirgends. Das menschliche Herz aber und das bißchen praktischen und taktischen Verstandes und die Gabe, auf die Untergebenen zu wirken, diese Dinge sind es, welche die Geheimnisse

aus preußischen Truppen kombinierten I. Korps, während das österreichische II. Korps vom Feldmarschalleutnant Freiherr von Gablenz und die als III. Korps bezeichnete preußische Gardedivision vom Generalleutnant von der Mülbe befehligt wurde. Schon in einem Briefe vom 2. Dezember 1863 teilte der König seinem Neffen die Auszeichnung mit: „Du wirst hierin einen Beweis meines Vertrauens erkennen, das ich und die Armee durch Deine bisherige Friedensleistung in Dich zu setzen berechtigt sind, daß Du dieses auch im Kriege, falls es zu demselben kommen sollte, betätigen wirst."

Das kombinierte I. Korps hatte folgende Kriegsgliederung:

Kommandierender General: General der Kavallerie Prinz Friedrich Karl von Preußen.
Chef des Generalstabs: Oberst von Blumenthal.
Generalstab: Major Graf Waldersee, Major von Roos.
Adjutantur: Major von Tilly, Major von Bonin, Premierleutnant Graf von Haeseler.
Kommandeur der Artillerie: Oberst Colomier.
Kommandeur der Ingenieure: Oberstleutnant von Kriegsheim.
6. Infanteriedivision: Generalleutnant von Manstein.
  12. Infanteriebrigade: Generalmajor von Roeder I.
    Infanterieregimenter Nr. 24 und 64;
  11. Infanteriebrigade: Generalmajor Freiherr von Canstein.
    Füsilierregiment Nr. 35 und Infanterieregiment Nr. 60.
  Ulanenregiment Nr. 11.
  3. Fußabteilung der Artilleriebrigade Nr. 3.
  Pionierbataillon Nr. 3.

---

jedes Krieges, jedes Erfolges sind. Sie muß man studiert haben, um kommandieren zu können. Ich bin hiervon durchdrungen und habe es allerdings etwas getan, konnte es aber nicht zuwege bringen durch Lesen der Kriegsgeschichte. Mögen es die, welche nach mir kommen, leichter haben. Darum diese einzelnen Aufzeichnungen, von denen ich dringend wünsche, daß sie nach meinem Tode unverkürzt mit allen ihren Mängeln einem auserwählten Teil der preußischen Offiziere, die zur höheren Karriere bestimmt sind, mit anderen meiner Hinterlassenschaft zur Kenntnis gelangen." Der Prinz erörtert dann die Vorbedingungen, die beim Verfasser einer derartigen, das Psychologische behandelnden Art der Geschichtschreibung vorhanden sein müssen, und urteilt in dieser Hinsicht über sich: „Die Befähigung dazu mir ab- oder zuzusprechen, muß ich meinen Lesern überlassen und nehme für mich nur das Ultra posse nemo obligatur in Anspruch. Zur Befähigung gehört aber auch Wahrheitsliebe und Bescheidenheit. Jene Eigenschaft ist mir eigen, nach dieser habe ich mein Lebtag gestrebt und glaube sie mir auch zusprechen zu dürfen."

13. Infanteriedivision: Generalleutnant von Wintzingerode.
  25. Infanteriebrigade: Generalmajor von Schmid.
    Infanterieregimenter Nr. 13 und 53.
  26. Infanteriebrigade: Generalmajor von Goeben.
    Infanterieregimenter Nr. 15 und 55.
  Jägerbataillon Nr. 7.
  Dragonerregiment Nr. 7.
  1. Fußabteilung der Artilleriebrigade Nr. 7.
  Pionierbataillon Nr. 7.

Kombinierte Kavalleriedivision: Generalmajor Graf zu Münster.
  6. Kavalleriebrigade: Generalmajor Flies.
    Husarenregiment Nr. 3.
    Kürassierregiment Nr. 6.
    1 reitende Batterie.
  13. Kavalleriebrigade: Generalmajor von Hobe.
    Kürassierregiment Nr. 4.
    Husarenregiment Nr. 8.
    1 reitende Batterie.
    Reserveartillerie: 8 Batterien.

Die Gesamtstärke des I. Korps betrug:

25 Bataillone Infanterie	=	20000 Mann.
25 Eskadrons	=	3750 "
15 Batterien	=	96 Geschütze.
2 Pionierbataillone	=	1200 Mann.

Dem Hauptquartier ohne eigenes Kommando beigegeben war der Oberst Prinz Albrecht (Sohn) von Preußen, zeitweilig anwesend waren ferner die Prinzen Karl und Albrecht (Vater) von Preußen.

Operationspläne vor Beginn des Krieges

Skizze 3

Nicht unvorbereitet trat Prinz Friedrich Karl an die Aufgabe heran, die seiner harrte. Die Eigentümlichkeiten und Schwierigkeiten des schleswigschen Kriegstheaters, die Natur des Feindes hatte er schon durch seine allerdings nur kurze Beteiligung am Feldzug von 1848 aus eigener Anschauung hinreichend kennen gelernt. Auch mit der Frage, wie im Falle eines neuen Krieges die Operationen zu führen seien, hatte er sich, bevor noch seine Kommandoführung feststand, theoretisch eingehend beschäftigt. Es galt ihm als ausgemacht, daß das dänische Heer sich dem ihm intellektuell, moralisch und taktisch überlegenen preußischen nicht in freier Feldschlacht stellen, sondern die langgestreckte Verteidigungslinie der befestigten Danewerkstellung zwischen

Friedrichstadt und Schleswig halten würde. Diese durch einen Frontalangriff zu stürmen, war ebenso schwierig wie verlustreich, ohne Belagerungsgeschütz überhaupt nicht möglich. Hingegen versprach ihm eine operative Umgehung, namentlich des linken, bei Schleswig an die Schlei angelehnten Flügels Erfolg. Es bedurfte dazu des Ueberganges über die Schlei. Ueber diesen Plan schreibt der Prinz:

„Es war im Winter 1862/63 oder früher, als ich in einer schlaflosen Nacht auf den Einfall kam, den Frontalangriff durch Ueberschreiten der Schlei zu vermeiden, den Dänen jenseits derselben etwa bei der Füsinger Au oder bei Arenholz—Lang See (also Idstedt, nur mit verkehrter Front) Bataille zu liefern und sie so zu vernichten oder zur Kapitulation zu zwingen . . . Als Uebergangspunkt wählte ich den schmalsten und in die Augen springendsten, nämlich Königsburg. Ich meinte das Ei des Kolumbus gefunden zu haben und verliebte mich in diesen Plan, den ich jedoch um so geheimer hielt, je mehr Erfolg er versprach. Nur dem damaligen Obersten von Stülpnagel,[1]) meinem Chef des Stabes, teilte ich ihn beim Spaziergange mit und dem General von Moltke. Letzterem hatte ich kaum angedeutet, welche Absichten ich mit der dänischen Armee habe, als er mir auf den Kopf zu sagte: ‚Sie wollen über die Schlei.' Ich fand, daß er dieselbe Idee hatte, daß er sie für richtig und entscheidend hielt und noch spezieller als ich durchdacht hatte . . . Der General von Moltke verschaffte später der Idee des Schleiüberganges, die also lange vor dem Feldzuge feststand, betreffendenorts die gehörige Würdigung."

In Moltkes Operationsentwurf vom Dezember 1862[2]) heißt es: „Es erscheint notwendig, den Feind mit starken Kräften in der Front festzuhalten, gleichzeitig aber auf seine Flanken und zwar in der Art vorzugehen, daß ihm der Rückzug nach der nächsten, drei Märsche entfernten Aufnahmestellung bei Düppel verlegt werde. Bei der Unsicherheit des Gelingens wird gleichzeitig in beiden zu versuchen sein, auf welcher es möglich ist, durchzudringen." Der Entwurf sah daher sowohl eine Umgehung über die Treene wie über die Schlei

---

[1]) Am 3. Februar 1864 erinnert Stülpnagel hieran in einem Briefe: „. . . Die Stellung Euer Königlichen Hoheit vor der Schlei, der soeben durch die Zeitungen zu mir gelangte Korpsbefehl Euer Königlichen Hoheit vom 28. Januar zeigen, daß der zu einer für mich glücklicheren Zeit von Euer Königlichen Hoheit mir ausgesprochene Gedanke, bei einem Kampf um Schleswig die dänische Armee von der Straße nach Flensburg ab ihrem Untergang entgegendrängen zu wollen, in diesem Augenblick seiner Ausführung entgegengeht . . ."

[2]) Moltkes Militärische Korrespondenz 1864. Seite 6 ff.

vor, betonte jedoch, „daß am entscheidendsten und zugleich am ausführbarsten die Durchbrechung des feindlichen linken Flügels (also der Schleiübergang) sein werde“, und forderte hier den Angriff auf Missunde unter gleichzeitigem Brückenschlag bei Königsburg oder weiter unterhalb bei Stubbe oder Arnis. „Gelingt der Uebergang über die Schlei, so marschiert die Division ... direkt in den Rücken der Danewerkstellung.“ Moltke sandte diesen Entwurf, vielleicht auf Grund jenes obenerwähnten Gespräches, an Prinz Friedrich Karl und bat ihn um seine Ansicht. Dieser antwortete am 5. Februar 1863 in seinen „gewünschten, aber nur flüchtigen Bemerkungen“,[1]) daß es „geraten sei, zunächst auf unserer linken Flanke nur zu demonstrieren ... dahingegen mit allem Nachdruck, aber ohne uns den Schein des Angriffs mit starker Macht zu geben ... in unserer rechten Flanke gegen Missunde usw. aufzutreten“. Missunde war hierbei nicht etwa als der einzige Punkt angesehen, an dem die Schlei überschritten werden solle. Vielmehr betonte der Prinz: „Jeder Uebergangspunkt über die Schlei ist von Flensburg etwa nur ebenso weit entfernt als Schleswig. Glückt der Uebergang auch nur an einem derselben, so ist es beinahe notwendig, daß die dort übergegangenen Truppen, selbst wenn der Feind nunmehr schleunig die Stellung bei Schleswig aufgibt, schließlich, wenn auch im äußersten Falle erst bei Flensburg, mit ihm zusammenstoßen, ihn abdrängen, ihm den Weg verrennen, ihn aufhalten, so daß der Verfolger Zeit erhält, an ihn heranzukommen.“ Moltkes späterer Operationsentwurf vom 23. Dezember 1863[2]) läßt zwar ein Ueberschreiten der Treene nicht ganz fallen, bezeichnet jedoch die Richtung über die Schlei — und zwar mit der gleichen Begründung, wie sie der Prinz ihm gegenüber ausgesprochen — „als die bei weitem entscheidendere“, und sein letzter Entwurf vom 13. Januar 1864,[3]) der Wrangel zur Kenntnisnahme zuging, sieht für den zweiten Operationstag den Angriff einer Brigade auf Missunde vor. „Je nach dem Erfolge werden die Pontontrains dort, bei Königsburg oder Stubbe den Brückenschlag versuchen.“ Gleichzeitig soll eine Brigade direkt nach Arnis marschieren und nach Uebergang über die Schlei durch Vorgehen am nördlichen Ufer den Brückenschlag sichern.

Der Prinz hielt es für angemessen, den jungen, kriegsungewohnten Truppen des Korps seine Erfahrungen noch vor dem ersten Zusammenstoß mit dem Feinde zu vermitteln, und verfaßte

[1]) Moltkes Militärische Korrespondenz 1864. Seite 16 ff.

[2]) Ebenda. Seite 65.

[3]) Ebenda. Seite 74.

nach ausgesprochener Mobilmachung eine überaus praktisch gehaltene, von allem Formenkram und Schematismus freie Instruktion: „Einige Winke für die Offiziere der unter meinen Befehlen ins Feld rückenden Truppen". [1])

---

[1]) Vergl. Seite 247. Aus ihrem Inhalt seien hier folgende bemerkenswerte Sätze wiedergegeben:

„1. Von einem großen Feldherrn ist ausgesprochen worden, daß im Kriege die moralische Kraft drei Viertel, die physische ein Viertel zum Erfolg beiträgt.

Ein Fundamentalsatz bei der Kriegführung, der gleichmäßig für den General wie für den Soldaten gilt, ist der, daß man suchen muß, dem Feinde durch etwas Außerordentliches und Ungewöhnliches zu imponieren, und sich davor hüten muß, sich von ihm einschüchtern zu lassen. (Vergl. Seite 227.)

Alles Schießen in Flanken oder Rücken stimmt den des Krieges unkundigen und jungen Soldaten herab und bringt leicht Vorwärtsbewegungen zum Stocken. — Deshalb schütze man stets seine Flanken durch Echelons von auch nur unbedeutender Stärke. Solche Echelons nehmen jeden Flankenangriff ihrerseits in die Flanke und machen ihn unschädlich. Hierbei muß dem Soldaten klargemacht werden, daß, welcher Feind sich bemüht, uns abzuschneiden, in der Regel selbst abgeschnitten werden wird.

Der moralische Halt, die Einbildungskraft, und was hierhin gehört, sind so entscheidend wichtig, daß man sagen kann, daß nur diejenige Schlacht und dasjenige Gefecht von uns verloren werden kann, welches die Offiziere glauben werden verloren zu haben, und deshalb das Ringen um den Sieg nicht länger fortsetzen. (Vergl. Seite 233.)

Diese kurzen Sätze werden hinreichen, um die Offiziere zu überzeugen, daß sie mit allen Mitteln dahin streben müssen, den militärischen Geist der Hingebung und des Vertrauens auf den Erfolg, das Bewußtsein der Unüberwindlichkeit ihren Untergebenen eigen zu machen. Dieser Geist muß geweckt werden; unsere Truppen sind empfänglich dafür, und wir haben die Erfolge in der letzten Kampagne gesehen.

In meinen Augen ist einer der größten Vorteile der neuen Heereseinrichtung der, daß diese Bestrebungen der Offiziere, diese notwendige Arbeit für die großen Erfolge, uns jetzt erleichtert ist. Die Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der Reserve und Landwehr schließen sich an einen bestehenden Organismus an, der, wenn auch nicht zahlreich, doch stark genug ist, um denjenigen Geist zu erzeugen und zu erhalten, der binnen kurzem jetzt alle durchdringen muß.

2. Das Kriegstheater, welches wir betreten werden, ist ein vielfach wechselndes. Ebenen und Gebirge, Berg und Tal werden miteinander abwechseln, wir werden waldige und wenig fruchtbare Gegenden, weite sandige Strecken zu passieren, sumpfige Wiesenstriche und Flüsse zu überschreiten haben. Wir müssen die Formation unserer Truppen den Eigentümlichkeiten der Gegenden, in welche uns der Krieg führen wird, anpassen, um bei möglichst geringen eigenen Verlusten dem Feinde den größtmöglichsten Abbruch zu tun und das uns vorgesteckte Ziel zu erreichen.

In dem kupierten Terrain empfehle ich ganz besonders die Anwendung der Kompagniekolonnen. Wir sind auf das Gefecht mit denselben geübt, und

Brandenburger und Westfalen

Nach Ausbruch des Krieges meldete sich der Prinz am 20. Januar 1864 bei König Wilhelm zur Uebernahme seines Kommandos ab. Dieser sagte ihm „in Gegenwart seines Stabes eindringlich, er solle das Blut seiner Leute und Landeskinder schonen, fügte aber hinzu, daß, wo es sich um eine große Entscheidung handle, er mit dem Blute nicht zu geizen hätte". Wir werden sehen, in wie hohem Maße der Prinz diese Worte im Felde beherzigte.

Das kombinierte I. Korps bestand aus Brandenburgern (6. Division) und Westfalen (13. Division), von denen die ersteren ihm bereits seit seiner Kommandoführung über das III. Armeekorps im Frieden unterstellt waren. Gern hätte er auch seine 5. Division mit im Felde gehabt. „Das einzige, was mich betrübt," schrieb er am 17. Januar dem Divisionskommandeur, General von Tümpling, „ist der Umstand, daß ich Sie und Ihre liebe und tüchtige 5. Division nicht mitnehmen darf ... Der gewohnte Verband, die gewohnten

---

es gewährt den Führern derselben wie den Leutnants und einzelnen Leuten weit öfter Gelegenheit zu persönlicher Auszeichnung, als dies bei anderer Taktik der Fall wäre. Nur auf eins mache ich dringend aufmerksam, es ist, daß die Hauptleute ihre Kompagnien, und noch mehr die Stabsoffiziere ihre Bataillone nicht aus der Hand zu verlieren ernstlich bedacht sein müssen. Sonst hört die einheitliche Verwendung der Truppe durch die Generale auf, und hiermit eine Bedingung zum Erfolge. Die Schützenoffiziere namentlich und die ausgeschwärmten Mannschaften müssen also im Appell erhalten werden.

3. bis 7. usw.

8. Wenn Augenblicke kommen, wo das Gefecht schwankt, ein gewisser Kleinmut eintritt und sich der Truppe ein unbehagliches Gefühl bemächtigt, welches zum Aufgeben des Gefechts und Zurückgehen hinneigt, dann ist es Zeit, daß die Offiziere durch Beispiel und Zuruf wirken und so diese Krise, die im schweren Gefecht selten ausbleibt, zum Besten wenden. Für solche Fälle ist die Kolonne gut, denn in dieser Formation und wenn die Tambours schlagen, lassen sich die Leute am leichtesten vorwärts bringen.

9. Auf solche Art entwickelt sich aus der Krisis eine günstige Entscheidung. Sie wird erleichtert, wenn die Soldaten gesprächsweise oder beim Appell daran erinnert werden, daß, solange die Welt steht, große Entscheidungen nicht in der Entfernung erkämpft wurden. Man muß schließlich an den Feind heran! — Also schließlich die Bajonettattacke, wenn der Schützenanlauf nicht genügt. Aber dann kein Aufenthalt, keine Unterbrechung, kein Feuer. — In den meisten Fällen wird der durch die Attacke ausgesprochene Wille unserer Truppe, mit dem Gegner handgemein zu werden, diesem imponieren und uns den Sieg verschaffen und ihn umkehren machen, ehe wir an ihn heran sind.

10. Werden wir einmal handgemein, so tötet man nur die vorderen mit dem Bajonett, die anderen nimmt man gefangen, indem man ihnen gebieterisch zuruft, die Waffen fortzuwerfen und sich zu ergeben. Dieses letztere Verfahren ist praktischer als das Töten, denn in der Zeit, wo man einen tötet, macht man fünf zu Gefangenen.

Führer machen stark, und das III. Korps kann in diesem Falle wohl für anderthalb Armeekorps gelten." [1]) Sich von dieser begreiflichen Vorliebe für die von ihm erzogenen, ihm ans Herz gewachsenen Söhne der Mark im Felde loszusagen, ist ihm nie ganz gelungen, weder im Dänischen Feldzuge noch später. Es lag in seiner Natur, solcherlei Lieblingsgedanken trotz klarer Erkenntnis und redlichen Strebens nach Gerechtigkeit sich nicht völlig entäußern zu können, und einer der ihm unterstellten westfälischen Brigadekommandeure, General von Goeben, hatte recht, wenn er in einem Briefe sagte: [2]) „Es spricht sich auch bei ihm, wie ich das allerdings ganz erwartete, eine zweifellose Vorliebe für die Brandenburger aus gegenüber den Westfalen, d. h. für die Truppen, welche er schon seit Jahren unter seinen Befehlen hat und welche er kennt. — Es ist das ganz natürlich und um so mehr natürlich, da die Brandenburger zweifellos wirklich gute soldatische Eigenschaften haben, intelligenter, leichter, frischer sind als die durchgehends schwerfälligeren Westfalen. Wir müssen nun mal sehen, ob wir dagegen nicht auch die guten Eigenschaften unserer Soldaten, ihre Ruhe, ihre Zähigkeit, zur Geltung bringen können ... Dazu sind sie gute Marschierer."

11. Sollte es der Feind unternehmen, uns mit dem Bajonett angreifen zu wollen, so ermuntern wir unsere Leute, zeigen kaltes Blut, sagen ihnen, was wir vorhaben, chargieren schnell und lange, im letzten Moment aber, auf zwanzig bis sechzig Schritt, werfen wir uns ihm entgegen.

12. Bei gut aufgelegten, intelligenten Truppen, wie es die unseren sind, wird es sich als sehr nützlich erweisen, wenn es zur Regel würde, daß möglichst alle von den Absichten, die im Gefecht speziell vorliegen, unterrichtet werden. Nicht bloß, daß dies das Interesse für die Sache steigert, die hierdurch gefördert wird, vielmehr wird der einzelne in nicht vorherzusehender Art sich für den vorliegenden Zweck nützlicher zu machen wissen, als es der Fall wäre, wenn er mehr maschinenmäßig behandelt würde.

13. Der Marschall von Sachsen suchte die Erfolge der Armee mehr in dem Gebrauch der Beine als in anderen militärischen Eigenschaften. Es liegt hierin viel Wahres. Wenn der Feind geschlagen ist, muß er verfolgt, aus mehreren Biwaks aufgescheucht und auseinander marschiert werden. Erst bei der Verfolgung sammelt man Trophäen, Geschütze, Gefangene in Menge. Ein einziger Sieg und eine energische Verfolgung beendigen möglicherweise den Feldzug. Und wenn so marschiert wird, daß die Bataillone nur mit der Hälfte ihrer Stärke nach einer Nacht und einigen Tagen der Verfolgung am Ziel anlangten, wenn eine Anzahl Pferde vor Mattigkeit fiele, was möge das im Vergleich zu dem Erfolge, der hierdurch herbeigeführt wird? Wenn viele Leute vor Müdigkeit zurückbleiben, so werden auch Offiziere entbehrlich. Diese läßt man zurück, um die Müden zu sammeln und später nachzuführen."

[1]) Geschichte des Geschlechts von Tümpling von Legationsrat Wolf von Tümpling. Band II Seite 635.

[2]) Zernin, Das Leben des Generals von Goeben. Band I Seite 229 ff.

Man hat dem Prinzen damals und später vorgeworfen — und dieses Urteil ist durch die Memoirenliteratur unwillkürlich in die Geschichte übergegangen —, daß ihn die Vorliebe für seine Brandenburger so weit geführt habe, die Westfalen absichtlich von den schwierigeren Aufgaben des Krieges, so besonders beim Sturm auf die Düppler Schanzen, fernzuhalten, „um seinen Brandenburgern den Ruhm des Gelingens zu sichern". Dies trifft nicht zu. Er verteilte die kriegerischen Rollen nach Möglichkeit in Rücksicht auf die verschiedenartige militärische Veranlagung seiner Truppen. Er sagt: „Es gab provinzielle Eigentümlichkeiten unter den Truppen. Der Geist und die Ausbildung waren durchweg gleichmäßig und vorzüglich, nicht so die Anlagen und Erziehung zum Soldaten. Während man die Brandenburger im allgemeinen als Zuaven und auf den Kampf Mann gegen Mann geistig und physisch von mir seit Jahren vorbereitet bezeichnen kann, war die 13. Division, soweit dies in derselben Armee möglich, das gerade Gegenteil hiervon. Der Brandenburger, mir bis in den Tod ergeben, flüchtig wie ein Hirsch, den Einzelkampf suchend, der Westfale, bedächtiger, mehr geeignet, in der Masse zu kämpfen — das sind Gegensätze."

Korpsbefehl vom 28. Januar

Am 28. Januar erließ er aus seinem Hauptquartier Plön den nachstehenden Korpsbefehl:

„Soldaten meines Korps!

Als der König mir das Kommando über euch anvertraute, befahl er mir, in seinem Namen es euch auszusprechen, wie er erwarte, daß ihr unter allen Umständen eure Schuldigkeit tun würdet.

Wenn ihr auf dem Marsche hierher fremde Städte und Dörfer betratet, haben die Bewohner, die euch nicht kannten, euch gefürchtet, aber eure gewinnende Bescheidenheit und Freundlichkeit verschaffte euch nicht nur gute Bewirtung, sondern ließ euch auch als Freunde von da scheiden, wo ihr als unwillkommene Gäste eben hingekommen waret. Dies ist die Art, wie man dem preußischen Namen Ehre macht. Betragt euch immer und in demjenigen Lande so, das wir befreien werden. Die preußische Waffenehre — laßt es euch gesagt sein — besteht darin, zu siegen — aber dem Besiegten wie einem Bruder zu verzeihen. Das ist christlich, und ein guter Christ kann kein schlechter Soldat sein. Der preußische Name hat bei den Dänen schon guten Klang. Schön ist es, wenn selbst unsere Feinde uns achten.

Soldaten! In wenig Tagen wird es sich zeigen, ob Krieg, ob Frieden ist.

Sollte der zweite dänische Krieg beginnen, so werden wir auf verschanzte Stellungen, auf breite Wasser- oder Eisflächen stoßen. Aber um so herrlicher wird sich eure Unerschrockenheit und euer Eifer zeigen. Wir werden jedes Hindernis zu überwinden wissen, und keines wird uns länger aufhalten, als sich gebührt. Jene Hindernisse, bergen sie nicht denselben Feind, der es gewohnt ist, vor unseren Regimentern zu fliehen? Wohlan denn! Suchen wir diesen Feind auf, widersetzen wir uns seinem Rückzuge, zerstreuen wir seine Reihen! Nach diesen Erfolgen werdet ihr den Feind nicht zu Atem kommen lassen und ihn rastlos verfolgen, um ihn zu vernichten, ehe er auf seine Inseln entweicht. Ihr werdet daher einige starke Märsche haben, aber hernach die wohlverdiente Ruhe und gute Quartiere, Ehre und Belohnung und das gute Gewissen erfüllter Schuldigkeit.

Seit fünfzig Jahren zum erstenmal wird Oesterreich an unserer Seite kämpfen. Erneuern wir die alte Waffenbrüderschaft! Welch edler Wettstreit steht uns also bevor! Wie werden aber auch in unseren Reihen die Männer von Brandenburg und die Männer von Westfalen um den Preis der Tapferkeit ringen und wetteifern!

Ihr Brandenburger! Ich kenne euch und ihr kennt mich, und dies ist genug gesagt!

Ihr Westfalen! Wir kennen uns zwar noch nicht, aber um so besser vielleicht, denn keine schönere Gelegenheit, euch schnell kennen und schätzen zu lernen, kann uns werden. Folgen wir doch alle derselben schwarzweißen Fahne, gehorchen wir doch alle demselben Könige, der uns gesagt hat: Er baue darauf, daß wir unter allen Umständen unsere Schuldigkeit tun würden. — Mit Gottes Hilfe werden wir sie tun.

Es lebe der König — Hurra!"

„Solche Korpsbefehle sind wichtig," sagt der Prinz in seinen „Erinnerungen". „Sie belehren und beleben den Soldaten, stärken sein Herz und geben den Stoff zu den Gesprächen auf den Märschen und in den Biwaks. Sie heben ihn und machen ihn tüchtiger zum vorliegenden Zweck. Bei Beurteilung von dergleichen Befehlen sollte man nur vor Augen haben, welchen Eindruck sie im Moment auf den Soldaten machen, dem man schmeicheln, den man heben muß, und auf den Feind etwa, nicht auf das Zeitungen lesende Publikum. Für dieses sind Bulletins à la française ganz geeignet. Diese brauchen nicht frei von Uebertreibungen

zu sein. Solche Art, Geschichte zu machen, habe ich nicht genügend ausgenutzt." [1])

Vorgehen gegen Missunde

Am 30. Januar hielt der Oberbefehlshaber Feldmarschall von Wrangel mit den ihm unterstellten kommandierenden Generalen, Prinz Friedrich Karl und Freiherr von Gablenz, in Bordesholm eine Konferenz ab, in der die unmittelbar nach Eröffnung der Feindseligkeiten auszuführenden Operationen besprochen werden sollten. Der Prinz berichtet tags darauf aus Kiel eigenhändig an den König: [2]) „Die Befehle, welche gestern der Feldmarschall in Bordesholm gab, und die vielen Kleinigkeiten, die er vortrug, waren eigentlich unverständlich. Hernach hatte ich eine kurze Unterredung mit General von Falckenstein, wo nachstehendes festgesetzt wurde:

1. Das Vorgehen des preußischen Korps am 1. Februar nach Harzhof und Gegend.

2. Am 2. ist mein Auftrag, die Befestigungen bei Kochendorf und Holm zu überwinden, die Passage durch Eckernförde freizumachen und bis gegen Missunde vorzugehen.

3. Am 3. die Bewältigung von Missunde.

4. Am 4. oder womöglich in der Nacht zum 4. der Brückenschlag."

In seinen „Erinnerungen" fügt der Prinz hinzu: „In fünf Minuten waren Falckenstein und ich einig. Wir fielen uns um den Hals und schieden voneinander, ich mit dem Versprechen, die preußischen Fahnen wieder einmal durch Lorbeeren zu schmücken."

Am 1. Februar besetzte der Prinz unter leichtem Gefecht mit zwei in der Föhrde liegenden dänischen Kriegsschiffen Eckernförde. Beim weiteren Vormarsche am 2. Februar fand die Avantgarde die Barrikaden bei Kochendorf vom Feinde verlassen. Dem Prinzen war, wie aus dem obigen Bericht an den König hervorgeht, die „Bewältigung von Missunde" vom Oberkommando befohlen. Er selbst faßte diesen Auftrag jedoch nicht so auf, daß er unter allen Umständen bei Missunde durchbrechen müsse. Oberst von Blumenthal, sein Stabschef, empfahl sogar jetzt schon eine Umgehung bei Kappeln. Der Prinz entschied sich jedoch, seinem schon im Winter 1862/63 gegen Moltke geäußerten Plane gemäß, für Königsburg.

---

[1]) Der Prinz entwarf seine Korps- und Armeebefehle stets selbst, wie zahlreiche, in seinem Nachlaß vorhandene Konzepte beweisen. Der obige Befehl wurde damals in der Presse vielfach als zu „bombastisch" getadelt. Was den Eindruck betrifft, den er auf den Feind machen sollte, so wies König Wilhelm in einem Privatschreiben an den Prinzen darauf hin, daß es unvorsichtig gewesen sei, die Umgehungsabsicht so unverblümt angekündigt zu haben.

[2]) Der Bericht ist abgedruckt in Roons Denkwürdigkeiten, Band II Seite 198—200.

„Meine Absicht," schreibt er in seinen „Erinnerungen", „ging auf Königsburg, nahe unterhalb Missunde. Die Gründe, nach denen es den Anschein gewann, daß Missunde von mir gewählt sei, waren der Vormarsch gegen und das Treffen bei diesem Orte, der schon von 1848 her als Uebergangspunkt bekannt war, und bei welchem die hier verhältnismäßig schmale Schlei an der Fährstelle von den Dänen überbrückt war, und wohin chaussierte Straßen von Süden und Norden führten ... Das Gelingen des großen Unternehmens hing vom Geheimnis ab. Dies habe ich bewahrt, und die Aufmerksamkeit von Freund und Feind von meinem Punkte ab und auf Missunde gelenkt ... Bei Missunde überzugehen, ich wiederhole es, war durchaus niemals von mir in erster Linie beabsichtigt."

Nachdem die dem Prinzen für den 2. Februar gestellte Tagesaufgabe infolge der Räumung der feindlichen Barrikaden bei Kochendorf schon morgens zwischen 9 und 10 Uhr über Erwarten schnell gelöst war, „fragte er sich, was er mit dem Korps noch am 2. Februar anfangen sollte". Er entschloß sich auf Anregung des in seinem Stabe befindlichen Kommandeurs der Pioniere, Oberstleutnants von Kriegsheim, sogleich den Marsch auf Missunde fortzusetzen. „Ich griff den Gedanken als gut, ausführbar, unbedenklich und besonders insofern äußerst praktisch auf, als, wenn ich schon am 2. in Besitz des *rechten* Schleiufers gelangte oder doch Missunde eng einschlösse, mein Korps kantonieren statt biwakieren konnte — eine in übler Winterszeit nicht gleichgültige Sache ... Es sprach noch ein Grund für das sofortige Vorgehen und harte Anfassen der Missunder Schanzen. Nach der Panik nämlich zu urteilen, welche die Dänen am 1. bei jedem Zusammenstoß mit meinen Truppen gezeigt hatten, in Rücksicht auf ihr fluchtartiges Zurückgehen und auf den Zustand und die Aussagen der Gefangenen war die *Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sie ihre Schanzen nicht ernsthaft verteidigen und sie verlassen würden, wenn ich sie durch eine Artilleriemasse energisch beschösse* und die Blockhäuser vielleicht anzünden und eine Anzahl Geschütze demontieren könne. Man pflegt zu sagen: Frische Fische, gute Fische. Und so überraschte ich denn meinen Chef des Stabes, den Obersten von Blumenthal, auf dem Ritt zwischen Windsby und Kochendorf mit meinem Entschluß. Er pflichtete meinen Gründen bei, und so wurden die Befehle schleunig erteilt und pünktlich ausgeführt ... Ich war mit Oberst Blumenthal völlig darüber einig, daß, auch wenn ich am 2. in den Besitz der Schanzen käme, der Uebergang deshalb doch nicht früher als verabredet — das war vom 3. zum 4. — statthaben

könnte. Mochten die Schanzen genommen werden oder nicht, die Operation gegen Missunde behielt immer den Charakter der Demonstration, des Scheinangriffs. Die Aufmerksamkeit der Dänen sollte hierhergelenkt und von dem eigentlichen Uebergangspunkt, der insofern noch gesucht werden mußte, als Rekognoszierungen an Ort und Stelle allein entscheidend sein konnten, abgelenkt werden.[1]) Darum befahl ich in Uebereinstimmung mit dem Obersten Blumenthal und dem Grafen Groeben[2]) mündlich dem General von Manstein, schon in sehr lebhaftem Granatfeuer der Schanzen, indem ich mich vor der Front der Schützen des Füsilierbataillons 24. Regiments befand, auf das bestimmteste, die Infanterie solle nicht stürmen."

Gefecht bei Missunde am 2. Februar

Bestätigt und ergänzt wird diese Darstellung durch den am folgenden Tage, 3. Februar 8 Uhr morgens, von Hemmelmark aus erstatteten eigenhändigen Bericht des Prinzen an den König. In ihm heißt es: „Die Artillerie sollte die feindlichen Geschütze demontieren, ein Sturm sollte nicht unternommen werden, um nicht Menschen zu verlieren, eingedenk der Instruktion, welche Euer Majestät mir mündlich zu geben geruhten. Wenn es gelungen wäre, die Geschütze zum Schweigen zu bringen, sollte mit Einbruch der Dunkelheit aufgelöste Infanterie mit Patrouillen voran sich die Ueberzeugung verschaffen, ob die Schanzen verlassen seien, und sie in diesem Falle besetzen. Dies mein Befehl an General von Manstein, dem ich die Avantgarde und General von Canstein unterordnete. Aus den Schanzen geschahen nur wenige Schüsse, während ich diese Befehle vorn gab, wo sich der Prinz Albrecht (Sohn) kaltblütig und ruhig in diesem Granatfeuer in meiner Nähe bewegte. Es war sein Debüt und verdient Lob . . . Wenn ich es mit den Schanzen allein zu tun gehabt hätte, so hätte ich sie genommen, allein jenseits der schmalen Schlei waren drei Batterien gebaut und viel Feldgeschütz aufgefahren worden, so daß ein Umfassen der Schanzen unmöglich wurde. Allein gestürmt sollte nicht werden und konnte nicht werden, bis das Geschütz in den Schanzen schwieg . . . Wir gewannen die Ueberzeugung, daß hier bei Missunde das Feuer von jenseits, wo die Ufer dominieren, nicht zum Schweigen gebracht werden könne und auch künftig nicht kann, und daß der Besitz der Schanzen auf die Dauer nicht möglich sei, solange

[1]) Vor und während des Gefechts erkundeten auf des Prinzen Befehl zwei Ingenieuroffiziere seines Stabes die Schlei unterhalb Missunde, sowohl bei Königsburg, Stubbe, wie auch bei Arnis und Kappeln. Daraus erhellt, daß er auch an dem Uebergang bei Königsburg nicht unbedingt festhielt.

[2]) Graf Karl von der Groeben, der frühere kommandierende General des Gardekorps, wohnte dem Gefecht bei Missunde als Zuschauer in der Umgebung des Prinzen bei.

jenes Feuer eben nicht schwiege. Mag ich den Dänen hier vierzig oder fünfzig Geschütze demontieren, sie bringen sofort ebensoviele wieder vor, denn sie haben sie."

Von hohem psychologischem Werte sind die Aufzeichnungen, die der Prinz über sich selbst, über die in seinem Innern gegeneinander ringenden Gefühle und über sein daraus entspringendes äußeres Auftreten während seines „Debüts" in den „Erinnerungen" gemacht hat:

„Zunächst, ich war krank, das heißt aufs äußerste verkältet, und konnte mich bei der naßkalten Witterung trotz Paletot, Baschlik und Mantel gar nicht erwärmen. Ferner, ich fühlte zum ersten Male in der Wirklichkeit bei diesem rasenden Kanonenfeuer von hundert Kanonen auf beiden Seiten die ganze Wucht der Verantwortung meiner Stellung, meiner Handlung, und daß auf meine Veranlassung Blut floß. Ich hielt bis dahin dafür, daß Verantwortung zu tragen mir leicht sein würde. Hier beim Debüt fand ich das gerade Gegenteil und brach unter der Last beinahe zusammen, kämpfte wenigstens fortwährend dagegen und hielt mir den roten Faden dessen, was ich vorhatte, immer wieder vor Augen. Im Laufe des Feldzuges habe ich mich später an die Verantwortung mehr, endlich wohl ganz gewöhnt. Nun kamen die verschiedenen Meldungen, Generale, die mich aufsuchten, Bekannte, die ich wiedersah, wie zum Beispiel Oberstleutnant von Doering [1]) des 53. Regiments, Sorgen und Befehle für allerlei Dinge, die sich auf das Gefecht oder auf Unterkunft und anderes bezogen, die Hoffnung und der Zweifel am glänzenden Waffenerfolge immer miteinander ringend. Alles dies wiederholte sich unaufhörlich und lief ineinander. Ich hätte leicht ganz den Kopf verlieren können und mußte doch Ruhe und Gelassenheit mir bewahren, weil sie von unberechenbarem Einfluß auf die Umgebung und nach unten sind. Die Situation, in der ich mich bei Missunde befand, wo mich die Dänen in meiner linken Flanke über Fleckeby und Holm noch beunruhigen konnten, und, wie ich später erfahren habe, auch ein Stück vormarschiert sind, [2]) fand ich damals

---

[1]) Doering, der frühere Generalstabsoffizier des Prinzen bei der 3. Division in Stettin. Vergl. Seite 212.

[2]) „Auf die telegraphische Nachricht von dem Angriff gegen Missunde hatte der dänische Oberbefehlshaber sofort einen großen Ausfall aus der Mitte der Stellung bei Schleswig beschlossen. Die Vorbereitungen dazu waren bereits im Gange, als die einlaufenden Meldungen die Ueberzeugung hervorriefen, daß der Angriff auf Missunde nicht ernsthaft gemeint sei ... Es wurde daher von dem Ausfall Abstand genommen und statt dessen nur ein Scheinangriff in der Richtung auf Fleckeby mit einem Bataillon, einer Eskadron und zwei Geschützen ... angeordnet." Preußisches Generalstabswerk. Band I Seite 149.

einigermaßen kompliziert. Keineswegs ohne Einfluß auf meine Nerven war ferner der Umstand, daß ich bei Missunde einige Zeit dem Granatfeuer ausgesetzt war. Das Feuer aus schwerem Geschütz haßte ich von jeher, während das frühere Sechspfünderkugelfeuer und das Kleingewehrfeuer mich stets ohne Eindruck gelassen hatte. Wie der Mensch doch so töricht ist! Den unschädlichen Knall fürchtete ich, die gefährlichen Geschosse nicht. Mit dieser neuen Bekanntschaft und mit dem Eindruck, den sie auf meine Nerven machte, war ich sehr unzufrieden. Ich fragte mich, ob ich wohl noch der alte sei. Die Antwort lautete ein unsicheres ‚Ja‘, aber in diesem Feldzuge mit Verantwortlichkeit für ein Amt und meine Person, im früheren ohne Verantwortlichkeit als bloßer Galopin![1]) Es sei beiläufig bemerkt, daß dieses unsichere ‚Ja‘ sich schon tags darauf bei Ober-Selk in ein sicheres ‚Ja‘ verwandelte, als ich mich durch Zufall in unverantwortlicher Stellung als Zuschauer im Gefecht der Oesterreicher bei genanntem Orte befand. Für alle, die keine oder nur bedingte Verantwortung tragen, ist der Krieg ein schöner Sport.

Jene Kämpfe also tobten in meiner Brust, in einem kranken Körper, und ich stritt dagegen. Da trat die entscheidende Frage an mich heran. Oberst Colomier ließ mir sagen, die Artillerie könne nicht mehr zielen, weil der Nebel zu dicht sei. Die glatten Batterien waren schon in größte Nähe an die Schanzen herangegangen und litten von Kartätschen- und Kleingewehrfeuer. Das Feuer aus den Schanzen, das zuweilen schwächer geworden war und hoffen ließ, daß wir Geschütze demontiert hätten, nahm zeitweise die Lebhaftigkeit wie zu Anfang an. Die Rauchsäulen bei den Schanzen rührten nicht, wie wir hofften und lange glaubten, von den Blockhäusern her, sondern kamen aus dem Dorfe Missunde. Die Brücke über die Schlei, welche womöglich direkt oder indirekt beschossen werden sollte, war durch kein Auge entdeckt worden. Der Tag neigte sich zu Ende. Auf die Art, wie ich das Treffen eingeleitet hatte, war ich zu keinem in die Augen springenden Resultate, zu keinem Waffenerfolge gelangt und konnte ohne Sturm nicht mehr dazu gelangen. Der Sturm war nicht vorbereitet, sein Erfolg zweifelhaft; ich hatte ihn untersagt. Um mit Ordnung abziehen zu können, bedurfte es notwendig der letzten hellen oder dämmerhellen Stunde — mit schwerem Herzen, aber fest und entschlossen und militärisch, in Gegenwart vieler Offiziere gab ich den

[1]) Gemeint ist der Feldzug 1848, den der Prinz als Ordonnanzoffizier Wrangels mitmachte. Sich selbst erwarb der Prinz bei Missunde durch sein Aushalten im feindlichen Feuer im Munde seiner Soldaten und des Volkes den Ehrennamen „Prinz Alltied Vorup“ (Allzeit voran).

Befehl zum Abbrechen des Gefechts. Dies wurde mit bester Ordnung, staffelweise, aber nicht ohne Verluste, die Avantgarde die nächste am Feinde, ausgeführt. Bei dieser Gelegenheit redete ich die Truppen an und mich selbst in Eifer und entzündete mich. Das Fraternisieren zwischen General und Soldat, ich habe es immer empfunden, bringt beiden Teilen Vorteil ...

Die Totaleindrücke, die ich von den Missunder Schanzen und von den Opfern, die mir ihre Wegnahme kosten würde, empfangen hatte, waren derart, daß ich durchaus kein Verlangen trug, dort von frischem anzufassen. Ich wünschte anders zum Ziele zu gelangen. Das war auch entschieden das Beste und Klügste. Denn hätte ich unbedingt Missunde haben müssen und wollen, so mußte es, koste, was es wolle, noch in der Nacht vom 2. zum 3. genommen werden. Ein zweiter Angriff auf Missunde an einem anderen Tage hätte dem ersten den Charakter des mißlungenen Unternehmens gegeben, was wohl zu bedenken war ...

Kurz zusammengefaßt, es war die Demonstration, der Scheinangriff gegen Missunde, das Operative an der Sache gelungen, der Coup de main gegen die Schanzen aber mißlungen. Alle Vernunftgründe, die ich mir zu meiner Beschwichtigung vorführte, halfen wenig gegen das Scheitern einer Sache, die ich doch bis zum letzten Augenblicke erhofft hatte: den taktischen Erfolg. Ich sagte mir, es sei nichts mißlungen, weil es nicht versucht worden sei. Hatte ich doch den Sturm verboten, mit Vorbedacht, in voller Uebereinstimmung mit Blumenthal, Manstein und Groeben. Und doch wollte es mir nun mißfallen, daß die jungen Truppen und ich beim ersten größeren Treffen des Feldzuges uns mit einem nur negativen und nicht in die Augen springenden Resultat begnügen sollten. Ich sagte mir, meine persönliche Haltung meinem Stabe und der Truppe gegenüber, die alles dasselbe dunkel fühlt, und meine Berichte an den König und den Feldmarschall werden für alle Zukunft darüber entscheiden, was für einen Namen das Treffen bei Missunde in unserer Kriegsgeschichte behalten wird. Hierin glaube ich die richtigen Mittel und den richtigen Ton gefunden zu haben. In jenem Sinne, daß es entscheidend sei, was ich aus Missunde machen würde, ist auch mein Korpsbefehl aus Glücksburg zu betrachten, welcher den sprichwörtlich gewordenen Kanonier von Missunde schuf.[1]

---

[1]) Den Wortlaut dieses Korpsbefehls siehe Seite 303 ff. Eine interessante Ergänzung hierzu findet sich in den Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe, der am 3. Februar den Prinzen Friedrich Karl traf: „Der Prinz erzählte mir von dem gestrigen Gefecht ... und sagte mir, es sei nur schade, daß die übergroße ‚Ardeur' seiner Brandenburger sie zu nahe an die

Die Ansichten bei uns waren und sind noch heute sehr geteilt, ob ein Sturm ohne alle nötigen Utensilien zu demselben gelungen wäre oder nicht. So viel steht fest, daß die Verluste nicht im Einklange zu dem errungenen Erfolge gestanden hätten. Ich freue mich, den Sturm verboten zu haben. Wollte ich diese Sachlage akzeptieren, wie ich es tat, und von fernerer Beschießung von Missunde und dem Sturm auf die Schanzen an einem der folgenden Tage absehen, so war meine Kriegslage ein wenig geändert: Ein Brückenschlag bei Königsburg schien mir ausgeschlossen. Die Kriegslage, die ich adoptierte, zwang mich, mir weiter unterhalb einen Punkt zum Uebergange auszusuchen, der so weit von Missunde entfernt lag, daß es zu meiner Sicherheit genügte, Missunde zu beobachten, allenfalls einzuschließen. Ich wählte Arnis nach der Karte und nach den am 4. eingegangenen Meldungen. Entscheidend für mich war besonders, daß Arnis und Gröndersby gewissermaßen zwei Brückenköpfe hintereinander bilden, in denen ich meine Truppen zum Vorgehen resp. im Falle eines Unglücks auch beim Rückzuge sammeln und günstig aufstellen konnte . . ." [1])

Schanzen geführt hätte. Ich war ganz erstaunt, denn ich vermutete nach Wrangels Bericht, der Prinz werde das Bewußtsein einer erlittenen Schlappe haben. Aber ich sah, daß er ganz klug daran tat, so zu sprechen. Jeder Offizier und Soldat sprach bereits mit Stolz vom gestrigen Tage. Von einer Niedergeschlagenheit, die man nach einem ungünstigen Gefecht oft findet und die weit übler in ihren Folgen ist wie die erlittenen Verluste, war keine Rede. Ich erkannte praktisch, daß nur diejenige Truppe geschlagen ist, die sich selbst geschlagen gibt, und wenn man es den Leuten nur geschickt vorredet, sie hätten gesiegt, dann glauben sie es bald selbst und gehen in ein neues Gefecht mit ungeschwächtem Mute. Redet man ihnen aber von unglücklichen Gefechten, etwa gar von Feigheit u. dgl., dann verlieren sie Selbstzuversicht, Lust und Mut zu neuem Kampf." Vergl. Prinz Kraft zu Hohenlohe, Aufzeichnungen aus meinem Leben. Band III Seite 26.

[1]) Am 3. Februar um 8 Uhr früh meldete der Prinz bereits in dem obenerwähnten eigenhändigen Bericht an den König: „An dieser Stelle (Missunde) ist also ein Brückenschlag unsererseits nicht möglich. Bei Königsburg scheinen die Verhältnisse ebenso ungünstig. Ich richte mein Augenmerk auf Arnis und Kappeln, das ich gestern und heute rekognoszieren lasse." Blumenthal schreibt zwar in einem Briefe vom 10. Januar 1866 an Moltke: „Am nächsten Morgen (3. Februar) 8½ Uhr ging ich zum Prinzen, um ihm meinen Plan zu einem Uebergang bei Kappeln vorzulegen; er hörte mich nur flüchtig an und ging zuletzt darauf ein, den Feldmarschall, der ihn zu einer Konferenz nach Ober-Selk bestellt hatte, um die Genehmigung zum Uebergang bei Kappeln zu bitten. Ich mußte ihm meinen Plan schriftlich kurz aufsetzen und nahm er das Papier mit." Aus dem eigenhändigen Bericht des Prinzen an den König, der die Abgangszeit 8 Uhr früh trägt, also vor der Besprechung mit Blumenthal abgefaßt ist, geht jedoch hervor, daß der Prinz schon selbst „sein Augenmerk auf Arnis und Kappeln gerichtet" hatte.

Konferenz im Hahnenkrug am 3. Februar

Bevor es jedoch zur Durchführung dieses Planes kam, störte das Oberkommando der verbündeten Armee den Gang der Operationen. Feldmarschall Wrangel änderte nach Empfang der Meldung des Prinzen über das negative Ergebnis des Treffens bei Missunde nichts an seinem schon vorher verausgabten Befehle für den 3. Februar, wonach das I. Korps seine Bewegung gegen Missunde fortsetzen, das II. und III. Korps in der Front so nahe an die Danewerke vorrücken sollten, daß am 4. Februar der Sturm beginnen könne. Der Prinz mußte, da er nach dem Ausgange des Gefechts von Missunde eine Fortsetzung der Bewegung in dieser Richtung als aussichtslos ablehnte, sein Korps in den genommenen Stellungen belassen. Für den Nachmittag des 3. Februar war er von Wrangel zu einer Beratung nach Ober-Selk befohlen. Im Glauben, daß Ober-Selk schon in der Hand der Verbündeten sei, ritt er ahnungslos und ohne Sicherheitsmaßregeln dahin und geriet plötzlich in das Gefecht, das die österreichische Brigade Gondrecourt bei diesem Dorfe den Dänen lieferte. Er entging hierbei mit knapper Not der Gefangenschaft. Die dann im „Hahnenkruge" stattfindende Konferenz schildert er folgendermaßen:

„Meine Ansicht über einen Kriegsrat, daß dabei selten oder nie etwas herauskommt, daß die timide Partei fast immer die Oberhand behält, daß er ein Deckmantel für die eigene Entschlußlosigkeit ist, stand längst fest und danach auch mein Wille, mein Benehmen so einzurichten, daß womöglich doch das Gute obsiegte. Im ‚Hahnenkrug' fand aber nicht eine Konferenz wie in Bordesholm statt, die nur durch Harmlosigkeit glänzte, sondern ein eigentlicher, wenn auch improvisierter Kriegsrat. Der Feldmarschall fragte jeden höheren Militär, der anwesend war, Berufene und Unberufene. Er fragte den Kronprinzen, die Prinzen Albrecht Vater und Sohn, den Feldmarschalleutnant Gablenz, einige Offiziere dessen Stabes, den Generalleutnant von der Mülbe, endlich zum Schluß auch mich. Der Feldmarschall stimmte jedem bei. Gablenz, den Feldmarschall zu leiten wünschend, tat ihm schön, wollte ihn aber zu der traditionellen Zauderpolitik seiner Regierung beschwatzen und bemühte sich, alle Vorteile auseinanderzusetzen, die aus einer Vereinigung aller drei Korps, also auch des meinigen, vor den Danewerken, die dann regelrecht zu belagern wären, entspringen würden. Man habe allerdings noch kein Belagerungsgeschütz, dieses müsse abgewartet werden. Dieser Ausspruch schien der lebendigen, kavalleristischen Natur des alten Wrangel nicht zu konvenieren, denn er warf ein, daß er ohne das Belagerungsgeschütz die Danewerke in Front stürmen wolle, worauf Gablenz, von den meisten Anwesenden und auch von mir durch

Zeichen der Zustimmung unterstützt, erwiderte, das hieße ganz nutzlos Hekatomben von Soldaten opfern. Dem alten Feldmarschall schwebte nun der Gedanke des Schleiüberganges vor, und er forderte mich auf, mich über das Treffen bei Missunde und über meine Absichten zu äußern. Ich faßte mich bestimmt und kurz und widerlegte zunächst die Ansicht des Feldmarschalls, es sei dies eine Rekognoszierung gewesen, sagte, ich würde an einem anderen Punkte übergehen, deutete auf Arnis und Kappeln und sagte schließlich, ich könne auf Grund der gestrigen ungenügenden Schlei-Rekognoszierungen, die heute fortgesetzt wären, über die ich aber noch keine Meldung hätte, weder den Ort noch die Zeit des Ueberganges bestimmt angeben, ich würde aber morgen meinen Chef des Stabes mit den betreffenden Angaben ins Hauptquartier nach Damendorf senden. Dies befriedigte. Es war mir somit gelungen, es durchzusetzen, daß der ursprünglich beabsichtigte Operationsplan beibehalten und dieser ominöse Kriegsrat resultatlos wurde. General Falckenstein, hiermit völlig einverstanden, sekundierte mir und machte in meinem Sinne eine Art Resümee."

An den König berichtete der Prinz am 4. Februar eigenhändig: „Wenn ich Euer Majestät Interesse und Politik richtig verstehe, so kommt es darauf an, rasch zu handeln und die Oesterreicher mit fortzureißen. Ich bin von morgen ab, spätestens übermorgen bereit, über die Schlei zu gehen." Oberst von Blumenthal begab sich am 4. Februar zur Berichterstattung über das Ergebnis der Erkundungen nach Damendorf und erwirkte dort unter kräftiger Beihilfe des auf dem Kriegsschauplatze vorübergehend anwesenden Generals von Manteuffel, des Chefs des Militärkabinetts, vom Feldmarschall Wrangel die Genehmigung zum Schleiübergang bei Arnis.[1])

---

[1]) Blumenthal schreibt hierüber am 10. Januar 1866 an Moltke: „Herr von Manteuffel begleitete mich auf meine Bitten. Ich bedurfte einer solchen Unterstützung, da ich im Hauptquartier noch zu wenig gekannt war und kein festes Vertrauen in die Ausführbarkeit meiner Vorschläge erwarten konnte. Leider war ich in einer Sache mit Herrn von Manteuffel nicht einig. Meiner Ansicht nach sollte gleich nach dem Uebergang von Kappeln direkt auf Flensburg marschiert werden, um dem Feind den Rückzug zu verlegen und ihn zur Teilung seiner Kräfte zu nötigen. Gefahr war dabei nicht, wie Euer Exzellenz dies auch in Ihrem Operationsplan gesagt haben. Herr von Manteuffel hielt es aber für zu gefährlich und bewog General von Falckenstein, uns in der Disposition die Direktion auf Missunde zu geben, was denn auch wirklich trotz meiner Vorstellungen geschah." Allerdings sah auch Moltkes letzter Operationsentwurf vom 13. Januar 1864 das Vorgehen einer Brigade von Arnis am nördlichen Ufer der Schlei entlang auf Missunde vor, doch war dabei an einen gleichzeitigen Brückenschlag bei Missunde gedacht. Prinz Friedrich Karl hatte schon in seinen Bemerkungen zu Moltkes Operationsentwurf vom Dezember 1862 die

Entschluß des Prinzen zum Schleiübergang bei Arnis

Dem Prinzen Friedrich Karl selbst fiel der Entschluß zur Ausführung des Planes nicht leicht, weil er auf den hartnäckigsten Widerstand des Feindes gefaßt war. Einen tiefen Einblick in seinen seelischen Zustand in den Tagen, die dem Uebergange bei Arnis vorangingen, gewährt die nachfolgende Schilderung in den „Erinnerungen":

„General von Manteuffel war mir in den Tagen der Krisis zwischen Missunde und Arnis eine große moralische Stütze, an der ich mich erfrischte und gewissermaßen erst selbst ganz wiederfand. Ohne sein stetes Drängen und Zureden wäre ich schwerlich schon am 5. gegen Arnis und Kappeln marschiert, um am 6. überzugehen. Aber er wußte rechtzeitig allerhand Hausmittel anzuwenden und wirkte durch Hinweisung auf den Großen Kurfürsten, auf Friedrich II. und Napoleon richtig auf mein Herz und meinen Verstand ein... ‚Heute sind Sie noch der junge, wenig beachtete, leichtsinnige Prinz — morgen, wenn die Sache glückt, ein großer General, der Held des Tages, ein Name in der Geschichte.' So etwas schlug selbst bei meinem kranken Körper durch. ‚Wenn die Sache glückt!' — Das war aber gerade der Haken, und im Augenblicke einer großen Entscheidung fühlt der Mensch so ganz seine eigene Schwäche, macht aber doch selbst und mit Gottes Hilfe aus sich, was irgend zu machen ist. Wiewohl der Gedanke lange Jahre vorherbedacht und bestimmt und man an ihn gewöhnt ist — jetzt soll er ausgeführt werden. Diese Menge unvorhergesehener Schwierigkeiten, die in der Sache und in der Natur des einzelnen Menschen liegen! Alles muß überwunden werden, aber man findet sicher in dieser Arbeit und beim Wagen eine Menge Erleichterungen, auf die man nicht gefaßt war.[1]) Und das Wörtchen ‚muß' und ‚ich befehle', zur rechten Zeit von jemand ausgesprochen, der, wie ich, mit den Worten sehr haushälterisch umzugehen pflegt, das zieht gewaltig in unserer gutdisziplinierten Armee. Im Augenblick der Krise tut man den meisten Untergebenen durch Kürze und Bestimmtheit den größten Gefallen, weil die meisten froh sind, wenn man ihnen hierdurch Verantwortung, die sie nur in gewissen Grenzen zu tragen gewohnt sind, abnimmt. Solch Augenblick

Richtung auf Flensburg empfohlen und berichtete am 8. Februar 1864 eigenhändig an den König: „Der Feldmarschall hatte befohlen, ich solle die Direktion auf Missunde einschlagen, während mir die auf Flensburg entscheidender und richtiger erschien."

[1]) Ueber die in diesen Worten ruhende tiefe psychologische Wahrheit war sich der Prinz theoretisch schon lange vorher im Frieden klar geworden, wie die auf Seite 232 wiedergegebene Stelle seiner 1860 verfaßten Denkschrift über die Kampfweise der Franzosen zeigt.

der größten Krise war es, als ich in Karlsburg den versammelten Generalen und selbständigen Offizieren des Korps meine Befehle zum Schleiübergang für die folgende Nacht vom 5. zum 6. mündlich erteilte. Wie war die Kriegslage, und wie betrachtete ich sie? Die Schlei war eine starke Gewehrschußweite breit. Jenseits standen die Dänen, die bereits trotz aller Gegenmaßregeln auf uns aufmerksam geworden waren. In einer Anzahl (drei bis vier) Fleschen gähnten uns einige Vierundzwanzigpfünder (zirka sechs) an mehreren Stellen an.[1]) Durch kühnes Uebersetzen auf den von Kiel und Eckernförde mitgeführten Kielbooten, welche der Avantgarde des Obersten von Hartmann und der 12. Brigade Roeder zugeteilt waren, sollten Arnis und Kappeln überrumpelt und die Batterien von der Kehle aus genommen werden. Die Truppen hatten dann bis an bezeichnete Stellen, die auf Kanonenschußweite von Arnis lagen, vorzudringen und sich festzusetzen. Mit dem Grauen des Morgens, etwa um $^1/_2$7 oder 7 Uhr, hatte der Brückenschlag bei Arnis zu beginnen. Aber der Feind mußte beim Ueberfalle unsere Absicht erkennen und an de Meza[2]) melden. Dieser konnte und mußte — und die Auffassung habe ich noch heute — etwa um Mittag oder spätestens nachmittags zirka 24000 Mann von seinen 38000 disponibel machen und meinen 16000 Mann, die ich über die Schlei führte, Bataille liefern. Der Ausgang konnte mindestens zweifelhaft sein für mich; denn eine noch so gute, aber nicht an Kampf gewöhnte Truppe hat, alles sonst gleich gedacht, eine üble Chance, wenn sie sich als Debüt im Verhältnis wie 2 : 3 schlagen muß. In dieser Bataille konnte ich weder direkt noch indirekt auf Unterstützung rechnen, denn was für einen Effekt wollten wohl das II. und III. Korps der alliierten Armee mit ganz unzureichender Artillerie im Frontalangriff auf die mit mehr als 100 Geschützen besetzte Danewerkstellung hervorbringen? Es kam nur darauf an, daß die Dänen sich nicht imponieren ließen. Meine schwanke Pontonbrücke hinter mir konnte durch die Strömung, das Eis und die feindlichen Kanonenboote vernichtet werden. Wie Ferdinand Cortez ließ ich meine Schiffe vernichten. Ich setzte alles gegen alles. Ich spielte um meinen Kopf. In diesem Sinne, in feierlicher Stille und Stimmung meiner Generale, mit militärischer

---

[1]) Der linke Flügel der Dänen hinter der Schlei war an allen zum Uebergang geeigneten Stellen bei Rabelsund, Kappeln, Arnis und Nis durch Verschanzungen gesichert. Außerdem war die ganze Strecke durch acht erst im Rohen hergestellte, aber mit schwerem Geschütz ausgerüstete Erdwerke befestigt. Die 1. Infanteriebrigade und drei Batterien bildeten die Besatzung.

[2]) De Meza, Oberbefehlshaber der Dänen.

Bestimmtheit und Klarheit gab ich meine Befehle.[1]) Ich sparte nicht das Wörtchen ‚muß‘ und ‚ich befehle‘. Mit dem Bewußtsein, daß ich etwas seit Jahren Wohlerwogenes unternähme, warf ich alle Bedenken beiseite, duldete nicht, daß welche geäußert wurden, und ging gewissermaßen in diesem Augenblicke, wo nicht mehr zu erwägen, sondern nur zu handeln war, tête perdue in mein Verhängnis. Wir schieden von dieser denkwürdigen Zusammenkunft in der festen Ueberzeugung eines blutigen Morgens, den viele von uns nicht überleben würden. So war mir zumute in diesem Augenblick der größten Entschließung, die ich je gefaßt.[2]) Der Entschluß wurde mir ungeheuer schwer, viel schwerer als je einer vorher oder nachher.[3]) Am Tage nach Düppel noch schrieb ich meiner Frau im Bewußtsein der vollsten Wahrheit, daß ich auf Arnis stolzer sei als auf Düppel, und — das füge ich jetzt hinzu — stolzer auch als auf Alsen ... Der Feind ließ sich imponieren, ließ sich die schöne Chance, mich zu schlagen und doch durch Monate die Danewerke zu behaupten, entgehen und baute ab, Hals über Kopf, fluchtartig. Ich atmete frei auf, als ich das erfuhr. Ich hielt den Feldzug in der Hauptsache für vollendet und äußerte mich so. Das Verlassen der Danewerke in der Art, wie es geschah, hatte außerhalb aller Berechnung gelegen und frappierte ungemein."

Auch Blumenthal konnte sich dem mächtigen Eindrucke, den des Prinzen Auftreten vor seinen Generalen in Karlsburg machte, nicht entziehen. Er teilte darüber Anfang Januar 1866 brieflich an Moltke folgendes mit:

„Um 5 Uhr nachmittags hielt der Prinz den versammelten Generalen im Saale des Schlosses Karlsburg eine Ansprache, die vielleicht das Schönste war, was er gesprochen hat. Er verhehlte ihnen die Gefahren nicht, die das Eis, das Wasser und der zu erwartende feindliche Widerstand den durch den beschwerlichen Marsch und das schwere Biwak erschöpften Truppen bieten würde, aber er

[1]) Goeben schreibt am 5. Februar seiner Gattin: „Der Prinz teilte den Uebergangsplan mit, klar und bestimmt." Zernin, Goeben. Band I Seite 238.

[2]) Man vergesse nicht, daß diese Worte vor den Feldzügen 1866 und 1870/71 geschrieben sind.

[3]) Am 8. Februar berichtete der Prinz eigenhändig an den König: „Euer Majestät darf ich gestehen, daß ich schwere Sorgen um das Gelingen meines Unternehmens, bei Arnis angesichts des Feindes überzugehen, gehabt habe, Sorgen, welche allein verscheucht wurden, wenn ich die Zuversicht und das Vertrauen der Brandenburger zu mir sah. Es ist doch ein sehr großer Unterschied, ob man Truppen kommandiert, die man kennt und ausgebildet hat, oder andere."

erwarte die altpreußische Hingebung und Freudigkeit zum Kampf für König und Vaterland, die uns siegreich auf das andere Ufer tragen würden usw. Er sprach wahrhaft hinreißend und versetzte alles in Enthusiasmus. Dann gab er mündlich eine kurze Disposition für das Uebersetzen, den Brücken- und Batteriebau und für die späteren Bewegungen ... Der Moment war so schön und erhebend, daß ich ihn nicht vergessen kann, obgleich er durch den unerwarteten gänzlichen Abzug der Dänen später seine Bedeutung verlor."

Betrachtungen

Wir wissen heute, daß der Entschluß des dänischen Generals de Meza, die Danewerke zu räumen, nicht durch den Uebergang des Prinzen bei Arnis hervorgerufen worden ist, sondern aus anderen Gründen schon vorher gefaßt, und daß der freiwillige Abmarsch bereits eingeleitet war. Diese Tatsache beeinträchtigt jedoch in nichts den Wert der vorstehenden Darlegungen. Die Absichten und das Tun des Feindes sind im Kriege stets in den Nebel der Ungewißheit gehüllt. Maßgebend für die Beurteilung eines Entschlusses kann nur der Gesichtspunkt sein, wie sich die Kriegslage während der Ereignisse im Geiste des Feldherrn darstellt, nicht wie der tatsächliche Zusammenhang durch die spätere Geschichtschreibung aufgedeckt wird. Zum Beweise dafür, wie gefahrvoll, ja verwegen die Operation des Prinzen damals selbst von Unbeteiligten angesehen wurde, sei nur auf die Ausführungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe[1]) hingewiesen, in denen es heißt: „Der Uebergang bei Arnis konnte bei Schnee und Eis nun und nimmer gelingen, wenn 4000 bis 5000 Feinde drüben standen, wie es bis zum 5. Februar früh der Fall war, um ihn zu verbieten, und wenn von unserer Seite drei Armeekorps dagegen in Bewegung gesetzt worden wären." Alle Welt glaubte damals, daß nur der kühne Entschluß Friedrich Karls zum Uebergang bei Arnis den feindlichen Feldherrn zum Aufgeben seiner Stellung und zum eiligen Rückzuge veranlaßt habe, und auch Moltke schrieb am 19. Februar 1864 unter diesem Eindruck dem Obersten von Blumenthal:[2]) „Diese Umgehung ist nun ... mit glänzendem Erfolge ausgeführt und hat die Räumung der Danewerkstellung zur Folge gehabt." Auf der anderen Seite weist die Kriegsgeschichte oft Fälle auf, wo Entschlüsse, die in irriger Auffassung der Lage vom Feldherrn leicht, mühelos und ohne Bedenken gefaßt wurden,

---

[1]) Aus meinem Leben. Band III Seite 147.

[2]) Moltkes Militärische Korrespondenz 1864. Seite 84.

für die tatsächlichen Begebenheiten die größte Tragweite und folgenschwerste Bedeutung gewonnen haben. Während also im Kriege gewaltige Ereignisse durchaus nicht immer durch schwere Entschlüsse hervorgerufen werden, kann andererseits eine unter dem vollen Druck des Verantwortlichkeitsgefühls nach schwerem innerem Kampfe erfolgte Entschließung des Feldherrn ohne Wirkung auf den Verlauf der Begebenheiten bleiben.

„Die Geschichte des menschlichen Herzens, wie es wogt und zweifelt und endlich zum Entschluß erstarkt" — sie hat Prinz Friedrich Karl hier geschrieben mit einer wohl einzig dastehenden Offenheit und Selbstkritik, die nur die rückhaltloseste Bewunderung hervorrufen kann. Wer ihm aber nach dieser Seelenanalyse die Befähigung zum Feldherrn absprechen will, der hat nur oberflächlich gelesen. Denn was er hier so freimütig, so selbstlos von sich bekennt, das haben hundert andere Feldherrn in ähnlicher Lage sicherlich ebenso tief gefühlt, nur ist es der Mit- und Nachwelt verborgen geblieben, wie es in ihrem Innern aussah, weil sie selbst darüber geschwiegen haben, nicht selten aus der menschlich nur allzu erklärlichen Scheu, daß ihr Name in der Geschichte weniger groß dastehen könnte.[1]) Das nachlebende Geschlecht beugt sich in Bewunderung vor der Charaktergröße eines Helden, der, geschmückt mit dem Siegeslorbeer zweier Waffentaten wie die von Düppel und Alsen, es über sich gewann, mit der Fackel der Wahrheit sich selbst bis ins innerste Herz zu leuchten. Eine Bleistiftnotiz, gedacht als Nachwort zu seinen „Vertrauten Erinnerungen", läßt uns einen Hauch seines Geistes verspüren:

„Wenn ich dem Leser dieser Aufsätze kleiner erscheine als mein Ruf und als er sich mich gedacht, so spricht das für die Offenherzigkeit der Darstellung. Sei er dann aber billig und sage sich, daß, wenn Nimbus und Schleier fortgenommen, auch andere Persönlichkeiten viel von dem einbüßen müßten, als was sie uns jetzt in der Geschichte erscheinen. Aber Wahrheit vor allem für den, der lehren will im Interesse des Lernenden! Ich gebe mich preis für das Beste des Vaterlandes. Dies ist auch ein Ruhm und edle Absicht. Möge sie erreicht sein! In magnis et voluisse sat est. Man sei nach-

[1]) Es sei hier an ein Wort Moltkes erinnert, das er in einem Briefe an Blumenthal (27. Oktober 1865) schreibt: „Keine der Oeffentlichkeit zu übergebende Darstellung eines Feldzugs oder überhaupt einer geschichtlichen Begebenheit kann den Einblick in die inneren Beweggründe, die Schwankungen in der Meinung, das sukzessive Fortschreiten der Entschlüsse darlegen, welches zum schließlichen Resultat führt. Da tritt der leitende Gedanke fix und fertig von Anfang an hervor. Die Handelnden haben nie geschwankt, sie wollten immer das, was wirklich gekommen ist."

sichtig, wenn ich nicht immer Energie zeigte, und vergegenwärtige sich, wie schwer es war, immer den Kopf oben zu behalten bei der Menge eigentümlicher Schwierigkeiten. Anders ein Oberkommandierender als ein nicht verantwortlicher Zuschauer. Sicheres Urteil hat nur der, der ähnliches wie ich bereits durchgemacht. Im ganzen ist doch viel geleistet und keine Schlappe!"

Solch innere Größe ist nur außerordentlichen Menschen eigen. Auch Moltke hat von sich eingestanden, daß er in den Tagen vor Königgrätz „quälende Zweifel" empfunden habe „über das, was zu tun sei", und daß die Notwendigkeit, „entscheidende Entschlüsse zu fassen, nicht leicht auf ihm gelastet, da er eine Verantwortung für seinen Rat zu tragen hatte, die ihm durch niemand sonst abgenommen wurde".[1] Wer freilich als das Kriterium der Feldherrnschaft die leichte, mühelose Entschlußfähigkeit ansieht, der wird dem Prinzen Friedrich Karl die Eignung zum Feldherrn nicht zuerkennen, er übersieht aber, daß in operativen Fragen in der Wirklichkeit des Krieges der sogenannte „schnelle Entschluß" manchmal nichts anderes ist als der Leichtsinn eines Dilettanten, der sich der Tragweite seines Handelns nicht bewußt ist. Nicht die Frage, ob sich ein Heerführer möglichst leicht und schnell zu entschließen vermag, sondern ob sein Herz überhaupt zu einem großen Entschlusse erstarken kann, gibt den richtigen Anhalt zur Beurteilung seiner Feldherrnbefähigung. Wie verhielt es sich in dieser Beziehung mit Prinz Friedrich Karl? Auch hierauf geben uns die Tage von Missunde und Arnis bereits eine zweifelsfreie Antwort.

Der bekannte Militärschriftsteller Fritz Hoenig führt in seiner Charakteristik des Prinzen im „Volkskrieg an der Loire"[2] das „Mißgeschick von Missunde" als Grund für die Vorsicht und Bedächtigkeit an, die seiner Handlungsweise fortan angehaftet habe. Er stützt sich dabei auf das Wort eines „genauen Kenners und Freundes" des Prinzen, welches lautet: „Dieser Vorfall hat in der ganzen späteren Feldherrntätigkeit nachgewirkt und aus dem kühnen General einen vorsichtigen Feldherrn gemacht." Nach dem, wie Friedrich Karl selbst seinen Seelenzustand bei und nach Missunde schildert, trifft diese Bemerkung nicht das richtige. Daß er ein vorsichtiger Feldherr war, ist unbestritten, der Grund dafür lag aber in seiner Charakterveranlagung, und der Tag von Missunde, sein Debut, hat nur die wahre Natur des vorsichtigen Feldherrn sofort enthüllt. Daß er aber trotz dieser Vorsicht die Kraft hatte, Großes zu wollen

---

[1]) Brief an Treitschke, veröffentlicht am 5. Mai 1891 in der Münchener „Allgemeinen Zeitung".

[2]) Band VI Seite 283 ff.

und zu vollbringen, dafür zeugt der Uebergang bei Arnis. Zunächst zwang der Prinz sich und alle Welt dazu, Missunde nicht als „Mißgeschick“ anzusehen, und dem Ereignis folgte unmittelbar die „größte Entschließung“, die er im Dänischen Kriege getroffen hat. Sie entsprang nicht einer genialen Anlage, noch „dem leichten Blut“, das Blumenthal gegeben war, sie war das Ergebnis seiner Willenskraft, seiner durch jahrelange theoretische Studien und praktische Erfahrungen geübten Selbstzucht und Selbsterziehung, die ihm die Kraft lieh, alle Bedenken niederzuringen und mit vollem Bewußtsein einer in der Phantasie über das wirkliche Maß noch vergrößerten Gefahr entgegenzugehen. Nicht kühner Wagemut oder Lust an der Gefahr war die Triebfeder seines Handelns, sondern eine auf Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl ruhende ernste Gewissenhaftigkeit, die alle Möglichkeiten durchdachte und erst nach eingehender Erwägung des Für und Wider zum entscheidenden Entschlusse erstarkte. Auf diesem Wege ist der Prinz der glückliche, erfolgreiche Feldherr geworden, der zwar vorsichtig und überlegt ohne Not nichts, wo die Lage es jedoch forderte, „alles gegen alles“ zu setzen vermocht hat.

Uebergang über die Schlei und Verfolgung auf Flensburg

Die überraschende Meldung vom Abzuge der Dänen erhielt Prinz Friedrich Karl noch am 5. Februar 11 Uhr abends in Karlsburg und teilte sie um 12 Uhr nachts dem Feldmarschall mit. Da die Ingenieuroffiziere jedoch den Beginn des Brückenschlages während der Nacht für untunlich erklärten, wurde an den Befehlen für den Uebergang nichts geändert, sondern den Truppen nur die möglichste Beschleunigung anempfohlen. Nachdem die Brigade Roeder bis um 10 Uhr morgens mit Booten an der Fährstelle bei Kappeln übergesetzt war, vollzog sich der Uebergang des Korps auf der bei Arnis geschlagenen Brücke von 9¾ Uhr an bis 4½ Uhr nachmittags. Wrangel hatte noch vor Bekanntwerden des feindlichen Abzuges dem Prinzen ein Vorgehen längs der Schlei auf Missunde und Schleswig befohlen,[1]) doch änderte er dies am Morgen des 6. Februar dahin, die Verfolgung in der Richtung auf Flensburg aufzunehmen. Der Flügeladjutant Prinz Kraft zu Hohenlohe, der den Befehl um 11 Uhr 5 Minuten dem Prinzen überbrachte, schildert in seinen Aufzeichnungen[2]) die persönliche Tätigkeit Friedrich Karls bei der nun beginnenden Verfolgung: „Die Nachricht, die ich brachte, erregte natürlich große Freude. Während der Prinz

[1]) Vergl. Seite 292 Anmerkung.
[2]) Band III Seite 39 ff.

nun die nötigen Anordnungen traf, um zunächst dem Feinde Kavallerie nachzusenden, damit man noch fing, was man noch erreichen konnte, und baldigst erfuhr, wie weit das österreichische Korps gelangt sei, also Zietenhusaren, westfälische Husaren und brandenburgische Ulanen in schneller Gangart vorbeorderte, ferner die Befehle gab, um die Infanterie durch Ablegen des Gepäcks und Versorgen mit Lebensmitteln zu dauernd schnellem Marschieren fähig zu machen und dann die Richtung des ganzen Korps zu ändern, kümmerte ich mich usw. Prinz Friedrich Karl sah sehr gut aus. Die kräftige Figur saß fest im weiten Mantel. Mit Löwenstimme brüllte er den Leuten, einer Kompagnie nach der andern, zu: ‚Brandenburger, der Feind flieht vor euch, jetzt heißt es marschieren, damit ihr ihn einholt.‘ Trotz der ohne Feuer im Freien bei mehr als 10 Grad Kälte zugebrachten Nacht waren die Leute sehr munter. Sie jubelten dem Prinzen als Antwort entgegen und marschierten fröhlich darauf los ... Dann ritt er selbst mit dem Stabe vor ... Unterwegs gab es noch manchen Aufenthalt mit marschierenden Bataillonen, bei denen sich der Prinz nach dem Befinden der Leute erkundigte, denn er verstand es vortrefflich, den Leuten Interesse zu zeigen und sie dadurch an sich zu fesseln; und dann ging es langsam weiter vor. Beim Durchreiten eines Dorfes fiel ihm auf, daß jenseits desselben zwei Posten ausgestellt waren, und er erfuhr, dies seien die äußersten Infanterieposten der Avantgarde. Wir befanden uns in Sterup. Die Kavalleriespitzen waren wohl weiter, aber der Prinz konnte doch mit dem Hauptquartier nicht über die vorderste Infanterie hinaus."

Bei Sterup, 18 km von Arnis, kam die Verfolgung auf den verschneiten und glattgefrorenen Knickwegen spät abends zum Stehen, ohne daß es gelungen war, den Feind einzuholen. „Der Vormarsch gegen den Feind," so berichtete der Prinz eigenhändig am 8. Februar an den König, „der vierzehn Stunden Vorsprung hatte, wurde von mir persönlich, der ich die Truppen, Offiziere und Generale anfeuerte, so beschleunigt, wie es möglich war, trotz des Widerspruchs der meisten höheren Offiziere, die mir noch heute immer mit Bedenken kommen."

Für den folgenden Tag, den 7. Februar, ordnete er die Fortsetzung der Verfolgung für die Avantgarde um 2 Uhr, für die Brigade Roeder um 3 Uhr früh an, so daß beide vereinigt etwa um 7 Uhr in Flensburg sein konnten. Ein Befehl Wrangels setzte indes die Aufbruchszeit erst „auf Tagesanbruch" fest. Der Prinz schreibt hierüber:

„Ohne daß ich mir irgendeinen Grund denken konnte, hatte der Feldmarschall den deutlichen, jedenfalls ungewöhnlichen Befehl geschickt, mit Tagesanbruch (übrigens immer eine unbestimmte Bezeichnung) zu marschieren. Ich stand nun vor der Alternative des Gehorsams und Ungehorsams. Ich hatte befohlen, um 2 Uhr und um 3 Uhr zu marschieren, jetzt wurde diese Stunde verrückt bis auf 6 Uhr oder 1/2 7 Uhr, denn die Nächte waren hier noch sehr lang. Ich entschied mich, weil ich nicht zu übersehen vermochte, welche Kombination dem Feldmarschall etwa vorgeschwebt hätte, für den Gehorsam, oder richtiger gesagt, ich wählte ein Mittelding. Den beiden Brigaden, bei denen ich war, befahl ich den Vormarsch mit Tagesanbruch; meiner Avantgardenkavallerie, soweit sie sich vor der Infanterie befand — Major von Weise mit zwei Eskadrons Zietenscher Husaren und der 1. Eskadron des 11. Ulanenregiments —, schickte ich dagegen keine veränderten Befehle. Der Grund hierfür war, daß ich hoffte, sie würde, wie es auch geschah, Gelegenheit zu einem Handstreich haben ... und der Wunsch, daß sie einen gehörigen Vorsprung vor der Infanterie erlangen sollte.

Hernach, d. h. nach Tagen, ergab sich dann diese auffallende Zeitbestimmung des Feldmarschalls als eine unklar gedachte, als ein Lapsus calami, der meines Wissens von dem sonst so sehr ausgezeichneten Oberstleutnant von Stiehle,[1]) dem Flügeladjutanten Seiner Majestät, herrührte.

Wenn ich es bei meinen ursprünglichen Marschbefehlen gelassen hätte! Ich hätte mit neun Bataillonen um 7 Uhr früh vor Flensburg gestanden und wäre unfehlbar in der Richtung auf Jütland oder gegen Düppel, je nach den Umständen bis Seegaard oder bis Rinkenis gelangt. Ich hätte die ganze Reserveartillerie, die sich bei Krusau festgefahren, genommen, hätte die Dänen auseinandermarschiert, und jedenfalls hätte mich der Befehl, am 7. nach Glücksburg und Gegend in Ruhequartiere zu rücken, nicht ereilt. Einmal am Feinde, konnte man mir nicht Halt gebieten. Oder wenn ich doch wenigstens bei meinem Vorhaben, mich persönlich den Eskadrons des Majors von Weise anzuschließen, geblieben wäre! Der General von Manteuffel redete mir dies aus, bedauerte es nachher selbst; denn meine persönliche Anwesenheit in Flensburg hätte doch vielleicht Aehnliches, wie eben angedeutet, noch rechtzeitig erlangen und vermitteln können.

Ich bin wegen meines Gehorsams getadelt worden, und es ist mit Recht geschehen. Ich hätte mir sagen können, daß im Großen

---

[1]) Oberstleutnant von Stiehle war erster Generalstabsoffizier im Armeeoberkommando. Vergl. Seite 352.

Hauptquartier irgendeine falsche Auffassung, eine Unklarheit obwalten müsse, und daß der Befehl an mich etwas wie ein Mißverständnis sei. Ich war in der Lage der Generale, denen man Instruktionen schickt, die man einladet, bei Ausführung der beigelegten Disposition mitzuwirken, deren eigene Verhältnisse man aber wegen der räumlichen Trennung nicht so genau übersehen kann, daß bloße strikte Befehle genügen."

Die Avantgardenkavallerie unter Major von Weise stieß um 7 1/2 Uhr früh bei Flensburg noch auf die letzten Reste der Dänen, deren Hauptkräfte jedoch bereits in der Nacht den Rückzug auf Düppel und Jütland angetreten hatten. Wenn es daher auch fraglich erscheinen muß, ob es dem Prinzen gelungen wäre, dem Feinde bei seinem großen Vorsprung noch derartigen Schaden zuzufügen, wie er hoffte, so bleibt doch das Streben nach rastloser Verfolgung anerkennenswert und sticht vorteilhaft ab gegen das Verhalten Wrangels und des Generals von Gablenz, die aus Rücksicht auf die starke Ermüdung der Truppen der Verfolgung nicht den nötigen Nachdruck gaben. Auch unter den ihm unterstellten Generalen erhoben selbst Männer wie Manstein und Roeder Einspruch gegen des Prinzen Drängen zur rücksichtslosen Verfolgung. Er selbst erzählt hierüber:

„In Glücksburg hatte ich eines Tages eine Unterredung mit dem später so verdienten und am Feinde bewährten General von Manstein, die wohl der Erwähnung wert erscheint. Dieser brave General machte mir in ähnlicher, aber noch nachdrücklicherer Art, als es General von Roeder schon in Sterup getan, Vorstellungen über die Art und Hast meines Vormarsches am 6. resp. 7. morgens. Er hielt sie für sehr bedenklich und stellte die Schlagfähigkeit des Korps in Abrede. Bei einer Begegnung mit den Dänen hätte ich den kürzeren ziehen müssen. Seine Vordersätze konnte ich nicht angreifen, aber seine Folgerung. Ich setzte ihm auseinander, daß die Dänen nach allen Anzeichen, die mir zugekommen, obgleich nicht geschlagen, dennoch in einer Art von Flucht und Auflösung sich von den Danewerken und von der Schlei abgezogen hätten, daß ich sie mit meiner viel besser einmarschierten Infanterie am 7., spätestens am 8. eingeholt und gewissermaßen dann auseinander marschiert haben würde, daß es bei solchen Gelegenheiten weniger darauf ankäme, ob man mit vollkommen schlagfähigen Truppen erschiene, als daß man überhaupt und schnell da sei und immer die Fühlung am Feinde behielte. Ich erinnerte an die Verfolgung, die Gneisenau nach Belle-Alliance zuwege gebracht hätte, diese habe mir

von jeher und auch in diesem Falle als Ideal vorgeschwebt. Wenngleich es mir damals nur gelang, den General von Manstein etwas zu beruhigen, so muß ich doch sagen, daß er mir nachträglich vollkommen recht gegeben hat, als er ebenfalls den Krieg und unseren Feind besser kennen gelernt hatte."

In der Schilderung der Ereignisse des 7. Februar fährt der Prinz fort:

„Am nächsten Morgen, wie ich um 1/2 7 Uhr faktisch und buchstäblich einen Fuß im Steigbügel hatte, kam der unselige Befehl des Feldmarschalls, der mein Korps, das im Marsche auf Flensburg war, nach Glücksburg und Gegend in Quartiere wies und befahl, die Garde solle die Verfolgung des Feindes übernehmen. Das verdroß mich aufs äußerste, ich ließ aber sofort die entsprechenden Befehle ausfertigen ..."

Der erste Teil des Dänischen Feldzuges war durch das glückliche Entkommen des Feindes ohne entscheidenden Erfolg zu Ende geführt. Dennoch blickte der Prinz nicht ohne Befriedigung auf ihn zurück, weil er, wie alle Welt damals, die strategische Wirkung seines Umgehungsmanövers überschätzte. Auch König Wilhelm stand ganz unter diesem Eindruck; aber auch objektiv betrachtet, hatte er völlig recht, wenn er dem Neffen schrieb: „Ich kann Dir über alles, was ich aus Deiner Disponierung lese, nur alle Anerkennung aussprechen. Ich bin unendlich glücklich über das, was Du von den Truppen sagst. Erwartet habe ich es zwar, aber die Erfüllung ist doch schön. ... Fahre so fort, wie Du begonnen hast, und alle Anerkennung wird Dir gewiß sein."

Korpsbefehl vom 8. Februar

Von seinem Hauptquartier Glücksburg aus erließ der Prinz am 8. Februar den nachstehenden Korpsbefehl:

„Soldaten meines Korps!

Der wichtigste Teil dieses Feldzuges liegt bereits hinter uns!

Wißt ihr noch, was ich euch von Plön aus zurief? Lauteten meine Worte nicht also: ‚Wir werden auf starke Befestigungen und auf breite Wasser- oder Eisflächen stoßen; nur um so herrlicher wird sich eure Unerschrockenheit und euer Eifer zeigen; jene Hindernisse bergen den Feind, der es gewohnt ist, vor unseren Regimentern zu fliehen; keins jener Hindernisse wird uns einen Augenblick länger aufhalten, als sich gebührt!'

Am 1. Februar überschritten wir die Eider und trieben feindliche Vorposten vor uns her. Am 2. bedrohten wir Missunde und richteten großen Schaden an. Dann folgten Tage der Entbehrung

und der Anstrengung, welche durch die Freudigkeit, mit der ihr sie ertruget, zu ebensovielen Ehrentagen für euch geworden sind. Meine Bewegung gegen Arnis und Kappeln entschied diesen Teil des Feldzuges, und die Vorbereitungen zum Brückenschlag waren für den Feind das Signal zur Flucht. Erst in Flensburg haben die Zietenschen Husaren und brandenburgischen Ulanen den Feind einzuholen vermocht. Gegen hundert schwere Geschütze, viele Munition und Waffen, Armeefuhrwerk aller Art, Massen von Proviant und von Furage und tausend Gefangene sind in unsere und der Oesterreicher Hände gefallen. Ihr seht den Erfolg, den kühne und rasche Tat nach sich zieht!

Die Danewerke, jenes feste Bollwerk des Nordens, hinter welchem sich der Feind unbesiegbar glaubte, ist durch unseren Uebergang bei Arnis gefallen, das Herzogtum Schleswig dem Dänen entrissen und derselbe nach Jütland und auf seine Inseln entwichen.

Soldaten! Danken wir Gott, daß er mit uns war und uns mit geringen Opfern so staunenswerte Erfolge in sechs Tagen erringen half!

Eure Haltung im Gefecht ließ nichts zu wünschen übrig, denn nur euer Eifer mußte gezügelt werden. Besondere Anerkennung verdient die Tapferkeit und die Kaltblütigkeit unserer braven Artillerie vor Missunde. Der 2. Februar bleibt für sie, die einen ungleichen Kampf rühmlich bestand, auf immer denkwürdig. Es wird genügen, zu sagen: ‚Ich bin ein Kanonier von Missunde', um die Antwort im Vaterlande zu hören: ‚Siehe da! ein Tapferer!'

Soldaten, ich werde die Namen der besonders Tapferen und derer, die uns wichtige Dienste geleistet haben, aus allen Waffen dem Könige nennen. Er hat mir verheißen, einige davon auszuzeichnen.

Die Tage der wohlverdienten Ruhe, deren ihr euch jetzt erfreut, werden kurz sein, bald wird euer Drängen nach Vorwärts neue Befriedigung erlangen."

Der Prinz selbst bemerkt zu diesem damals in der Presse des In- und Auslandes vielfach bekrittelten Tagesbefehl in seinen „Erinnerungen" folgendes: [1])

[1]) Der Oberpräsident von Pommern, Freiherr Senfft von Pilsach, schrieb ihm am 14. Februar: „Es fällt mir schwer, einem wenn auch nur dem Anscheine nach unharmonischen Gedanken Ausdruck zu geben. Aber ich würde die Treue verletzen, die ich meinem gnädigsten Herrn so gern bis zum Grabe halten will, wenn ich Anstand nähme, Euer Königlichen Hoheit meine Betrübnis darüber auszusprechen, daß Höchstdieselben in ihrem Korpsbefehl vom 8. d. sagen: Die Danewerke sind durch unseren Uebergang bei Arnis gefallen, ohne dabei dem Heldensinn der Oesterreicher ein Wort der Anerkennung zu widmen. Wie segensreich würde dieses Wort gewirkt, wie würde es die österreichische Armee für Euer Königliche Hoheit begeistert haben!"

„In den Kreisen, auf die er berechnet war, schlug er mächtig ein und wurde mir sehr gedankt. Daß man ihn auswärts derselben anders betrachtete, ihn anmaßend und napoleonisch fand, ist gleichgültig, aber wohl erklärlich. Ich fand Worte nötig, da ich bis dahin noch nicht mit Taten, d. h. Siegen, aufwarten konnte. Meine strategischen Erfolge fühlte der Soldat. Ich mußte seinen Gefühlen die Worte verleihen. Uebrigens hat man schon oft den Feind mehr mit den Beinen als mit den Armen des Soldaten geschlagen."

B. Düppel

Vorwürfe gegen das Verhalten des Prinzen vor Düppel — Notwendigkeit einer förmlichen Belagerung — Partieller Beginn des Angriffs — Projekt von Ballegaard — Zerwürfnis mit Mülbe und Blumenthal — Fortführung des Angriffs gegen die Schanzen, Projekt von Satrup-Holz — Verschiebung des Sturmes auf den 18. April — Der Sturm auf die Schanzen — Parade vor dem König

Brief Manteuffels an den Prinzen vom 10. Mai

Den Tagen von Missunde und Arnis folgte die schwere, entbehrungsreiche und den kriegerischen Neigungen Friedrich Karls sehr wenig zusagende Einschließung und Belagerung der Düppler Schanzen, in die sich das dänische Heer größtenteils gerettet hatte. Sein Verhalten während dieser zehn Wochen ist damals und später der Gegenstand scharfer Kritik gewesen und erscheint noch heutigestags, vorzugsweise dank den Veröffentlichungen einer wenn auch interessanten, so doch häufig ebenso einseitig wie abfällig urteilenden Memoirenliteratur vielfach in wenig günstiger Beleuchtung. Dem Prinzen Friedrich Karl selbst ist dies nicht verborgen geblieben. Der Freimut des Generals von Manteuffel war es vornehmlich, der ihn über die wenig günstige Stimmung weiter militärischer Kreise rückhaltlos aufklärte. In einem sehr bemerkenswerten Briefe vom 10. Mai 1864 an den Prinzen führt der General die Summe aller Vorwürfe an, die man gegen seine Handlungsweise vor Düppel damals erhob:

„Ich verberge es Euer Königlichen Hoheit nicht, Sie werden streng kritisiert. Man wirft Euer Hoheit vor, der Auftrag, vor Düppel stehenzubleiben, sei Ihnen unangenehm gewesen, und weil Ihnen der Auftrag eben nicht gefallen, seien Sie verdrießlich geworden und nur halb und nicht mit fröhlichem, frischem Herzen an Ihre Aufgabe gegangen, darüber aber sei kostbare Zeit ver-

loren worden. Man sagt dann, Euer Königliche Hoheit seien für Ihre Person untätig gewesen, haben wenig persönlich rekognosziert, seien erst spät am Tage zugänglich gewesen, haben die wichtigsten Geschäfte in Gegenwart einer Menge nicht zum Geschäft selbst gehörender Personen abgemacht, haben diese wichtigen Geschäfte vielfach mit zeitraubenden und die Gedanken zersplitternden Details unterbrochen. Man sagt, Euer Königliche Hoheit haben keine selbständige Ansicht über das, was zu tun, gehabt, haben heute einem Projekt zugestimmt, seien den anderen Tag unter den Eindrücken eines anderen Einflusses davon abgegangen, haben dann wieder Ihre Zustimmung gegeben, und so sei ein Schwanken in der ganzen Kriegsleitung entstanden. Man führt an, Euer Königliche Hoheit haben als kommandierender General Instruktionen über die Wichtigkeit geschrieben, daß jeder Flankenangriff so eingeleitet werden müsse, daß er überraschend wirke, und haben dann den Artillerieangriff auf Düppel durch ein Flankenfeuer begonnen. Man sagt, alle diese Angriffsmomente seien stückweise angeordnet worden, haben des inneren, dem Zweck des Ganzen entsprechenden Zusammenhangs entbehrt. Man sagt, es sei schwer, eine Entscheidung von Euer Königlichen Hoheit zu erlangen, und es mache manchmal fast den Eindruck, als wenn es Euer Hoheit an Entschluß mangle. Man sagt ferner, Euer Hoheit haben nicht vermocht, sich auf den höheren Standpunkt eines Höchstkommandierenden zu stellen, sondern seien nur der kommandierende General des III. Armeekorps geblieben, haben alle anderen Truppen, die unter Ihre Befehle gestellt worden, als etwas Fremdes, gewissermaßen nicht Gleichberechtigtes angesehen und behandelt.[1]) Man erzählt, Euer Hoheit ständen mit Ihren Umgebungen nicht mehr so gut, als dies beim Ausmarsch der Fall gewesen sei, und abwechselnd habe bald der eine, bald der andere eine bevorzugte, mehr oder minder einflußreiche Stellung eingenommen. Man sagt, Euer Hoheit seien bis zum letzten Augenblick unter dem Eindruck gewesen, die Schanzen seien schwer zu nehmen, und haben Ihre Gedanken daher nicht weiter als

[1]) Auch der Oberpräsident Freiherr Senfft von Pilsach schrieb dem Prinzen freimütig: „Die andere Klage bezieht sich auf die Vorliebe, die Euer Königliche Hoheit den Brandenburgern', Pommern usw. schenken. Es wird behauptet, daß Höchstdieselben darüber andere Truppen zurücksetzen, namentlich soll dies bei den Garden und bei dem VII. Armeekorps der Fall gewesen sein. Inwieweit diese Klagen begründet sind, darüber stelle ich natürlich das Urteil in tiefer Ehrfurcht Euer Königlichen Hoheit anheim. Gewiß ist aber, daß sie existieren, daß sie eine nachteilige Verbreitung gefunden haben, und daß zum Beispiel die letztere Klage bis in die Wohnungen der westfälischen Bauern gedrungen ist."

auf ihre Einnahme gerichtet, nicht aber zugleich auf die volle Ausbeutung des Sieges, wenn sie genommen. Deshalb habe ihre rasche Einnahme gewissermaßen überraschend auf Euer Königliche Hoheit selbst gewirkt und habe Sie verhindert, den Sieg zu benutzen, wodurch dem Gegner die Möglichkeit gegeben wurde, Alsen in ein verschanztes Lager zu verwandeln. Man sagt und erzählt noch viel Details und erzählt sie nicht in einer Auffassung, welche Euer Königlichen Hoheit günstig ist."

Wir kennen nicht die Antwort des Prinzen auf diesen Brief. Sollte sie noch irgendwo in einem Archive wohlverwahrt ruhen, so wäre ihre Veröffentlichung mit Freude zu begrüßen. So wissen wir nur aus einem späteren Schreiben Manteuffels, daß Friedrich Karl den Brief richtig aufgenommen hat. „Es liegt in Ihrer Antwort etwas Edles," schreibt der General am 19. Mai, „es zeigt den Grundanker von Euer Königlichen Hoheit Natur, und das gibt mir Garantie für die Zukunft."

Die nachfolgenden Ausführungen sollen der Forderung der Geschichte dienen: „Audiatur et altera pars." Es bleibe dem Leser selbst am Schlusse das Urteil überlassen, ob die dem Feldherrn und Menschen Friedrich Karl damals und später gemachten Vorwürfe zutreffend gewesen sind, oder ob und wie weit sein Verhalten erklärlich, entschuldigt und gerechtfertigt erscheint.

Notwendigkeit einer förmlichen Belagerung der Düppler Schanzen

Skizze 4

Noch aus Glücksburg berichtete der Prinz am 8. Februar eigenhändig an König Wilhelm:

„Meine Hoffnung ist darauf gerichtet, nicht zu dem Stilliegen vor Düppel verurteilt zu werden, wo kleine Schlappen unvermeidlich und ein großer Erfolg unmöglich ist. Die zehn Düppler Schanzen müssen durch eine regelmäßige Belagerung genommen oder bloß beobachtet werden. Nach Alsen können wir nicht, ehe man uns die feindliche Flotte vom Halse schafft. Der Krieg kennt keine Grenzen, und so wünsche ich mich nach Jütland, wo ich von Requisitionen leben würde."

Zwei Tage später, am 10. Februar, äußert er sich über die ihm von Wrangel übertragene Aufgabe folgendermaßen gegen den König:

„Ich erhalte soeben Befehl, mit dem ganzen Korps morgen oder übermorgen in das Sundewitt zur Einschließung der Düppler Schanzen zu marschieren, sie eng einzuschließen, Batterien zu bauen und nicht eher zu stürmen, bis das Geschützfeuer schweigt. Das ist gewiß sehr richtig, nur geht es nicht so schnell. Ich werde die Schanzen zunächst

nur so einschließen, daß meine Vortruppen zirka eine Meile von denselben abbleiben — eng ist ein relativer Begriff. Anders wäre es zu gefährlich. Ich sehe diesen Auftrag vielleicht anders an als der Feldmarschall. Er scheint ihn als einen Auftrag, wie er im Feldkriege vorkommt, zu behandeln, ich sehe darin den Festungskrieg. Eingedenk der übeln Erfahrungen von 1848/49 und in Anbetracht, daß die Stellung von Düppel, d. h. der Kranz von Schanzen, enger als damals, sehr stark armiert, mit anderen Worten viel stärker ist, bin ich entschieden für eine Belagerung, wenn überhaupt dieser Brückenkopf genommen und nicht bloß beobachtet werden soll, welches letztere nach meiner Meinung ausreicht. Ich bitte daher Euer Majestät inständigst, die Sachlage prüfen zu lassen, eventuell zu befehlen, daß eine Belagerung eintritt und daß Euer Majestät Truppen nicht, bloß um Verluste zu haben, gegen eine Stellung gejagt werden, die nicht ausgedehnt wie die Danewerke, sondern in der Tat eine Festung ist . . . Die Einschließung, Beschießung und resp. Belagerung von Düppel drängt nicht. Ob das vier Wochen früher oder später geschieht, bleibt sich gleich. Ich bitte Euer Majestät inständigst, daher auf die Witterung Rücksicht nehmen zu lassen."

Wrangel gab sich in der Tat in diesem Zeitpunkte noch der Hoffnung hin, daß es vielleicht gelingen werde, nach Beschießung durch Feldgeschütze die Räumung der Schanzen zu erzwingen, wie er in einer Weisung an den Prinzen vom 15. Februar[1]) aussprach. Prinz Friedrich Karl hingegen erklärte in einem Bericht an den König vom 16. Februar, daß er von der ihm gelassenen Freiheit, die Unternehmungen nach eigenem Ermessen zu leiten, Gebrauch machen und einen Angriff auf die Schanzen mit Feldgeschützen nicht versuchen werde, und forderte für den Fall, daß die Fortnahme der Schanzen notwendig erscheinen sollte, schon jetzt die Ueberweisung schwerer Geschütze. Am 18. Februar schrieb der Prinz eigenhändig nochmals dem König aus seinem neuen Hauptquartier Gravenstein: „Belagerungsgeschütz ist mir ganz notwendig . . . Sollte es eine politische Notwendigkeit sein, die Schanzen zu nehmen? Es kostet viel Menschen und Geld. Die militärische Notwendigkeit leuchtet mir nicht ein. Heraus lasse ich die Dänen nicht, auch tragen meine Kanonen schon bis Alsen. Doch wie Euer Majestät befehlen werden."

Der König beschränkte sich zunächst darauf, den Prinzen mit dem Gedanken der ihm übertragenen Aufgabe auszusöhnen,

---

[1]) Preußisches Generalstabswerk. Band I Seite 254.

die er eine „ehrenvolle“ nannte, „da sie ihn mit seinen Truppen in fortgesetzter fechtender Aktivität erhalte“.[1]) Ueber die Frage, ob regelrechte Belagerung, ob Sturm ohne schwere Geschützwirkung, ob bloße Beobachtung, traf er jedoch vorerst keine Entscheidung.

Prinz Friedrich Karl begründet seinen von Anfang an in voller Uebereinstimmung mit Blumenthal verfochtenen Standpunkt durch folgende Darlegung:

„Düppel war ein Stück Sebastopol. Eine von Natur starke Stellung von der Art, daß sie in der Feldschlacht nur ungern von einem weit überlegenen Gegner angegriffen werden würde, in beiden Flanken durch das Meer und die Kriegsschiffe und durch Batterien auf Alsen geschützt, war sie durch zehn Schanzen befestigt. Zwei derselben (VII und IV) lagen nicht in erster Linie. Die Schanzen waren mit hundert Kanonen des schwersten Kalibers armiert und so angelegt, daß sie sich durch Kartätschenfeuer und Gewehrfeuer gegenseitig flankierten und schützten. Das Terrain war gut benutzt und weit vor den Schanzen bestrichen ... Die Werke waren sturmfrei. Eingeschlossen konnten sie nicht werden. Die zwei Brücken bei Sonderburg, durch starke Brückenköpfe, die man von nirgendsher sah, geschützt, ermöglichten eine beliebige Ablösung der Besatzung, den steten Munitions- und Geschützersatz und gestatteten eine beliebige Erholung der Truppen in guten Kantonnements auf dem reichen Alsen, das mit dem Mutterlande per Telegraph und Dampfschiff in regelmäßigem Verkehre stand. Die Schanzen waren untereinander nicht verbunden, so daß dieses befestigte Düppel vor jeder Festung, der es im übrigen gleichzuachten war, den immensen Vorteil voraus hatte, den Angreifer stets durch Ausfälle zu bedrohen. Bei Düppel konnten zu jeder Zeit des Tages und der Nacht alle Waffen zum Gefecht entwickelt zwischen den Schanzen vorbrechen und ebenso unter dem Schutze ihrer weittragenden allerschwersten Geschütze sich wieder zurückziehen. Dasselbe konnte die ganze feindliche Armee, die dort stand, deren Stärke zwischen achtundzwanzig und einunddreißig Bataillonen geschwankt hat, gleichzeitig unternehmen. Daß sie es nicht tat, wie sich später erwies, ist ihre Sache, aber sie konnte es tun, wenigstens bis zum 17. März. An diesem Tage tat sie ähnliches, aber nicht mit dem gehörigen Nachdrucke, und wurde bei diesem Gefecht von unserer Ueberlegenheit im freien Felde dermaßen überzeugt, daß sie es nach dem 17., wohl von ihrem Standpunkt aus

[1]) Privatbrief an den Prinzen vom 16. Februar.

mit Recht, künftig unterließ.[1]) Später, als die Dänen die Schanzen kurtinenartig mit Laufgräben verbunden und sich wegen unserer Granaten höhlenartig und mit zahllosen Traversen in und hinter denselben verbaut hatten, hörte dieser offensive und bedrohliche Charakter der Festung auf ...[2])

Ich will nicht in Abrede stellen, daß der Feldmarschall und das Große Hauptquartier im allgemeinen in mir den Mann suchten und von mir hofften, ich würde Düppel berennen und ohne weiteres nehmen. Mehr als Winke aber sind mir in dieser Hinsicht gewiß nicht gemacht worden.[3]) Gegen solches Tun sträubte sich mein Herz und mein Verstand. Ich habe solche Absicht nie gehabt, weil ich keinen Erfolg, sondern immense Verluste voraussah und keinen Vorteil für den Krieg erkannte ... Eine andere Sache wäre es ge-

---

[1]) Ueber die Entstehung dieses Gefechts berichtet Blumenthal an Moltke am 20. März: „Am 17. 11 Uhr mittags kam der Prinz auf meine Stube und sagte, es müsse am heutigen Tage noch etwas geschehen ... Auf meine Entgegnung, daß wir erst am 19. näher an die Festung herangehen müßten, um genauer zu rekognoszieren, da wir in den Straucharbeiten noch zu weit zurück seien, drückte er mir noch einmal den Wunsch aus, ein Gefecht zu haben, und wurden nun die Befehle an Roeder und Goeben gegeben, nachmittags Düppel und Rackebüll zu nehmen. Da die Dänen gerade in demselben Augenblick einen kleinen Vorstoß oder vielmehr eine Rekognoszierung gemacht hatten, so entspann sich das für unsere Infanterie sehr glänzende Gefecht bei Oster-Düppel, das mit unserem nahen Herangehen an die Festung endigte."

[2]) Diesen letzten Hinweis enthält auch eine Niederschrift des Prinzen vom 10. Dezember 1865 in den „Notizen zum Gebrauch im Felde": „Düppel wurde unfähig zur Verteidigung a) durch den moralischen Zustand der Verteidiger, der nach dänischer Ansicht nur eine passive, keine offensive Verteidigung zu gestatten schien, während dem Moralischen in der preußischen Armee in ähnlicher Lage gerade durch das entgegengesetzte Verfahren aufgeholfen werden würde; b) durch die Laufgräben, die allmählich ihre Schanzen verbanden und Ausfälle im großen untersagten. Sie schufen Kurtinen zwischen den Bastionen und benahmen den Dänen die Möglichkeit, überall in breiter Front gegen den Angreifer vorzubrechen ... c) durch die übermäßig zahlreichen Traversen in den Schanzen und sonst, indem hierdurch der innere Raum zu klein wurde, der anfangs schon nicht bedeutend war; d) durch die Zerstörung vieler Laufbrücken (durch unser Feuer, uns aber unbewußt) nach den Schanzen, womit der Ersatz der demolierten Geschütze sich verbot. Alles dies erleichterte die Belagerung, machte sie aber auch unerläßlich."

[3]) Bis zum 22. Februar gab Wrangel sich dieser Hoffnung hin. Nach dem Gefecht bei Nübel jedoch, dem er beiwohnte, hob er in seinem am 23. Februar an den König erstatteten Bericht sehr wesentlich die Schwierigkeiten selbst einer regelrechten Belagerung hervor und betonte, daß „die Eroberung dieses kleinen Erdenwinkels" noch immer nicht die Entscheidung herbeiführen würde, daß diese vielmehr in Jütland zu suchen sei.

wesen, wenn ich am 8. Februar in der Verfolgung und im Kampfe mit den Dänen, die ich vorher schon großenteils eingeholt und gefangengenommen hätte, an die Werke gelangt wäre.[1]) In diesem Falle war ein Versuch vielleicht geboten, jedenfalls denkbar und erlaubt. Ein günstiger Nebel und die nächste Nacht hätte das Unternehmen vielleicht ebenfalls gelingen lassen . . .

Es ist merkwürdig, daß der Glaube, ich hätte ein Berennen oder einen Handstreich auf die Düppler Werke vor, sich den ganzen Februar und März über, ja noch im April während der eigentlichen Belagerung in meinem Korps erhielt. Alle Heißsporne in demselben, die Generale Manstein, Goeben und Canstein, Oberst Graf Groeben, Hartmann, die Majore Doering, Krohn, Jena — alle ohne Ausnahme haben mir, jeder zu seiner Zeit und mancher wiederholentlich, die energischsten Vorstellungen gegen eine Absicht machen zu müssen geglaubt, welche ich niemals gehabt.[2])

---

[1]) Hier irrt sich der Prinz über die Lage beim Feinde. Die Dänen hatten Düppel schon mit ihren letzten Truppen in der Nacht vom 7. zum 8. Februar erreicht, der Prinz konnte sie höchstens noch mit Kavallerie verfolgen, da sie schon in der Nacht vom 6. zum 7. Flensburg verließen und er noch drei Meilen zurückstand. Die Oesterreicher hätten den Versuch machen können, da sie dem Feinde an der Klinge waren.

[2]) Vergl. Goebens Feldbriefe vom 13. und 15. Februar bei Zernin; ferner „Erinnerungen an einen Heimgegangenen" 1864, Briefe des dem Prinzen nahestehenden Majors von Jena vom 60. Regiment, der früher in österreichischen Diensten 1848 an der Seite des Barons von Reischach die Barrikaden von Vicenza gestürmt hatte. Er schreibt: „Als ich nach dem Gefecht vom 18. März unseren Prinzen Friedrich Karl auf einem Berge traf, ritt ich hin, und er empfing mich mit den Worten: ‚Nun, Jena, der alte General Reischach hat geschrieben, Sie sollten uns erzählen, wie er mit Ihnen Schanzen gestürmt hätte. Was meinen Sie zu diesen Schanzen?' — ‚Ja, Königliche Hoheit,' sagte ich, ‚solche Dinger haben wir gestürmt,' und ich zeigte auf die kleinen Schanzen des Hügels neben uns. ‚Wenn ich jetzt gegen dreifache Uebermacht die Dänen angreifen soll, die im freien Felde stehen, so werde ich es mit Freuden tun. Wenn Königliche Hoheit aber von solchen Schanzen sprechen, so erkläre ich, wir können sie ohne Belagerung nicht nehmen, denn es sind nicht Schanzen, es ist eine formidable Festung.' Der edle Prinz war sehr freundlich und gnädig und sagte mir, ich könne ganz überzeugt sein, daß ohne regelrechte Belagerung nach aller Form wir nicht stürmen würden." Jena fiel am 13. April in einem der letzten Gefechte vor Düppel. Vergl. Seite 341.

Demgegenüber sei es dem Urteil des Lesers überlassen, wie die am 14. Februar niedergeschriebene Anschauung Stoschs, der aus der Ferne urteilt (Denkwürdigkeiten. Seite 54), zu bewerten ist: „Ich bin unzufrieden mit dem Prinzen Friedrich Karl. Nach dem fünfzigjährigen Frieden tat dem preußischen Staate nichts so not wie eine glänzende Waffentat. Nun hat er sich durch

Es gab in Berlin Leute, welche die Feldartillerie für eine Belagerung ausreichend fanden. Ich war nicht der Meinung, ich wollte und wünschte keine Belagerung, haßte den Festungskrieg und hatte ihn daher nicht studiert. Ich verglich mein widriges Geschick mit dem des Prinzen August, der immer dadurch mein höchstes Bedauern erregt hatte, daß man diesem so ausgezeichneten und tapferen Prinzen seine Brigade, mit der er so glorreich gefochten, nahm und ihn zur Belagerung gewisser kleiner französischer Plätze bestimmte. Ich fand unsere Ehre auch vor Düppel in keiner Weise engagiert, wie ich denn überhaupt die Ansicht nicht teile, daß zwischen Nationen und Armeen dieselben Begriffe von Ehre maßgebend sein dürfen, die zwischen zwei Individuen maßgebend sind. Meines Erachtens steht hier die Frage der Nützlichkeit im Vordergrunde und ist entscheidend. Ich war der Meinung, daß ich meinen Zweck im Sundewitt erfüllte, wenn ich recht viele Feinde an Düppel und Alsen fesselte, damit unsere Korps im Norden und vor Fredericia leichteres Spiel hätten, meine Aufgabe sei, den Feind nicht aus dem Sundewitt herauszulassen und ihn in der Feldschlacht zu schlagen, wenn er den Versuch machte, mich zu überrennen. Das konnte man von mir verlangen, dazu reichte meine Minderzahl hin. Aber ich zog die Belagerung immer noch dem gefürchteten Befehl, Düppel zu berennen, vor."

Moltkes Ansichten über die Fortführung der Operationen

Ganz auf des Prinzen und Blumenthals Standpunkt stand der Chef des Generalstabs der Armee, General von Moltke. Er bezeichnete in einem Bericht an den König vom 22. Februar „die weitere Okkupation von Jütland militärisch gewiß als die richtigste Maßregel". „Die Einnahme der verschanzten Stellung von Düppel kann, wenn nicht eine gänzliche Demoralisation der dänischen Armee eingetreten sein sollte, nur auf dem Wege einer mehrwöchigen Belagerung erreicht werden, während wir unter bloßer Beobachtung

sein Manövrieren jede positive Tätigkeit genommen, die Oesterreicher haben allein Schleswig erobert, und die Dänen sind fast unbehelligt in eine so starke Stellung gegangen, die man schließlich doch mit Sturm nehmen muß. Jetzt wünsche ich, daß der Prinz die Düppler Schanzen und die Insel Alsen nimmt, beide mit *seinen* Truppen, fürchte aber, daß er bei seiner sich überall kundgebenden Neigung zu Künsteleien nicht den einfachen, geraden Weg einschlägt, sondern Ueberfälle, Nachtgefechte vorzieht. Blut fließt dabei, aber das ist in der Weltgeschichte wie auf dem Ackerboden ein fruchtbringender Stoff. Die einfache Taktik, welche ihr Ziel im Totschlagen des Gegners sucht, hat zu allen Zeiten die schönsten Erfolge gewonnen. Ich stelle den Prinzen hoch in seiner Gabe, auf die Truppen zu wirken, und in seiner persönlichen Bravheit, aber ich halte ihn für keinen Schlachtengewinner, für keinen Feldherrn."

von Fredericia imstande sind, Jütland in wenigen Tagen zu erobern". ... Sollte die weitere Besetzung Jütlands jedoch (aus politischen Gründen) vom Wiener Kabinett nicht zu erreichen sein, „so würde allerdings ein ernsthafter Angriff auf Düppel notwendig werden, da ein gänzlicher Stillstand der Operationen zu keinem Ziele führe und die Gefahr der Lage verlängere und steigere. Alle nötigen Mittel zu einem solchen Angriff, also namentlich die Ausrüstung eines Belagerungstrains, dürften daher schon jetzt vorzubereiten sein." [1]) In einem Privatbriefe vom 28. Februar an Blumenthal sprach sich Moltke dahin aus: „Der Angriff auf Düppel kostet Zeit, Geld und Menschen und ist selbst im Fall des Gelingens fast nur ein negatives Resultat." [2]) Denselben Gedanken vertrat er am 27. Februar dem Kriegsminister Roon gegenüber. [3])

Wie Prinz Friedrich Karl bis zur endgültigen Entscheidung der Belagerungsfrage seine Aufgabe vor Düppel ansah, erhellt aus folgender Darlegung:

Erkundungsgefechte vor Düppel

„Was mein Korps im Sundewitt sollte, lag auf der Hand, und ich erkannte als Zweck, der im Norden operierenden Armee Flanke und Rücken zu decken und die dänische Armee, welche sich mit Ausnahme einer Division und des größten Teils der Kavallerie nach dem Sundewitt und nach Alsen abgezogen hatte, in Schach zu halten. Hierzu genügten die 23 Bataillone, die zur Stelle waren, völlig. Meine Gedanken beschäftigten sich in den nächsten Tagen nur damit, meine Truppen bequem und gesund, wenn auch freilich sehr eng unterzubringen, aber doch so, daß sofort an bestimmten Punkten widerstandsfähige Kräfte, nach einigen Stunden das ganze Korps konzentriert sein könnten. Ich mußte die Eigentümlichkeit des Terrains studieren, um den Schlappen aus dem Wege zu gehen, die uns in früheren Feldzügen zugestoßen. Die Gelegenheit zur Führung des kleinen Krieges, der den Offizier und Soldaten mehr als alles andere an Gefechte und Krieg gewöhnt, und wofür wir aus unseren Garnisonen eine bessere Schulung als die Dänen mitbrachten, war günstig und mußte benutzt werden. Dies geschah denn auch sofort mit der größten Passion von allen Seiten. Die Truppen hatten freie Hand. Nur wenn mehr als ein Bataillon eine Unternehmung machte, sollte es mir gemeldet werden. Indem ich den kleinen Krieg an die feindlichen Vorposten spielte und diese einschüchterte, gewann ich Ruhe, Sicherheit und das moralische Uebergewicht, diese Vorbedingung zum Er-

[1]) Moltkes Militärische Korrespondenz 1864. Seite 86 ff.
[2]) Ebenda. Seite 90.
[3]) Ebenda. Seite 88.

folge ... Durch die Besetzung der Halbinsel Broacker[1]) rückte ich den Schanzen näher, verfügte über eine Menge reicher und guter Quartiere, und vor allen Dingen, ich etablierte eine Art Zwickmühle für die Dänen. Gingen sie gegen Broacker vor, so konnten sie von meiner Frontalaufstellung aus in die Flanke genommen werden. Dasselbe war von Broacker aus der Fall, wenn sie gegen meine Front vorstießen. Hierdurch wurde offenbar die Sicherheit meines Korps im ganzen wesentlich gefördert. Die Besitzergreifung von Broacker führte aber noch zu einem anderen Vorteil, den ich mir anfangs wohl nicht versprochen hatte, nämlich zu einem Einblick in einen großen Teil des Terrains hinter den Schanzen ...

Auf alle Fälle waren Rekognoszierungen nötig, ohne daß bis jetzt eine bestimmtere Absicht, als allgemeine Kenntnisse zu erlangen, mit ihnen verbunden gewesen wäre. Die dänischen Vorposten standen auf mehr als starke Kanonenschußweite vor ihren Schanzen, und die Blicke, die Colomier von Broacker, von der Nübel-Mühle und vom Kirchturm von Satrup aus tat, genügten nicht. Um diesen Herrn und andere heranzuführen, waren also Gefechte nötig, ein Zurückdrängen der feindlichen Vorposten. Es genügte meist, diesen Gefechten einen lokalen Charakter zu geben, denn es kam immer darauf an, einen bestimmten Point de vue zu erreichen, nicht darauf, über die ganze lange Linie den Alarm zu verbreiten und ein allgemeines Engagement unter den Kanonen der Schanzen herbeizuführen. Diese lokale Absicht waltete ob, als das Gefecht am 18. Februar herbeigeführt wurde. Die Absicht der Rekognoszierung wurde nicht genügend erreicht. In derselben Intention legte ich das Gefecht bei Nübel am 22. an, wobei die Zwickmühle von Broacker so recht zur Geltung kam ... Aber gesehen wurde abermals gar nichts, denn es wurde mit Tagesanbruch nebelig und schneite sehr stark." [2])

Der König entschied sich für ein vorläufiges Abwarten vor Düppel und suchte zunächst das Wiener Kabinett zu einer Besetzung von Jütland zu bestimmen. Sollten diese Bemühungen jedoch ohne Erfolg sein, so sei zur förmlichen Belagerung der Schanzen zu schreiten. Für alle Fälle wurde daher am 26. Februar die Mobilmachung des Belagerungsmaterials angeordnet in dem Umfang, wie es vom Prinzen am 21. Februar als Mindestmaß notwendig bezeichnet war.

---

[1]) Broacker wurde nach einem Brückenschlag bei Eckensund am 17. Februar ohne Kampf besetzt.

[2]) Moltke war gegen solche Gefechte, weil sie in das Geschützfeuer der Schanzen führen müßten und die bloße Unterbrechung der dänischen Arbeiten deren Wiederaufnahme und Vollendung nicht hindern könne.

Ueber diese Entscheidung schreibt der Prinz: „Das Nachgeben und Eingehen auf meine Ansichten setzte mich à mon aise, und ich fing an, mich mit meinem Aufenthalt im Sundewitt auszusöhnen, der schöne Gelegenheit gab, die Truppen an den Krieg und an Arbeit und Entbehren, was die Schule des Soldaten ist, zu gewöhnen ... Gab es doch für die Truppen im Norden eher weniger zu tun als hier, sagte ich mir. Die Idee der Berennung war ein überwundener Standpunkt, es konnte höchstens noch zur Belagerung, dem kleineren von zwei Uebeln, kommen. Es war Zeit gewonnen in jedem Falle.

Sendung des Obersten Colomier nach Berlin

Für eine Belagerung wollte ich nun aber unter allen Umständen diejenigen Mittel erhalten, die Blumenthal und besonders Colomier — auf welche ich mich als Laie im Festungskrieg verließ und verlassen konnte — für nötig hielten ... Der einfachste Weg, zum Ziele zu gelangen, schien mir der, nachdem das Bedürfnis auf das knappste festgesetzt, den Oberst Colomier direkt zum Könige zu schicken. Blumenthal war mit diesem kühnen Schritt einverstanden, und so reiste Colomier ab."

Oberst Colomier legte in Berlin den von ihm selbst ausgearbeiteten Angriffsplan vor, in dem das noch erforderliche Geschützmaterial auf das knappste berechnet war. Da nach der von Manteuffel in Wien am 2. März zustande gebrachten „Punktation" das Hauptziel der weiteren kriegerischen Unternehmungen die Einnahme der Stellung von Düppel-Alsen bilden sollte, so genehmigte der König am 3. März die Vorschläge Colomiers.

Indessen an die Gewährung der geforderten Belagerungsmittel war eine das freie Handeln des Prinzen beengende Vorschrift geknüpft. Der König selbst schrieb ihm am 3. März: „Ich kann Colomiers Ansicht nicht beitreten, daß man mit dem Anfang der Beschießung warte, bis alle Geschütze vereint sind, sondern bin dafür, daß der Anfang gemacht wird, wenn die erste Sendung eintrifft, da man ja nicht wissen kann, was dies schon für einen Effekt haben kann. So lange die Truppen in Untätigkeit zu lassen, ist nicht ratsam, und daher scheint es mir unerläßlich, daß Du öfters durch größere nächtliche Unternehmungen die neuen Schanz- und Verkleidungsarbeiten des Feindes zu zerstören suchen mußt, wodurch die Truppen beschäftigt und der Feind zu großen Reparaturarbeiten genötigt wird. Der ernste Angriff auf Düppel darf nicht unterbleiben, während wir in Jütland vorgehen." In demselben Sinne war in einem Schreiben des Kriegsministeriums an Wrangel die Erwartung ausgesprochen, daß die bewilligten Geschütze sogleich nach Maßgabe ihres Eintreffens zur Störung der feindlichen Verstärkungs-

arbeiten in Tätigkeit gesetzt würden. Wrangel betonte daraufhin unter Uebersendung dieses Schreibens an Prinz Friedrich Karl die Notwendigkeit, den Beginn der Belagerung nicht bis zum Eintreffen sämtlicher schweren Geschütze zu verschieben.

Partieller Beginn der Beschießung

Der Prinz und Blumenthal versprachen sich hingegen von einem allmählichen Auftreten der nach und nach eintreffenden Belagerungsgeschütze nur wenig Erfolg und hielten, übrigens wiederum in voller Uebereinstimmung mit Moltke,[1]) dafür, daß der Angriff als einheitliches Unternehmen mit allen zur Verfügung gestellten Mitteln gleichzeitig begonnen und bis zu deren völligem Eintreffen aus Rücksicht auf die Schlagfertigkeit der Truppen auch von einer engeren Einschließung Abstand genommen werden müßte. Indessen dem strikten Befehl mußte zunächst Folge gegeben werden. „Ich war also nicht imstande," schreibt der Prinz, „wie es Vernunft und Erfahrung vorschrieben, in Front und Flanke gleichzeitig das Feuer gegen die Werke zu beginnen." So wurden denn die zuerst eintreffenden schweren Geschütze bei Gammelmark auf der Halbinsel Broacker nach Ueberwindung mancher, den Feuerbeginn verzögernder Schwierigkeiten in Stellung gebracht und eröffneten am 15. März über den Wenningbund ein flankierendes Feuer gegen den linken Flügel der Schanzen und gegen Sonderburg. „Der Angriff der Flanke begann also vierzehn Tage vor dem der Front. Der moralische Effekt ging verloren; die Dänen erhielten Zeit, sich zahlreiche Traversen zu bauen, und das Feuer mußte aus Mangel an Munition nach wenigen Tagen eingestellt werden, als mir per Geschütz etwa noch fünfzig Schuß blieben. Diese mußte ich mir bewahren, damit die Batterien einen Kampf mit der Flotte, den wir erwarteten und hofften, führen könnten." Der Prinz hatte jedoch seinen abweichenden Standpunkt schon am 8. März in einer Eingabe an den König zum Ausdruck gebracht und sich dabei darüber beschwert, daß er durch die Weisungen Wrangels in der ihm zugestandenen Selbständigkeit beschränkt worden sei. Die Folge davon war eine Allerhöchste Kabinettsorder vom 14. März, in der zwar ausgesprochen wurde, daß die vom Kriegsministerium über die Verwendung der Belagerungsartillerie entwickelten Gesichtspunkte nicht als bindende

---

[1]) Moltke sagt in einem Privatbriefe vom 8. März an Blumenthal: „Ich habe mich in einer Konferenz bei Seiner Majestät nur dagegen aussprechen können, daß das Belagerungsgeschütz nach und nach in Tätigkeit gesetzt werden soll, weil ich glaube, daß aller Batteriebau und, wenn möglich, die Einführung der Geschütze in ein und derselben Nacht erfolgen müßte." Moltkes Militärische Korrespondenz 1864. Seite 99.

Vorschrift zu betrachten seien und die Selbständigkeit der Angriffsleitung nicht beschränken sollten, die aber doch den Vorwurf durchblicken ließ, daß der Prinz seine Aufgabe bisher nicht mit gehörigem Nachdruck betrieben habe. Als Richtschnur für sein weiteres Verhalten hieß es: „Nachdem ich den Angriff auf die Stellung bei Düppel befohlen und dieser Absicht durch Absendung des Belagerungsparks, und zwar in der von Ihnen begehrten Stärke, einen offenkundigen Ausdruck gegeben habe, muß dieser Angriff energisch durchgeführt werden. Auch kann ich bei der Zulänglichkeit der disponibeln Mittel und der anerkannten Tüchtigkeit der Truppen keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß diese Aufgabe mit Umsicht und Nachdruck versucht, den entgegenstehenden Schwierigkeiten ungeachtet auch glücklich gelöst werden wird." Privatim fügte der König in einem Schreiben vom 16. März,[1] gewissermaßen begütigend, hinzu: „Weder ich noch Roon denken daran — Hofkriegsrat spielen zu wollen; wenn wir also Dir auch keine Befehle geben, wie Du operieren sollst, so müssen wir doch unsere Ansichten aussprechen, die Eingang bei Dir finden werden, wenn sie nach den Umständen angängig sind."

Auch Manteuffel suchte ganz im Sinne des Königs und Roons auf eine Beschleunigung des Angriffs hinzuwirken. Er tat dies in der für ihn charakteristischen Art durch einen Appell an die moralische Seite der Kriegführung. In einem Schreiben vom 10. März an den Prinzen sagte er:

„Die Augen der Welt sind auf Euer Königliche Hoheit gerichtet, und Ihr Lorbeer liegt in Düppel. Die Augen aller Militärs sind um so strenger aufmerksam, als der Korpsbefehl über Missunde verletzt hat: Man will den Beweis, daß Euer Königliche Hoheit berechtigt sind, napoleonische Sprache zu führen. Euer Königliche Hoheit müssen das Düppel bald nehmen. Tun Sie das jetzt, nachdem schweres Geschütz eingetroffen, so sagt das Urteil, Ihr früheres Zögern sei weise Vorsicht und Rücksicht auf Soldatenblut gewesen; verlangen Euer Königliche Hoheit aber immer mehr Geschütz, verzögern Sie den Angriff immer länger, so gerät Zweifel an der Entschlossenheit Euer Königlichen Hoheit in die Gemüter, und ich wünsche für die Armee und für Euer Königlichen Hoheit Person und die Hoffnung, die ich auf diese setzen muß, nicht, daß ein Waffenstillstand geschlossen wird, während unsere Truppen noch v o r Düppel stehen. Es handelt sich hier nicht um die Wichtigkeit der Position, nicht um die Frage, ob sie ohne Alsen zu halten, ob Alsen zu erobern, ob

[1]) Abgedruckt in Moltkes Militärische Korrespondenz 1864. Seite 104.

ohne dessen Eroberung die Einnahme von Düppel nicht wertlos — es handelt sich um den Ruhm der preußischen Armee, um die Stellung des Königs im europäischen Rat. Der Preis ist Ströme Blutes wert, und um ihn wird es mit Freuden vergossen vom höchsten Offizier bis zum Tambour herab. Haben Euer Königliche Hoheit das schwere Geschütz, so lassen Sie die Einleitungen nicht langsam, pedantisch, sondern unter dem Kommandowort treffen und entfernen Sie lange Gesichter und Schwierigkeiten durch das Zauberwort ‚Ich will'."

Es dürfte heute wohl keinem Zweifel unterliegen, daß, vom militärischen Gesichtspunkt betrachtet, der Prinz, Blumenthal und Moltke im Recht waren. Der Hauptgrund jedoch, warum der König, Roon und Manteuffel so energisch auf eine Beschleunigung des Angriffs drangen, lag in den von Manteuffel angedeuteten politischen Verhältnissen: Preußen mußte unter allen Umständen vor dem Zustandekommen der von England fortgesetzt erstrebten Konferenz einen glänzenden Waffenerfolg aufzuweisen haben.

Projekt von Ballegaard

Dem Prinzen und Blumenthal lag freilich ebensoviel an dem Ruhm der preußischen Armee. Ihre ganze militärische Denkungsart war darauf gerichtet. Weil sie aber in der Beschleunigung des Angriffs nur eine leichtsinnige und gefahrvolle Ueberstürzung und in der regelrechten Belagerung keinen entscheidenden, großen Schlag erblickten, entstand bei ihnen der kühne Plan, durch einen Uebergang nach Alsen das dänische Heer zu vernichten und gleichzeitig die Düppler Schanzen zu Fall zu bringen: das sogenannte Projekt von Ballegaard. Allgemein gilt Blumenthal als der Schöpfer dieses Planes, und sicherlich ist er auch in seinem Kopfe unbeeinflußt durch andere gereift. Nicht aber hat erst er den Prinzen dafür gewonnen, sondern ist bei seinen Vorschlägen nur einem bereits vorhandenen Lieblingsgedanken des Prinzen begegnet. Dieser selbst erzählt darüber:

„Mir sprach damals zuerst der Major von Bonin, mein Adjutant, davon, dem sein Vater, der jetzt verstorbene General der Infanterie,[1]) Bezügliches geschrieben hatte. Der General Bonin war mir stets gewogen und ließ mir diesen Wink zukommen, damit ich mir einen großen Namen machen möge. Ich erfaßte den Gedanken, besprach ihn mit Blumenthal, dem er sehr gefiel, und stellte ihn in meinem eigenhändigen Schreiben an den König vom 10. März schon als ein Projekt, als eine Notwendigkeit hin. Zwar war der Gedanke

---

[1]) General von Bonin, der frühere Kriegsminister, gestorben 1865.

nicht neu, aber er wurde von mir hier zur rechten Zeit, als niemand daran dachte, und insofern als neu vorgebracht." [1]

Nachdem Blumenthal sich im Auftrage des Prinzen in Wrangels Hauptquartier begeben, dort den Plan näher dargelegt und die Zustimmung des Feldmarschalls dank der kräftigen Fürsprache des Kronprinzen erlangt hatte, wandte sich der Prinz am 10. März brieflich an den König:

„Da mir der Angriff, zu dem ich mich niemals gedrängt habe, übertragen worden ist, so habe ich darüber nachgedacht, in welcher Art ich so viele Chancen als nur möglich für den Erfolg mir verschaffen könne. Hierauf bezog sich die Mission des Obersten von Blumenthal, die ja erfolgreich gewesen ist, soweit es vom Feldmarschall abhängt. Ich muß nach Alsen. Der Uebergang nach dieser Insel ist Mittel zum Zweck, um die Düppler Schanzen zu nehmen. Wenn ich aber auf Alsen die feindliche Hauptmacht vernichte oder zum Gewehrstrecken bringe, so ist dies wohl der entscheidendste Schlag, der den Dänen beigebracht werden kann. Dieser Uebergang nach Alsen tritt somit als Ziel der Operation in den Vordergrund. Um nach Alsen zu gehen, bedarf ich der Flotte beinahe notwendig. Ueber die Absichten Euer Majestät wegen Allerhöchstihrer Flotte wußte der Feldmarschall nichts Genaueres, und es ist dies der eigentliche Grund, warum an Euer Majestät ich diese alleruntertänigsten Zeilen richte und meinen Vortrag halte. Mein Wagnis ist sehr groß, wenn die Flotte nicht erscheint, aber nicht so groß, daß ich davor zurückschrecke; nur können allerdings noch Vorfälle eintreten (Erscheinen dänischer Kriegsschiffe, Sturm), die mir verbieten, es zu unternehmen — Dinge, welche ich nicht vorhersehen kann . . ."

Der Prinz entwirft nun seinen Plan im einzelnen, der darin gipfelt, ohne Mitwirkung der Flotte, bei Nacht, während die Belagerung im Gange sei, bei Ballegaard mit Pontons zunächst die ganze 13. Division, dann die vom Feldmarschall noch zur Verfügung gestellte 10. Brigade überzusetzen. „Alles dies, namentlich das Uebersetzen dessen, was auf die Fähren soll, und die Zeitdauer des Unternehmens stellt sich weit günstiger, wenn die Flotte da ist, mir hilft, mich schützt." Allerdings sei damit zu rechnen, daß die Dänen auf

---

[1] In seine „Notizen zum Gebrauch im Felde" hatte der Prinz schon lange vor dem Feldzug einen Auszug aus den Erinnerungen des polnischen Edelmannes von Paseck (1840) aufgenommen über den kühnen Zug des Woiwoden Czarnicki, der mit dreihundert Reitern am 4. Dezember 1659 schwimmend über den Alsensund setzte.

einen Uebergang gefaßt seien, aber in der Gegend von Sandberg, bei Rönhof, wo sie fleißig schanzten. „Ich bin der Meinung, daß, da die Dänen mich dort erwarten, sie außer den Schanzen, die ich sehe, mir noch gewiß viele Schwierigkeiten, die ich nicht sehe, aufgehäuft haben. Bei Ballegaard erwarten sie mich offenbar nicht, und bitte darum Euer Majestät ich inständigst, die Geheimhaltung dieser Zeilen streng anbefehlen zu wollen. Wenn Euer Majestät auf mein Anliegen wegen unserer jungen Flotte einzugehen geneigt wären, so bitte ich, zunächst einen vertrauten Seeoffizier zu mir schicken zu wollen. Ich glaube, daß sich an Ort und Stelle alle Einwände schneller und leichter beseitigen lassen als durch schriftliche Exposés. Desgleichen mag er auch mich aufklären über vielerlei in sein Fach Einschlagendes, was hier keiner von uns weiß."

Der Prinz erläutert dieses Schreiben in seinen „Erinnerungen" wie folgt: „Ein Motiv glaube ich verschwiegen zu haben, es war das, daß diese Operation die einzige war, die ich mit dem Korps machen konnte, das ohne Belagerungsartillerie die Düppler Schanzen nicht nehmen konnte, und — das war für mich entscheidend, und darum blieb ich bei dem Projekt selbst nach Ankunft der für beide Fälle unerläßlichen Belagerungsartillerie — ich vermied die Belagerung in Front, die mir ein odiöser Gedanke war. Ein Hauptgrund dieses Hasses gegen den Festungskrieg ist darin zu suchen, daß ich mich nie mit ihm beschäftigt hatte. Niemand also, der General werden will, vernachlässige dies. Er gewinnt hierdurch gewiß an Vielseitigkeit und Brauchbarkeit, wird sich auch in diese Art der Kriegführung, zu der er berufen sein kann, hineindenken und dann nicht, wie es mir ergangen, vor einer Aufgabe, in die er sich nie hineingedacht, aus Unkenntnis also, zurückschrecken." Auch hier sieht man wieder das freimütige Eingeständnis eines der eigenen Handlungsweise anhaftenden Mangels, das dem Charakter des prinzlichen Feldherrn hohe Ehre macht.

Der König antwortete am 16. März eigenhändig: „Dein Schreiben vom 10. d. M. setzt mir Deine Ansichten und Absichten auseinander, die Du vis-à-vis der Dir gestellten Aufgabe gefaßt hast und die zuletzt auf einen möglichen Uebergang nach Alsen hinauslaufen. Ich kann nicht leugnen, daß mich diese Auffassung, und zwar die Art der Ausführung, überrascht hat, wenngleich ich die Möglichkeit derselben nicht gerade in Abrede stellen will. Jedoch hängt diese gefährliche Operation von so viel Voraussetzungen, Wenns und Abers ab, die Du selbst aufstellst, daß hierin schon das Mißliche derselben liegt. Ich wollte mich jedoch auf mein eigenes Urteil nicht

allein verlassen und habe deshalb eine Konferenz mit Exzellenz von Roon und Moltke gehabt. Das Resümee unserer Betrachtungen findest Du anliegend zusammengestellt. Die Mitwirkung unserer Flottille halte ich für so wenig in Anschlag bringend, daß ich sie von Hause aus als ausgeschlossen von der Berechnung betrachte ... Du bist also meiner Berechnung nach nur auf die Pontons angewiesen ... Ohne Feldartillerie überzugehen ist vollständig unmöglich, da der Feind Dir bedeutende Feldartillerie entgegensetzen kann, wird und muß. Dennoch erscheint das ganze Projekt (wie Du ja selbst andeutest, daß es von uns zu unternehmen sei, wenn günstige Umstände während der soi-disant Belagerung der Düppler Retranchements eintreten) in zweiter Linie stehend; die Belagerung muß unausgesetzt in erster Linie stehen bleiben. Zu dieser sind Dir alle Mittel gewährt, und ich erwarte den günstigsten Erfolg, wenn sie mit Umsicht, Energie und bonne volonté angewendet werden ..."

In dem beigefügten, von Moltke verfaßten Gutachten war „die Unterstützung durch die Flotte für notwendig" erachtet, „wenn der Erfolg einigermaßen gesichert sein solle". Das Erscheinen der Flotte hänge indes nächst der Durchbrechung der feindlichen Blockade von Wind und Wetter, von zufälligen Umständen und vom Glücke ab. Ohne den Beistand der Flotte könne das gefährliche Unternehmen nur unter besonderen Glücksfällen als möglich erscheinen.

Der Prinz knüpft an diese Antwort folgende Bemerkung in seinen „Erinnerungen":

„Es gibt gewisse große Dinge, die ausgeführt sein müssen, ehe man gestehen darf, an sie gedacht zu haben. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, war mein Schreiben an den König ein Fehler. Blumenthal tadelte mich deshalb, und er hatte recht. Aus der Antwort des Königs, der nicht nein sagte, ersah ich aber sehr wohl, daß er dem Projekt als einem zu prekären, das von Witterung und Wasser abhinge, nicht von ganzem Herzen beistimmte. Dies machte mich, ich leugne es nicht, für mein Lieblingsprojekt doch etwas lauer als zu Anfang. Gehöre ich doch zu den Persönlichkeiten, die gewohnt sind, zu sehr vom Willen des Königs abzuhängen, um mit vollen Segeln etwas ausführen zu können, von dem ich weiß, daß es den Allerhöchsten Intentionen nicht ganz entspricht. Was ich aber nicht weiß, macht mich nicht heiß. Darum war der Brief ein Fehler, und jeder, der in ähnlicher Lage ist, mache sich das vorher klar."

Der Prinz wirft im Anschluß hieran die Frage auf: „War das Projekt, Ende März oder Anfang April Alsen zu nehmen,

strategisch richtig?" „Ich bejahe diese Frage unbedingt. Die Vernichtung der dänischen Armee war ein viel größeres Resultat als die Eroberung von Düppel und später die wirklich erfolgte Eroberung von Alsen, als nur ein Drittel dieser Armee noch auf der Insel war. Es wäre das Ende des Krieges gewesen. Aber ein anderes Projekt, die Einnahme von Fünen, hätte meines Erachtens gleichzeitig mit der Einnahme von Alsen stattfinden müssen, mochte diese nun am 3. April oder 29. Juni erfolgen. Diese Operation wäre strategisch richtig gewesen. Ich habe sie im März angeregt.[1]) Die Gründe, warum auf sie nicht eingegangen wurde, sind mir erst klar geworden, als ich sie im Juni von neuem anregte. Sie waren politischer Natur ... Dergleichen politische Bedenken erschweren in nicht geringem Grade die Kriegführung. Man muß die Aufmerksamkeit des Feindes wie bei einem Stromübergang irreleiten, seine Kräfte teilen. Jede Inseleinnahme war dann leichter, wenn man gleichzeitig beide angriff, und mißglückte der eine Uebergang, so konnte man sagen, dies sei nur ein Scheinmanöver gewesen. Viel schwerer war die Einnahme beider Inseln nacheinander.

Daß meine strategische Kombination wegen des gleichzeitigen Eroberns oder richtiger Besetzens der Insel Fünen, welche für die Dänen wichtiger als Alsen und ein herrliches Faustpfand war, dessen Besitz möglicher-, ja wahrscheinlicherweise die Eroberung Alsens unnütz gemacht haben würde, keinen Beifall fand, entzog sich natürlich der Kenntnis meiner Generale. Einige derselben, Manstein, Goeben, Canstein hatten zu dem Alsener Projekt applaudiert. Auch sie wollten nicht den Frontalangriff auf Düppel und nicht dessen Belagerung. Sie freuten sich auf die Feldschlacht auf Alsen, auf den entscheidenden Schlag gegen den Feind, auf das Ende des Krieges. Denn im Laufe eines noch so sehr herbeigesehnten Krieges bekommt man ihn doch gewöhnlich schnell genug satt ... Mein edler Freund, der Oberst Graf von der Groeben,[2]) erbot sich freiwillig, die zwei nach Alsen bestimmten Eskadrons, die einzigen, welche hinüber sollten, zu führen und gab hierdurch wieder einen Beweis seiner Gesinnung und großen Uneigennützigkeit ..."

Hatte der, wenn auch nicht direkt ablehnende, so doch jedenfalls wenig zustimmende Bescheid des Königs über das Projekt von

[1]) Es geschah dies zuerst in einem Schreiben an den König vom 20. März, dann in einem zweiten vom 24. März. Auch Moltke sprach sich bereits am 16. März in einer Denkschrift an den König (Korrespondenz Nr. 47) für die Besitzergreifung von Fünen aus.

[2]) Graf Georg von der Groeben. Vergl. Seite 257.

Ballegaard die Wirkung, daß der Prinz für seinen Lieblingsgedanken „lauer" gestimmt wurde, so zeitigte andererseits der Meinungsaustausch doch den Erfolg, daß man fortan in Berlin davon Abstand nahm, den Prinzen zu größerer Beschleunigung des Angriffs auf die Schanzen zu drängen. War Moltke schon immer, freilich vergebens, dafür eingetreten, daß dem Prinzen neben der Verantwortlichkeit für die Ausführung auch vollste Freiheit in der Wahl der Mittel gelassen werden müsse, so konnte er jetzt dem Obersten von Blumenthal am 17. März mitteilen:[1]) „Jeder verständige Militär muß einsehen, daß eine schnelle Entscheidung vor Düppel nicht zu erwarten steht und daß sie Zeit braucht; machen Sie sich deshalb keine Sorge. Ich möchte auch glauben, daß dem Prinzen ferner keine beengenden Vorschriften gemacht werden. Sanguinischen Hoffnungen kann man nicht entsprechen, und ein guter Reiter mutet auch dem besten Pferde keinen Sprung zu, bei dem es den Hals brechen muß. Unsere Truppen werden schon zeigen, was sie leisten können, aber vorbereitet muß der Sturm sein. Die Dänen müssen einsehen, daß es sich bei Düppel um Heer und Staat handelt; ich glaube nicht, daß sie die Stellung leichten Kaufs aufgeben." Am 21. März:[2]) „Ich kann Sie darüber beruhigen, daß gerade in den letzten Tagen mancher lebhafte Besorgnis über einen vorzeitigen und nicht ordentlich vorbereiteten Sturm gehegt hat, der etwa aus Depit über drängende Insinuationen ausgeführt werden könnte. Ich habe dem Könige, dem Kriegsminister und General von Manteuffel gesagt, daß ich diese Befürchtung nicht hege, und es unverantwortlich sein würde, die Wirkung des noch eingehenden Geschützes nicht abzuwarten."[3]) Ja, die bisherige Stimmung in Berlin schlug schließlich ganz in das Gegenteil um. Aus Roons und Manteuffels Drängen zu energischem Handeln ward unter dem Eindrucke des Projekts von Ballegaard fast die Scheu vor einem großen, entscheidenden Schlage, und treffend urteilte Moltke am 27. März in einem Briefe an Blumenthal:[4]) „Man erwartet vom Prinzen kühne Unternehmungen, und wenn er dazu schreitet, schrickt man davor zurück."

---

[1]) Moltkes Militärische Korrespondenz 1864. Seite 110 ff.

[2]) Ebenda. Seite 116.

[3]) Welchen Wert Moltkes Briefe für den Prinzen und Blumenthal gegenüber den vielfachen Schwierigkeiten und Gegenströmungen hatten, bezeugt Blumenthal an mehreren Stellen seiner Korrespondenz, so zum Beispiel am 30. März: „Euer Exzellenz Briefe sind für den Prinzen und mich das einzige Labsal und machen uns immer wieder Mut."

[4]) Moltkes Militärische Korrespondenz 1864. Seite 122. Am 24. März schreibt auch Goeben seiner Gattin: „In Berlin ist jetzt ein vollständiger

Inzwischen erfuhr das I. Korps vor Düppel auf Antrag des Prinzen eine wesentliche Unterstützung an Infanterie, um die durch den beschwerlichen Dienst und fortgesetzte Kämpfe angestrengten Truppen zu entlasten. Am 19. März traf zunächst die kombinierte 10. Brigade des Generals von Raven bei Gravenstein und am 28. März neun Bataillone der Gardedivision unter General von der Mülbe in Apenrade ein.

Endlich, am 25. März, gab der König dem Projekt von Ballegaard seine Zustimmung und wies den Admiral Prinzen Adalbert zur Mitwirkung der Flotte beim Uebergange des Landheeres nach Alsen an, aber die Ausführung des Unternehmens wurde durch ein Schreiben des Kriegsministers vom 28. März und einen vom gleichen Tage datierten Privatbrief des Königs an den Prinzen bis zu dem Zeitpunkt verschoben, wo das rechtzeitige Eintreffen der Flotte gesichert erscheine, und durch die Eröffnung der ersten Parallele die Aufmerksamkeit des Feindes von dem Uebergangspunkt ab- und auf die Belagerung hingelenkt würde. Während der Prinz bisher mit Rücksicht auf den beabsichtigten Uebergang die Eröffnung dieser Parallele hinausgeschoben hatte, wurde ihre Anlage nunmehr beschleunigt und nach einem wenig erfolgreichen Gefecht der Brigade Raven (28. März) in der Nacht vom 29. zum 30. März in einer Entfernung von 900 m von den Schanzen bewerkstelligt — für den Fortgang der Belagerung zweifellos auf zu weiter Entfernung. Starke nordwestliche Winde sowie unvorhergesehene Maschinendefekte auf drei Kanonenbooten hinderten dann wieder die Flotte am rechtzeitigen Erscheinen zu dem inzwischen vereinbarten Zeitpunkte, dem 2. April früh.

Der Prinz selbst schildert seine schwierige Lage inmitten dieser Ungewißheit in freimütiger Selbstkritik:

„Blumenthal fing an mich zu drängen, das entscheidende Wort auszusprechen, wiewohl noch einiges zu tun war, ehe das Unternehmen zur Ausführung reif war. In diesen Tagen *vor* der großen Entscheidung war ich leider wieder nicht frei von Bedenken, fühlte meine Verantwortung, säumte von Tag zu Tag mit dem Befehle,

---

Umschwung eingetreten. Man hat sich überzeugt von den großen Schwierigkeiten und man ist jetzt im Gegenteil zu früher vielmehr besorgt, daß hier zu viel gewagt werden könne ohne genügende Vorbereitung, daß man stürme usw. mit großen Verlusten und wenig Chancen. Darüber kann man aber ganz ruhig sein. Hier sind alle darüber klar, daß eine vollständige regelmäßige Belagerung notwendig ist, und das ist eine sehr langwierige Arbeit, die jetzt ja noch nicht einmal begonnen hat.“ Zernin, Goeben. Band I Seite 295.

suchte innerlich Ausreden, indem dies oder das noch nicht fertig war — kurz, es fehlte mir an Entschluß. Die Hauptsache aber war, daß ich wußte, daß der König mit dem Uebergange nicht einverstanden war."

Eingreifen des Kronprinzen

Da war es der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der seinem Vetter freie Bahn zum Handeln verschaffte. Bis zum 30. März war der Kronprinz in unverantwortlicher Stellung in Wrangels Hauptquartier und übte „aus eigener Entschließung unter schwierigen Verhältnissen einen maßgebenden und erfolgreichen Einfluß auf die Armeeleitung aus". Durch eine Allerhöchste Kabinettsorder vom 30. März wurden ihm vom Könige besondere Vollmachten erteilt, nach denen die Heerführung tatsächlich in seine Hände überging. Dem stillen, energischen und erfolgreichen Wirken seines Vetters an der Seite des altersschwachen und seiner Stellung nicht mehr gewachsenen Feldmarschalls wird Friedrich Karl mit folgenden Worten gerecht:

„So ging das Kommando nicht der Form, aber dem Wesen nach in die Hände des Kronprinzen über. Er war verständig, und sein Wirken für die Armee in Schleswig und für das Vaterland segensreich, sein Auftreten war liebenswürdig; die Details dieses Wirkens sind mir entzogen gewesen, ja die Mitwelt hat — das lag in der Natur dieses eigentümlichen Verhältnisses — keine Kenntnis davon erhalten können. Möge die Nachwelt es rühmen, wie dasselbe es verdient. Mir gewährte der Kronprinz in der Zeit vor Düppel die allerbreiteste und wesentlichste Unterstützung. So zum Beispiel ist nur ihm das Heranziehen der neun Gardebataillone zu danken, und ebenso, daß der anfangs unerlaubte Schritt über die jütische Grenze nicht wieder zurückgetan wurde. Es fiel das in eine Zeit, wo er noch keine faktische, nur eine moralische Macht besaß. Die Art und Weise, wie er mit dem Feldmarschall sprach . . ., erstaunte mich und verletzte gewissermaßen mein an Subordination gewöhntes militärisches Gefühl. Und doch habe ich mir bald sagen müssen, daß der Kronprinz recht hatte. Denn er hatte den Feldmarschall in der Gewalt. Das will ungemein viel sagen bei dieser herrischen und eigentümlichen Persönlichkeit, auf welche auch nur Einfluß geübt zu haben, sich nur wenige Menschen rühmen dürften."

Kronprinz Friedrich Wilhelm wurde am 31. März nach vorheriger mündlicher Vereinbarung mit Prinz Friedrich Karl telegraphisch beim Könige dahin vorstellig, den Uebergang nach Alsen auch ohne Mitwirkung der Flotte auszuführen, und erhielt darauf die folgende zustimmende Antwort: „Befehle über Operationen kann ich von hier aus nicht geben, also auch nicht wegen Alsen mit oder ohne Flotte,

welches das eine oder andere nach Umständen anzuordnen bleibt. Das Unternehmen ohne Flotte zu untersagen, hat nie in meiner Absicht gelegen." Bei Uebersendung dieses Bescheides an Prinz Friedrich Karl fügte der Kronprinz hinzu: „Mithin sind keine Schranken Dir gezogen ... Vertraue auf Dein altes Soldatenglück!" Wenn auch der König privatim dem Kronprinzen seine Bedenken nicht verhehlte mit den Worten: „Wegen der Alsener Expedition hege ich eine große Scheu, doch wie kann ich von hier aus raten!" — so zögerte Prinz Friedrich Karl nicht, das lange und sorgfältig vorbereitete Unternehmen auch ohne den Beistand der Flotte am Morgen des 2. April auszuführen. Er selbst sagt: „Endlich gab ich den entscheidenden Befehl, der auch durch meinen körperlichen Zustand — ich war wieder überaus krank und zwar bettlägerig — aufgeschoben worden war ... Nachdem ich ihn mir von der Seele gerissen, war mir wieder zumute wie bei Arnis, wo ich nunmehr taub und blind gegen alles andere resigniert meinem Verhängnis entgegenging."

In dieser Stimmung zeichnet ihn Prinz Kraft zu Hohenlohe,[1]) als er am Morgen des 2. April von der Höhe bei Dünth am Wenningbund, von Fieberschauern durchschüttelt, in stummer Resignation der Beschießung von Sonderburg zuschaute. Der eingetretene Sturm machte zunächst einen Aufschub des Unternehmens um vierundzwanzig Stunden nötig und hinderte schließlich seine Ausführung ganz. „Gott wollte es anders," schreibt der Prinz, „er schickte einen Sturm, und wir bedurften des ruhigsten Wetters auf unseren gebrechlichen Fahrzeugen."

Der körperliche und Nervenzustand des Prinzen

Um zu einer gerechten Beurteilung des Verhaltens des Prinzen zu gelangen, bedarf es noch einer Beleuchtung des psychologischen Moments. Denn der körperliche und Nervenzustand des Feldherrn in jener Kriegsperiode wirkte erheblich auf seine Entschließungen ein. Auch darüber gibt er selbst ebenso offenherzige wie bedeutsame Aufschlüsse.

Er schreibt:

„Zu Pferde hatte man fast täglich Wind und Sturm auszuhalten, bekam kalte Füße und einen heißen Kopf, mußte in der Näße oft stundenlang stehen — ich spreche hier von der ganzen Winterkampagne —, konnte gar nicht oder nur unregelmäßig gehen,

---

[1]) Aus meinem Leben. Band III Seite 138.

was für meine Gesundheit notwendig ist, während Reiten mir selten zuträglich, und kam wegen Mangels an Zeit auch manchen Tag gar nicht an die Luft. Mittags gab es wöchentlich zwei- bis dreimal saure Gemüse (Bohnen, Linsen, auch Kartoffeln), die ich gern aß, die mir aber nicht bekamen. In Karlsburg und Glücksburg lag ich in kalten Schloßräumlichkeiten. In Gravenstein hatte ich freilich ein größeres Zimmer, aber nur dies eine für alles. Es war zwar ein Ofen darin, aber keine Ofenklappen, und es gab nur frisches Holz, das nach Bedürfnis gefällt wurde. Um eine leidliche Temperatur zu erzielen, mußte den ganzen Tag geheizt werden, und ich, ganz gegen meine Gewohnheit, in der warmen Stube schlafen, die natürlich abends am wärmsten war. Mit jeder neuen Verkältung kam ich in schlimmeren Zustand. Erst Mitte und Ende April mit Eintritt des milderen Frühjahrs verschwand die Verkältung. Ich war recht krank am 2. Februar, dem Tag von Missunde, am 5. und in der Nacht zum 6. in Karlsburg, vom 16. bis 19. in Gravenstein. Ferner war ich sehr krank am 2. April, wo ich von den Höhen von Dünth aus mehrere Stunden hindurch dem Frontalfeuer gegen die Schanzen und der Beschießung Sonderburgs zusah, besonders aber am 3., wo der Uebergang bei Ballegaard stattfinden sollte. Ich blieb zu Bette und wollte nur unter der Bedingung erscheinen, daß der Uebergang wirklich unternommen wurde.

Zu diesem Leiden gesellte sich nach und nach ein zweites, die krankhafte Ueberreizung meiner Nerven. Was aber stürmte auch alles auf mich ein! Die Verantwortung, die ich so weit trieb, daß ich der mir unterstellten Truppe jede, auch die kleinste Schlappe ersparen wollte, ein Zweck, den ich ja auch vollständig und buchstäblich erreicht habe. Häufig weckte mich auch des Nachts vor Düppel das dänische Kanonenfeuer, das sich deutlich von dem unserigen unterscheiden ließ. War das Feuer stärker als gewöhnlich, so regte mich das auf und verbannte den Schlaf. Ich hatte Angst um meine Soldaten, Besorgnis um vielerlei, wo ich entschieden auf Glück rechnen mußte.

Noch ein anderer Umstand wirkte auf meine Nerven dadurch, daß er mir Schlaflosigkeit verursachte. Es ist eine meiner körperlichen Schwächen, daß ich selten einschlafen kann, wenn ich höre, daß andere Personen vor mir eingeschlafen sind. Ich werde dann immer auf Stunden ganz wach. Nun hatte es ein unglücklicher lokaler Zufall, der nicht zu beseitigen war, gefügt, daß der dicke Leibjäger N. N. meines Vetters Albrecht nur durch eine Papierwand von mir getrennt schlief. Das war sehr störend, aber schlimmer

noch, daß er mit dem Moment des Einschlafens furchtbar zu schnarchen anfing. Er schnarchte die Tonleiter nicht bloß herauf, sondern auch wieder herunter. Dieses Konzert habe ich alle Nacht gehabt vom 11. Februar bis Ende April, wo der junge Prinz die Armee verließ.

In große innere Erregung geriet ich immer bei Bestätigung von Todesurteilen über Spione . . .

In Berlin hatte sich nicht de jure, aber de facto eine Art Hofkriegsrat gebildet, der mir Vorschriften gab, Bedingungen, Erwartungen aussprach, drängte und dabei eben nicht die Dinge richtig ansah resp. die Friktionen dieses Kriegsschauplatzes nicht kannte. Kränkungen wurden mir nicht erspart. Es war unmöglich, sich von diesen Einflüssen zu befreien. Sie wirkten lähmend auf mich, und das erregte mich. Meine eigenhändigen Briefe an den König gingen stets in andere Hände und fanden ihre Kritiker und Widersacher, besonders im Kriegsministerium. Beantragte ich Dinge direkt beim König mit Umgehung des Instanzenweges, der im Kriege wegen Entfernung des Großen Hauptquartiers oder wegen nicht günstiger Stimmung dort oder im Kriegsministerium gerechtfertigt schien, so erlangte ich allerdings immer meinen Zweck, mußte aber eine Menge Unannehmlichkeiten mit in Kauf nehmen, die das Kriegsministerium mir machte (Sendung des Obersten Colomier). Es ist mir einmal von der Natur nicht gegeben, mich über dergleichen leicht hinwegzusetzen; diese Dinge waren vielmehr von so einschneidendem Einfluß auf meine Stimmung, daß sie meine Spannkraft lähmten, mir die Lust und Freude nahmen. Wenn ich aber meine Nervosität mit der anderer Leute, wie Blumenthal, General Raven, Major Jena und Hauptmann Spieß 35. Regiments, verglich, so konnte ich noch zufrieden sein. Erklärte mir doch selbst der Hauptmann von Leszczynski[1]) 60. Regiments, der Nerven wie Stricke hatte, nach dem Sturm, länger wie acht Tage hätte er es auch nicht mehr aushalten können, so sei er heruntergekommen.

Es traten ferner gewisse Trübungen, Störungen des guten Verhältnisses, zum Teil entschiedene Zerwürfnisse ein mit Wrangel, Hindersin, Mülbe, besonders Anfang April mit Blumenthal. Letzteres drohte die ganze Kriegführung lahmzulegen. Das genügte, mir jegliche Freudigkeit zu nehmen, und meine Verantwortlichkeit wuchs um so mehr."

Der Prinz geht nun im einzelnen auf seine Zerwürfnisse mit General von der Mülbe und Oberst von Blumenthal ein. Es er-

---

[1]) Vergl. Seite 262.

scheint als ein Gebot der historischen Gerechtigkeit, bei diesen der Nachwelt bisher nur in einseitiger Beleuchtung bekannten Dingen auch den so häufig angegriffenen und getadelten Prinzen zu hören.

Gespannte Beziehungen zu General von der Mülbe

Ueber die gespannten Beziehungen zum Kommandeur der Ende März mit vor Düppel herangezogenen Garden schreibt er:

„General von der Mülbe meldete sich bei mir am 28. März als in Apenrade mit neun Bataillonen in zwei Gewaltmärschen aus Jütland angekommen. Ich empfing ihn in Gegenwart des Prinzen Albrecht (Sohn) und des Obersten Blumenthal sehr zuvorkommend und teilte ihm mit, daß es meine Absicht sei, ihn mit sechs Bataillonen Garde mit nach Alsen zu nehmen, weil es der Wunsch des Königs sei, daß die Garde tüchtig gebraucht werde; die übrigen drei Bataillone sollten mit anderen Truppen vor Düppel verbleiben. Mülbe wehrte sich hiergegen aus persönlichen Gründen und ließ seiner ganzen, bei ihm auch vom Kronprinzen während des Feldzuges wahrgenommenen Verstimmung freien Lauf.[1]) Jetzt habe er von seinen zwölf Bataillonen nur neun, und auch diese sollte er nun nicht einmal behalten usw. Ich gab sofort nach und sagte, daß ich ihn alsdann ganz vor Düppel belassen und andere Truppen, was mir persönlich besser passe, nach Alsen mitnehmen werde.

Ich hatte mit der Garde die besten Absichten, und kein anderes Gefühl als das der Freude über ihr Erscheinen vor Düppel waltete bei mir ob. Mehrere Stunden ritt ich hin und her, um die Garde ankommen zu sehen am 29., aber ich sah nur das 3. Garderegiment und ein Bataillon des 4. Garderegiments. Die übrigen waren schon auseinandergegangen. Sie an anderen Tagen zu sehen, mich ihnen zu zeigen, war eine Sache, die bei dieser Kriegführung, den Terrain- und Kantonnementsverhältnissen rein dem Zufall überlassen bleiben mußte, wollte ich die angestrengte Truppe, die für jetzt dem Feinde zunächst den Dienst übernahm, nicht bloß ad hoc ausrücken lassen. Das unterließ ich, wie ich es bei den Westfalen unterlassen hatte. Es war dies einer der Punkte, dessentwegen die Gardeoffiziere gegen mich verstimmt waren ... Eine andere Ursache war, daß die Verpflegung der Garde, die in Jütland von Requisitionen hatte leben können, für sie sehr empfindlicherweise auf die (große) Verpflegungsportion herabgesetzt werden mußte, die alle Truppen vor Düppel gleichmäßig erhielten. Mehr Dienst und Arbeit und dabei weniger zu essen, als man seit Wochen gewohnt war, das ist freilich kein

[1]) An sich war diese Verstimmung wohl begreiflich, da General von der Mülbes Wirksamkeit als Truppenführer durch die Zerreißung seiner Verbände aufgehoben war.

Grund zur Freude. Diese Unannehmlichkeit konnte weder der Feldmarschall noch ich, der Gerechtigkeit gegen alle Soldaten meines Korps und des Geldpunktes wegen, der Garde ersparen. Es hieß mit Recht, entweder auch die Linientruppen oder auch die Garde nicht ... Ich wußte sehr wohl, daß die Stimmung der Garde über mich seinerzeit maßgebend sein würde für diejenige in vielen militärischen Kreisen Berlins, Potsdams und auch in den Provinzen. Bei bestem Willen hatte ich wissentlich nichts versäumt. Um so mehr drückte mich die klare Erkenntnis der Sachlage und der Anschauungsweise, die vom General Mülbe ausging und von ihm zu meinen Gunsten hätte geändert werden können."

Zerwürfnis mit Blumenthal

Von tiefgreifender Wirkung auf den Gang der kriegerischen Begebenheiten wurde das Zerwürfnis mit Blumenthal.[1]) Hierüber äußert sich der Prinz wie folgt:

„Die reiche militärische Begabung des Obersten von Blumenthal, seine hohen Fähigkeiten und Leistungen als Generalstabsoffizier setze ich als bekannt voraus und bestätige sie nur einfach. Er besaß Einheit und Kühnheit im Entwurf, Mut in der Ausführung. Seine Gesundheit war immer schwach. Er bedurfte stets besonderer Schonung und vieler Erholung, die ich ihm im Frieden vielfach, im Kriege nach Möglichkeit zuteil werden ließ. Alle Offiziere des Stabes hatten ihn in gleicher Weise wie ich sehr lieb und nahmen ihm stets gern Arbeiten, namentlich das rein Geschäftliche, ab ... Seine ganze, sehr große Arbeitskraft verwandte er nur auf den operativen Teil der Geschäfte und auf die hiermit zusammenhängenden Verpflegungsangelegenheiten. Dennoch waren bereits in den ersten Tagen seine Nerven sehr überreizt. Im Kriege traten beim Obersten Blumenthal wie bei manchem Menschen Eigenschaften zutage, die im Frieden verborgen waren. Eine gewisse Eitelkeit, von der er niemals ganz frei war, artete in krankhaften Ehrgeiz und Ruhmsucht

---

[1]) Den Blumenthalschen Standpunkt vertritt auch der mit ihm befreundete Goeben. Am 7. April schreibt er seiner Gattin: „... Blumenthals Stellung ist unendlich schwierig. Ruhige, eindringliche Ueberlegung, darauf begründetes festes Beschließen und dann konsequentes Durchführen, ohne nach rechts und nach links zu sehen — das alles muß ein Feldherr haben. Der Prinz hat manch gute, hat blendende Eigenschaften; aber er ist, wie sich mehr und mehr herausstellt, schwankend, schwer zu einem definitiven Entschluß zu bringen, dabei auf diesen, jenen und den dritten hörend. Blumenthal hat sehr heftige Szenen mit ihm gehabt, wird augenblicklich in nichts gehört. Ich bewundere seine Ruhe und Ausdauer. Er hat nach Berlin geschrieben, dringt darauf, daß jemand herkomme, den Prinzen ‚zurechtzusetzen' usw." Aehnlich äußert er sich in einem Briefe vom 15. April. Vergl. Zernin, Goeben. Band I Seite 313 ff.

aus ... Blumenthal war in dieser Beziehung offenbar, wie man dies bei begabteren und selbstbewußten Naturen öfters findet, mehr für eine erste Stelle als für eine zweite geeignet, mehr zum kommandierenden General als zum Chef.[1]) Auch unter dem General von Herwarth verfuhr er so eigenmächtig, schob den General ganz beiseite ... Er kommandierte, denn er traf zeitweise Anordnungen, von denen ich keine Ahnung hatte oder die meiner Sanktion erst dann unterbreitet wurden, als ohne üble Folgen nichts mehr daran geändert werden konnte. Als ich meine Befehle wegen Arnis diktiert hatte, oder während ich dies noch tat, stellte er mich zur Rede. Ich griffe in seine Gerechtsame ein, ihm und seinen Organen habe ich das Rekognoszieren zu überlassen, mich desselben zu enthalten und mich auf ihn zu verlassen, ihm die Anfertigung der Dispositionen usw. zu überlassen, ich habe seine Vorschläge abzuwarten resp. mich vertrauensvoll in sie zu fügen usw., sonst lege ich ihn lahm und er habe nichts zu tun ... Wiewohl ich fühlte, daß ich zu weit ging, so räumte ich ihm doch das von ihm Gewünschte, ihm zu Gefallen und um ihn in guter Stimmung zu erhalten, im allgemeinen ein und versprach, mich künftig danach zu richten. (Hierdurch ist auch zum größten Teil erklärt, warum ich in der Tat vor Düppel wenig persönlich rekognosziert habe, und daß ich keine Detailanordnungen traf, liegt an der Art und Weise, wie ich auch im Frieden den Dienst zu handhaben gewohnt bin.) So ging das Verhältnis wochenlang ganz gut. Eine kleine persönliche Gereiztheit war auf seiner Seite schon in Berlin ... entstanden ... Dazu kam nun nach und nach eine derartige Ueberreizung der Nerven, daß er daran wirklich krank wurde. Dies hatte seinen höchsten Grad erreicht, als das Projekt von Ballegaard, bekanntlich mein und Blumenthals Lieblingsprojekt, zur Reife der Ausführung gelangte. Als er mich in den Tagen davor nicht gleich entschlossen fand, und ich namentlich über das mir nicht wahrscheinliche Andauern des stillen Wetters besorgt war, überflutete er mich mit Reden und Ausdrücken ... Dasselbe wiederholte sich am 3. morgens, als das Unternehmen an Wind und Wetter gescheitert war, und ich ihm sagte, ich habe das vorausgesehen und bedaure, ihm nachgegeben zu haben ... Dies und ähnliches konnte ich mir denn doch nicht gefallen lassen, und es kam zu sehr deutlichen Auseinandersetzungen. Es war ihm verletzend, daß ich ihm einwarf, nicht er, ich trage die Verantwortung ... So kam es zum

---

[1]) Stosch schreibt im Feldzuge 1866 in einem Briefe über Blumenthal: „Er ist entschieden viel besserer General wie Chef des Generalstabs.“ Stosch, Denkwürdigkeiten. Seite 107.

Bruch ... Wenn mein Herz nicht an ihm hing, wenn ich nicht Mitleid mit seinem Nervenzustande, der noch schlimmer als der meinige war, gehabt, so hätte ich ihn zurückschicken mögen ... Es gab aber, nächst meinem Adjutanten Witzendorff, der den eigentlichen Geschäften doch nicht sehr nahe stand, auch keinen Stabsoffizier in meinem Korps, der die Fähigkeit gehabt, den alle Fäden in der Hand haltenden Blumenthal sofort zu ersetzen. In den Tagen nach Ballegaard steigerte sich der nervöse Zustand Blumenthals noch mehr ... Seine Gespräche, und jetzt sprach ich mit ihm nur noch vor Zeugen, blieben nie mehr bei der Sache, sondern wurden persönlich. Es riß ihn fort ... Hier ist keine Spur von Uebertreibung, sondern nackte Wahrheit. Er könne und wolle nichts mehr mit Alsen zu tun haben, hatte er schon am 3. April nach dem Scheitern des Projekts von Ballegaard gegen mich ausgesprochen, als ich zu behaupten wagte, ein Punkt im Alsensunde würde einem in der Alsener Föhrde vorzuziehen sein, weil man unabhängiger von Wind und Wetter sei. Es sei hierbei bemerkt, daß diese Ansicht schon früher, besonders an Witzendorff, ihre Vertreter gefunden, und daß ich bis zum 3. April, Blumenthals Wunsche folgend (!), nicht persönlich die Ufer rekognosziert hatte. Einmal zwar, am 17. März, war ich auf dem Ritt nach Ballegaard, um es zu tun, als jenes denkwürdige Gefecht von Oster-Düppel meine Anwesenheit erheischte ... Es ist hier am Orte, zu erwähnen, daß ich Blumenthal im Herzen lange vergeben habe, daß es ihn aber aus Anlaß der Geburt meines Sohnes (14. November 1865) gedrängt hat, mich schriftlich und in aller Form um Verzeihung zu bitten. Ich lud ihn danach zur Taufe ein."[1])

---

[1]) Der Brief Blumenthals vom 15. November 1865 hat im wesentlichen folgenden Wortlaut: „Je mehr ich hier in einer gewissen Einsamkeit die vergangene ereignisreiche Zeit durchdenke, desto öfter mache ich mir bittere Vorwürfe, Euer Königlichen Hoheit gegenüber nicht immer so gewesen zu sein, wie ich es hätte sein müssen, und wie Sie es nach so vielen Gnadenbezeigungen von mir erwarten durften. Sie haben mir zwar erlaubt, mich gegen Sie auszusprechen, Sie haben mir die Hand gereicht und mir vergeben, aber ich fühle doch noch den dringenden Wunsch und das Bedürfnis, es noch einmal zu hören, daß alles vergessen ist, und daß Sie mir erlauben, mich in Zukunft Ihnen wieder mit derselben Offenheit und dem Freimut zu nähern, den Sie mir in früheren schönen Tagen jahrelang gestattet haben ... Können Euer Königliche Hoheit mich daher mit ein paar gnädigen Zeilen erfreuen und mir die Hoffnung geben, daß Sie mir auch jetzt noch und ganz verziehen haben, so werden Sie mich nicht nur sehr glücklich machen, sondern auch mit einem Wort die trüben Gedanken aus der Erinnerung des schönen und leider zu kurzen Feldzugs entfernen. Ich werde dann diejenige Freudigkeit in der Erinnerung wiedergewinnen die ich durch meine eigene Schuld verloren habe ..."

Diesen widrigen Verhältnissen gegenüber fehlte es aber andererseits auch nicht an Momenten seelischer Erhebung für den Prinzen. Darüber sagt er:

Momente seelischer Erhebung

„Zum Schluß will ich aber auch einiges erwähnen, was in der Kampagne beruhigend, belebend und erhebend auf mich wirkte. In erster Linie stehen da die feierlichen Gottesdienste. Demnächst war es General von Manteuffel, der, wie bereits erwähnt, mich stärkte ...[1]) Die Nähe meines Vetters Albrecht hatte für mich etwas Beruhigendes und Wohltuendes, ja in gewisser Art etwas Erhebendes. Ich konnte mich mit ihm aussprechen, fragte zuweilen nach seinem Rat, denn er hat Takt und feinen Verstand. Er zeigte Interesse zur Sache, war bei allen geheimen Besprechungen gegenwärtig und

---

In seinem Dankschreiben auf die Antwort des Prinzen, welche die Einladung zur Taufe seines Sohnes enthielt, sagt Blumenthal am 8. Dezember 1865: „Euer Königliche Hoheit haben mich durch Ihr überaus gnädiges Schreiben, für das ich meinen untertänigsten Dank sage, sehr glücklich gemacht. Ich werde fortan bei dem alljährlich wiederkehrenden Geburtstagsfeste des Königlichen Prinzen die schöne Erinnerung haben, daß Euer Königliche Hoheit mich nicht nur als einen treuen Diener des Königlichen Hauses, sondern als jemand betrachten, der Ihnen persönlich treu ergeben ist und der trotz widriger Winde, die seine schwache Gestalt hin und her bogen, doch an der Wurzel festblieb und bleiben wird." Als Blumenthal im Jahre 1877 sein fünfzigjähriges Militärdienstjubiläum feierte, sandte ihm Prinz Friedrich Karl ein in warmen Worten gehaltenes Glückwunschschreiben. Blumenthal erwiderte aus Quellendorf am 3. August 1877: „Es ist der gnädige Ton Ihres Schreibens, der mich an alte schöne Zeiten erinnert, in denen es mir vergönnt war, in Krieg und Frieden Ihnen näherzustehen. Wenn diese Zeiten auch durch meine Schuld und durch meine von Arbeit und Sorgen überreizten Nerven mitunter getrübt waren, so sind doch diese Wolken längst zerstreut und sehe ich nur ein ungetrübtes Bild einer schönen Vergangenheit vor mir. Könnte ich sie noch einmal durchleben, so würde sie vielleicht besser, aber gewiß nicht schöner werden." Der Prinz reihte diese Briefe „wegen des darin enthaltenen Eingeständnisses" seinen Feldzugsakten über 1864 ein. — Auch in einem Briefe an Moltke vom 25. Oktober 1865 räumt Blumenthal ein: „Ich mache mir noch oft Vorwürfe, daß ich gewiß viel durch meine leidenschaftliche Art und Weise, mit der ich oft die Dinge erfasse, verdorben und meine Stellung selbst erschwert habe." Es mag schon an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, daß sich das persönliche Verhältnis zwischen dem Prinzen und Blumenthal bald so weit besserte, daß jener bei Ausbruch des Krieges von 1866 wieder um die Zuweisung Blumenthals als Stabschef zur I. Armee bat.

[1]) Der Prinz zählte also Manteuffel nicht zu den Männern des Hofkriegsrats, wohl weil er seinen abweichenden Auffassungen stets in Worten Ausdruck verlieh, die an das moralische Element der Kriegführung appellierten. In Wahrheit aber gehörte gerade Manteuffel in den Tagen vor Düppel zu den schärfsten Kritikern des Prinzen. Vergl. Roons Denkwürdigkeiten. Band II Seite 210 ff. und 229.

von mir in jedes Geheimnis eingeweiht. Er verdiente vollkommen mein ganzes Vertrauen . . .

In Augenblicken des Zweifels habe ich mich nicht selten gestärkt durch das Gespräch mit der Truppe oder mit einzelnen Soldaten, wo es die zufällige Begegnung auf meinen Ritten so mit sich brachte. Mut, Zuversicht, Ergebung, Lust mit dem Feinde anzubinden und am Wagnis, das Gefühl der Ueberlegenheit, das heißt der intellektuellen und moralischen, über den Gegner trat überall hervor, und immer gewann ich gerade in den Momenten, wo mein Herz zaghaft wurde, von neuem die gewisse Ueberzeugung: ‚Mit diesen Soldaten machst du alles.' In erster Linie galt dies allerdings von meinen Brandenburgern, die mich auf Händen trugen, aber doch auch von den Westfalen. Ich besinne mich auf einige kernige, prächtige Antworten, die sie mir am 4. April bei Satrup-Holz gaben (15. Infanterieregiment). Und wo der Soldat nicht mit dem Munde sprach, da sprachen seine Augen mit ihrem treuen und hingebungsvollen Ausdruck zu meinem Herzen . . . Niemand gewiß kann die Verluste, die unvermeidlich waren, mehr beklagen, als ich es tue. Das schließt aber nicht aus, daß es oft und gewöhnlich erhebend für mich war, in den Lazaretten meine treuen Soldaten in dieser freudigen, religiösen, gehobenen und resignierten Stimmung zu finden, die mir so zum Herzen sprach. Ein Blick von mir, ein Händedruck oder Streicheln der Wange oder Stirn, ein Wort der Anerkennung und des Dankes, und diese Leute waren strahlend vor Wonne und glücklich. Es war unmöglich, daß dergleichen ohne günstige Rückwirkung auf mein Gemüt blieb."

Förmliche Belagerung der Düppler Schanzen



Nach dem Scheitern des Projekts von Ballegaard trat die regelrechte Belagerung der Düppler Schanzen als Hauptaufgabe in den Vordergrund. Schon am 3. April erhielt Oberst Colomier die freie Verfügung über die gesamten artilleristischen Streitmittel des Belagerungskorps und legte am 5. April im Verein mit Oberst von Mertens, der an Stelle des erkrankten Oberstleutnants von Kriegsheim mit der Leitung der Ingenieurarbeiten beauftragt wurde, einen Entwurf für den weiteren Fortgang des Angriffs vor, demzufolge der Sturm nach mehrtägiger Beschießung aus sämtlichen Batterien aus einer neuen Parallele — später „Halbparallele" genannt — auf eine Entfernung von 650 bis 700 m von den Schanzen erfolgen sollte. Oberst von Mertens sagt über die Gründe für diesen Entschluß in einem später dem Prinzen eingereichten Bericht:

„In den ersten Tagen des April war man besorgt, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen werden könnte, bevor unsere Truppen Gelegenheit zu einem entscheidenden Siege gehabt hätten. Der Kronprinz und der Feldmarschall verlangten daher bis zum 10. April um jeden Preis entweder den Uebergang nach Alsen oder die Erstürmung der Schanzen, und ich wär ausdrücklich beauftragt, dies Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Friedrich Karl am 4. April vorzutragen. Damals war von einem Vorgehen mit den Laufgräben so weit, wie dies später geschah, keine Rede, und man erwartete in Flensburg den Sturm schon aus der Halbparallele. In einem ‚vertraulichst auf Befehl‘ an mich gerichteten Schreiben des Oberstleutnants von Stiehle vom 6. April heißt es: ‚daß man die Entfernung der Infanterielogements wegen der vortrefflichen Lage der Enfilierbatterien für weniger erheblich halte, und vor allem die wichtigsten politischen Gründe uns zur Eile drängten‘."

Auch ein Brief des Königs vom 7. April an den Prinzen sprach sich in diesem Sinne aus. „Was ich vorhersah, ist leider eingetroffen. Der Uebergang nach Alsen hing von zu vielen zusammenwirkensollenden Umständen ab, als daß er nicht an dem Fehlen eines Faktors scheitern sollte. Nichtsdestoweniger muß ich nach Prinz Hohenlohes Meldung der Anordnung und Vorbereitung zu dieser immer sehr gewagten Operation meine volle Anerkennung zollen und Dir und den Beteiligten meine ganze Zufriedenheit aussprechen. Wille, Umsicht, Einsicht, Präzision der Einteilung zur Ausführung hat sich wie in diesem ganzen Feldzuge als ein Glanzpunkt meiner Armee dargestellt . . . Wenn nun also die Alsener Operation, die Du bisher Deiner Meldung nach als die in erster Linie stehende bezeichnet hast, von nun an nur in zweiter Linie stehen darf, so verlange ich, daß von nun an der regelrechte Angriff der Schanzen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln mit aller Energie und ohne Zeitverlust ergriffen werde . . . Auf große Verluste bin ich gefaßt. Indessen es gilt jetzt die Ehre meiner Waffen und die Sache, für die wir fechten, mit eklatantem Siege zu endigen. Also: Mit Gott vorwärts!"

Aber auch jetzt machte sich wieder „ein Dualismus in der Einleitung der ferneren Operationen, der nur von Nachteil war", geltend. Der Prinz sagt darüber: „Blumenthal wollte mit Alsen nichts mehr zu tun haben. Ich war töricht, dies zuzugeben . . . Die Operation gegen Düppel war allerdings entschieden in den Vordergrund getreten, aber die Operation nach Alsen blieb als Diversion, als Verfolgung und zur gänzlichen Vernichtung des Feindes in meinen Augen bestehen. Für sie fehlte mir nun die Stütze an Blumenthal. Statt

seiner wurde für diese Operation Witzendorff substituiert. Blumenthal versprach zwar, ihm allen möglichen Vorschub zu leisten. Aber ich entbehrte doch zunächst infolgedessen, was mit Ballegaard zusammenhing, des alle Fäden gleichmäßig in der Hand haltenden Chefs des Stabes."

Projekt von Satrup-Holz

Ein vom Major von Witzendorff verfaßtes Memoire schlug den Uebergang nach Alsen bei Satrup-Holz vor an derselben Stelle, wo er später, am 29. Juni, tatsächlich und mit glänzendem Erfolge ausgeführt worden ist. Blumenthal verwarf den Gedanken vollkommen. Er schreibt darüber an Moltke am 4. April: „Meiner Ansicht nach war es ein durchaus unhaltbarer Vorschlag, da man mit Ausnahme der halben Breite des Sundes und des geringeren Wellenschlags dieselben Schwierigkeiten wie bei Ballegaard hat, sechs bis sieben mit schwerem Geschütz armierte Schanzen und Batterien bekämpfen und dann nach dem Uebersetzen noch den größten Teil (?) der dänischen Armee konzentriert vor sich hat. Ein Festsetzen auf dem jenseitigen Terrain würde sehr schwierig und ein Brückenschlag unausführbar sein, da wenigstens vier Pontontrains erforderlich sein würden. Das Uebersetzen in Pontons und Booten würde auf so große Schwierigkeiten stoßen, da es an der Anfahrt fehlt und auch hier ‚Rolf Krake' seine Schuldigkeit tun kann, ebenso wie bei Ballegaard." Moltke hielt das Projekt im Gegensatz hierzu unter gewissen Vorbedingungen für ausführbar:[1]) „Der Uebergang über den Sund würde wohl davon abhängen, daß durch unsere qualitativ so überlegene Artillerie eine Stellung eingenommen wird, durch welche der Aufenthalt auf der Halbinsel Arnkiel und der Zugang zu derselben unmöglich gemacht würde." Oberstleutnant von Doering, der die Stelle mit den Generalstabsoffizieren von Hertzberg und von Bronsart erkundete, urteilte:[2]) „Der Uebergang bei Satrup-Holz hat den Vorzug vor dem anderen, daß er weniger von der Witterung abhängig, nur ein Viertel der Strecke, aber den großen Nachteil, daß der Feind in wenigen Stunden (dort erst in 24 Stunden) mit überlegenen Kräften zur Stelle sein kann. Freilich liegt dafür auch das jenseitige Ufer bei Satrup-Holz unter unserem Geschützfeuer. Der Uebergang bei Satrup-Holz wird ein Uebergang de vive force."

Wie sich der Prinz, der jetzt selbst eingehende Erkundungen des Ufergeländes mit Witzendorff und seinen Generalstabsoffizieren vornahm, die Operation nach Alsen dachte, erhellt aus seinem eigenhändigen Bericht an den König vom 9. April: „Nachdem das

[1]) Moltkes Militärische Korrespondenz 1864. Seite 131.

[2]) Dr. Krieg, General von Doering. Seite 289.

Ballegaarder Projekt ganz fallen gelassen, bleibt nur das des Uebergangs über den Alsener Sund. Im allgemeinen ist es nur ausführbar unmittelbar vor oder unmittelbar nach dem Sturm, während die Aufmerksamkeit des Feindes und seine Streitkräfte noch geteilt sind. Im speziellen hängt der Zeitpunkt des Unternehmens aber ab von dem frühen oder späten Gelingen, die feindliche Artillerie jenseits des Sundes zum Schweigen zu bringen. Unmittelbar vor dem Sturm unternommen, zieht es vielleicht den ‚Rolf Krake', der den Truppen in den Trancheen und beim Sturm sehr übel mitspielen könnte, ab, oder wenn er nicht in den Sund einläuft, so fällt hiermit das Haupthindernis für meinen Uebergang weg. Nach dem Sturm, das heißt mindestens vierundzwanzig Stunden, kann ich sehr überlegene Artillerie an den Sund bringen, finde aber weiter rückwärts die ganze dänische Armee, vielleicht freilich demoralisiert, jedenfalls aber vorbereitet. Nach dem Sturm würde ich den Uebergang nur etwa als eine Art Verfolgungsoperation unternehmen, und in diesem Falle empfiehlt sich vielleicht der Zeitpunkt, wo die Dänen sich einzuschiffen begonnen haben würden."

Moltke erreichte es, daß die Operation dem Prinzen von Berlin aus nicht untersagt wurde. Er wich nur insofern von dessen Ansicht ab, als er die Landung auf dem nördlichen Teil der Insel gegenüber Ballegaard auch jetzt für vorteilhafter und die Mitwirkung der Flotte noch mehr als früher für notwendig hielt. Der König selbst erklärte sich in seinem Antwortschreiben an den Prinzen vom 11. April „außerstande, ein Urteil darüber zu fällen, weil zu diesem zweiten Projekte genaue Kenntnis des Terrains und der feindlichen Anlagen gehöre". Wenn auch schließlich das kühne Unternehmen aus Gründen, die wir noch kennen lernen werden, nicht verwirklicht worden ist, so wird eine gerechte Beurteilung dem Prinzen ihre Anerkennung nicht versagen dürfen für die konsequente Energie, mit der er an seinem Plane unter schwierigen Verhältnissen festhielt.

Die Belagerungsarbeiten nahmen inzwischen unter mehrfachen Vorpostenscharmützeln ihren Fortgang. Seit dem 2. April wurde die Beschießung der Schanzen und Sonderburgs fortgesetzt, in der Nacht vom 7. zum 8. April die Halbparallele ausgehoben, in der Nacht zum 10. die neuangelangten Mörserbatterien ausgerüstet. Am 8. April traf auch der durch Allerhöchste Kabinettsorder mit der gesamten technischen Leitung des Angriffs beauftragte Generalleutnant Hindersin im Hauptquartier des Prinzen ein. Dieser empfing den neuen Ankömmling, in dem er einen Abgesandten des Berliner Hofkriegsrats witterte, nicht gerade entgegenkommend. In der Nacht vom

10. zum 11. April wurde 250 m vorwärts der Halbparallele die zweite Parallele angelegt. Ueber die weiteren Absichten sagt der Prinz:

„In einer Konferenz zu Gravenstein am 11. April abends, zu der ich die ersten Offiziere der beiden technischen Waffen zuzog und an der auch der General Hindersin, der inzwischen vom König geschickt war, teilnahm, wurde die Instruktion zum Sturm nach einem Entwurf des Obersten Mertens vom 7. April festgestellt, ebenso alles übrige, was auf denselben Bezug hatte. Mit Ausnahme des Obersten Mertens erklärten alle Anwesenden [1]) den Sturm auf diese Entfernung für ein äußerst gewagtes Unternehmen, welches mißlingen könne. Die militärischen Gründe leuchteten mir vollkommen ein, und ich war von ihrer Richtigkeit durchdrungen, dennoch konnte ich damals diesen Ratschlägen, die darauf hinausgingen, sich noch näher an den Feind heranzubauen — Hindersin wollte sogar einen ganz neuen Angriff gegen die noch nicht angegriffenen Werke — nicht nachgeben. Meine Gründe waren nur politischer Natur. Ich sprach das aus und befahl den Sturm zum 14. April."

Verschiebung des Sturmes auf den 18. April

Da traf in der Nacht zum 13. April ein Flügeladjutant des Königs, Oberstleutnant von Strubberg, mit folgendem Allerhöchsten Handschreiben in Gravenstein ein:

„Daß Du den Sturm schon auf den 14. oder 15. festsetzest, hat mich insofern überrascht, als ich aus der Entfernung, in welcher die dritte Parallele [2]) angelegt ist, dies nicht annehmen konnte. Der Sinn der letzten Parallele ist doch der, womöglich Bresche zu legen oder doch die Pallisaden und Sturmpfähle niederzulegen. Dies kann aber auf 500 m nicht geschehen, da man auf solche Distanz wenigstens den Erfolg nicht sicher beurteilen kann, also auch nicht den richtigen Moment zum Sturm ersehen kann. Daher glaubte ich, es würde noch eine vierte Parallele nötig werden, was freilich gegen den Sprachgebrauch ist. Wenn aber einmal die erste zu entfernt angelegt war, so muß man aus der Not eine Tugend machen. Den Raum von 500 m im freien Terrain bis zu den Graben- und Glacishindernissen zu durchlaufen, ist in dem alsdann eintretenden Kartätschenfeuer sehr weit. Ich spreche freilich nur nach der Theorie und weiß nicht,

[1]) Nach dem Generalstabswerk (Band II Seite 489) sprachen sich nur General Hindersin und Oberst von Blumenthal gegen, die größere Anzahl der Anwesenden jedoch für den Sturm aus der zweiten Parallele aus. Augenscheinlich irrt sich daher der Prinz in seinen „Erinnerungen".

[2]) Der König bezeichnet hier die zweite Parallele unter Hinzurechnung der „Halbparallele" als dritte Parallele.

welche Gründe obwalten mögen, den Sturm auf solche Distanz anzusetzen . . . Wellington hat mir öfters die Regel zitiert, die er sich aus seiner Erfahrung in Spanien gemacht hatte, nämlich die Sturmkolonnen sehr stark zu machen . . . Dies rate ich Dir also auch zu tun, und darum halte ich die Bataillone für zu schwach . . . Meine Bemerkung ging immer nur dahin, daß die durch das Alsener Projekt verlorene Zeit so energisch wie möglich eingebracht werden müsse, und ich überzeuge mich, daß dies jetzt vollkommen geschieht."

„Niemand war froher als ich," schreibt Prinz Friedrich Karl, „daß auf die Art meine politischen Bedenken in nichts zerfielen, und daß allein die militärischen Rücksichten entscheidend sein sollten. Die Freude, daß noch eine dritte Parallele erbaut würde, war bei den Truppen und selbst bei meinen ‚Heißspornen' General Manstein, Oberst Hartmann und Major Krohn eine so große, daß sie ihr mündlich Ausdruck verliehen, nachdem sie vorher nicht ohne Bedenken für das Gelingen des Sturmes gewesen waren." Sofort sandte er am Morgen des 13. das folgende Telegramm an den König: „Schwierigkeit und Gefahr, auf 500 m zu stürmen, wird hier allgemein gewürdigt, doch glaubte ich wegen Konferenz es tun zu müssen. Infolge von Brief und da Befehle nicht ausgegeben, habe weitere Annäherung angeordnet, wodurch Sturm drei bis vier Tage später. Wellingtons Erfahrung war mir nicht bekannt, werde sie benutzen, sofern Platz zur verdeckten Aufstellung ist."

Ein vom 16. datiertes Schreiben, in dem der Prinz nochmals seinem Dank für die Ratschläge des Königs Ausdruck gab, besagte in dem gleichen Sinne: „In militärischer Hinsicht war es unbedingt richtig, vorher noch die jetzt nahezu vollendete und auf zwanzig Fuß Breite erweiterte dritte Parallele zu bauen. Meine Gründe, früher zu stürmen, waren nur politischer Natur, indem ich glaubte, vor Eröffnung der Konferenzen müsse schnell derartiges ausgeführt werden. Es freut mich, daß ich im Irrtum mich befand . . . Die Erfahrung des Herzogs von Wellington in bezug auf den Wert starker Sturmkolonnen war mir fremd. Ich danke Euer Majestät für deren Mitteilung. Demzufolge habe ich alle Kolonnen verstärkt . . . Statt zweiunddreißig werden sechsundvierzig Kompagnien zum Sturm bestimmt."

In der Nacht vom 14. zum 15. April wurde die dritte Parallele in einer Entfernung von 220—300 m von den Schanzen ausgehoben und bis zum 17. zu großer Breite ausgebaut. Inzwischen übten sich die Sturmkolonnen in der Ueberwindung von Hindernissen, wie sie sich ihnen entgegenstellen würden. „Dies hat sich bei Düppel glänzend bewährt," schreibt der Prinz am 11. November in seinen

„Notizen zum Gebrauch im Felde". „Die Sache hat hauptsächlich einen moralischen Wert, wenngleich auch einen praktischen, und hängt innig zusammen mit der Bildungs- und Erziehungsstufe, auf der der preußische Soldat steht, und besonders mit der Erziehungsweise, die ich im III. Korps den Soldaten zuteil werden lasse." Der Prinz setzte am 16. den Sturm auf den 18. April 10 Uhr vormittags fest, nachdem bereits am 15. eine eingehende Instruktion für den Sturm ausgearbeitet worden war. Die am 17. erlassene Disposition regelte die Tätigkeit aller einzelnen Truppenverbände, während der Prinz in einer an demselben Tage mittags beim Kruge von Wielhoi abgehaltenen Besprechung, zu der die Generale, die Kommandeure der Sturmkolonnen und mehrere Artillerie- und Ingenieuroffiziere versammelt wurden, noch verschiedene mündliche Weisungen für das Verhalten der Truppen während des Sturmes gab.[1])

Der Sturm war in der Weise geplant, daß nach sechsstündigem lebhaftem Geschützfeuer um 10 Uhr vormittags die sechs Sturmkolonnen unter der Leitung des Generals von Manstein aus der dritten Parallele gegen die Schanzen I bis VI vorbrechen sollten, während von der Hauptreserve gleichzeitig die Brigade Canstein aus der Halbparallele in die dritte Parallele, die Brigade Raven von der Büffelkoppel bis in Höhe der zweiten Parallele vorzurücken und vier Feldbatterien schon vor Tagesanbruch gedeckt in der Nähe des Spitzberges bereitzustehen hatten. Von den übrigen Truppen war der Brigade

[1]) Bei dieser Gelegenheit ereignete sich ein bemerkenswerter Zwischenfall, der durch die Feder eines Augenzeugen, des damaligen Adjutanten der 6. Division, späteren Generals von Geißler, vor der Vergessenheit bewahrt worden ist und hier wiedergegeben sein möge: „Hiernach — nach Ausgabe der mündlichen Disposition — frug der Prinz, ob einer der anwesenden Herren noch eine Frage habe. Alles schwieg. Plötzlich sagte eine Stimme im Kreise der den Prinzen Umstehenden und zwar mit einem Ton, so ruhig und geschäftsmäßig, als handle es sich um eine Frage nach der Aufnahme der Richtung: ‚Wenn die vorderste Kompagnie stutzt, Königliche Hoheit, so darf doch von hinten auf sie geschossen werden?' Alles sah nach dem Sprecher hin, einem langen, hageren General mit eigentümlich spitzem Kopf, einer Brille auf der Nase und dem Habitus eines Schulmeisters. Es war Goeben. Der Prinz selbst schien einen Augenblick betroffen, doch bald erwiderte er: ‚Das wird nicht vorkommen!' und gleich darauf nochmals mit einer Handbewegung: ‚Das wird nicht vorkommen!' Der alte Karlistenchef verneigte sich und schwieg. Hatte er an seine Jugend gedacht und an die einstige Praxis in den baskischen Bergen? Der Prinz behielt recht, sie stutzten nicht. Aber die Erinnerung an diesen Zwischenfall ist mir geblieben, und stets, wenn ich den General später wiedersah, stand jene Szene in der Büffelkoppel vor meiner Seele. Sie war eine soldatische Illustration der Lehre des Seneka: ‚Quod medicamenta non sanant, ferrum sanat, quod ferrum non sanat, ignis sanat.'"

Roeder Nübel, der Gardedivision Wester-Satrup, der Brigade Schmid Rackebüll als Sammelpunkt angewiesen. Der Brigade Goeben, die am Satrup-Holz mit sämtlichen verfügbaren Pontons und Booten bereitgestellt wurde, war freie Hand gelassen, den Uebergang nach Alsen auszuführen oder dort nur zu demonstrieren. Die Landung erschien, zumal das Hauptmoment des Gelingens, die Ueberraschung des Gegners am hellen Tage, fehlte, zu gewagt, als daß sie unter allen Umständen befohlen werden durfte. Von dem bewährten Unternehmungsgeiste und der kaltblütigen Ruhe des Generals von Goeben, die er bei jedem Gefecht gezeigt hatte, ließ sich erwarten, daß er keine plötzlich eintretende günstige Chance ungenutzt vorübergehen lassen, aber auch keinen übereilten und unbegründeten Versuch machen würde.

Nach der Ausgabe seiner letzten mündlichen Weisungen am 17. April begab sich Prinz Friedrich Karl auf den Spitzberg, „um dort noch einmal, das Auge auf die Schanzen und deren Vorterrain gerichtet, seine Disposition genau durchzudenken". „Ich kam mir vor," schreibt er, „wie jener König, der mit vergnügten Sinnen auf das beherrschte Samos blickte. Ich war schon etwas gehärtet durch die bisherigen Erfahrungen. Die Besorgnis über meine Freunde in den Sturmkolonnen und wegen der Verluste überhaupt war nicht das vorherrschende Gefühl in meiner Brust. Konnte mich doch kaum ein zweiter Verlust so schmerzlich berühren als der des Majors von Jena, der tags zuvor seinen Geist ausgehaucht hatte.[1]) Ich war ruhig und in keiner Weise erregt oder zaghaft. Ich erwartete mit Bestimmtheit den Erfolg und bedauerte nur, daß er ein beschränkterer sein mußte als jener, den ich Anfang des Monats auf Alsen hatte erringen wollen. Was morgen geleistet werden würde, sagte ich mir, wäre das, was von uns erwartet, seit lange sogar erwartet würde, und nicht mehr ... Speziell also erwartete ich das Gelingen des Sturmes gegen alle sechs Schanzen ... ferner die Wegnahme der zweiten Linie und auch von Schanze VII. Wegen Schanze VIII, IX und X, die von Artillerie verhältnismäßig wenig angegriffen waren und die ich mir intakt dachte, glaubte ich, daß sie sich am Tage des Sturmes ergeben oder daß ihre Besatzung, halb abgeschnitten, den Versuch machen würde, sich über den Alsensund zu retten ... Daß meine Infanterie die Kühnheit haben werde, wie es nachher geschah, Schanze VIII und IX mit stürmender Hand zu nehmen, erwartete ich nicht. Was den Brückenkopf betrifft, so hatte diesen niemand gesehen. Wir wußten, daß er sturmfrei, mit Artillerie armiert und ausgedehnt

---

[1]) Vergl. Seite 311 Anmerkung.

sei. Ich war nicht der Meinung, daß er gestürmt werden könne, wie es denn auch nicht geschah, aber auch nicht des Glaubens, daß die Dänen ihn freiwillig verlassen würden, wie es sich zutrug. Es war kein Grund, anzunehmen, daß sie ohne Not den letzten festen Fuß im Sundewitt zurückziehen würden. Ich dachte vielmehr, daß es zu einer Beschießung des Brückenkopfes aus über Nacht zu erbauenden und zu armierenden Batterien kommen müsse, daß dieser Kampf aber ein kurzer, wenn auch vielleicht mehrtägiger sein werde. Andere Ansichten als die von mir hier niedergelegten habe ich von keiner Seite vernommen. Sanguinischer wenigstens war keine ausgesprochene Meinung, wohl aber habe ich von Stabsoffizieren der Kolonne IV einige Zweifel an dem Gelingen ihres Auftrages ausdrücken hören."

Der Sturm auf die Düppler Schanzen

Seine persönlichen Eindrücke und seelischen Empfindungen während der glänzenden Waffentat des 18. April schildert der Prinz also:

„Als ich am Morgen mich in den Sattel setzte, hatte ich eine gewisse Besorgnis, die Dänen könnten die Anhäufung von Truppen bemerkt und die Schanzen freiwillig verlassen haben. ‚Alles unverändert,' lautete die tröstliche Antwort von der Brigade Schmid bei Rackebüll, und ein ‚Ich habe sie' war der Refrain in meiner Brust. Mit diesen Gefühlen betrat ich den Spitzberg. Es mochte gegen 1/2 10 Uhr sein. Der ‚Rolf Krake' lag mit zurückgeschobenen Feuern an der alten Stelle und trocknete seine Wäsche. ‚Sie haben also nichts gemerkt,' sagte ich mir ... 10 Uhr rückte heran. Die Spannung war groß. Eine Anzahl Batterien schwiegen, andere änderten nach der Instruktion ihre Ziele. Lichte blaue Wölkchen längs der Kommunikationen und das Geknatter des dänischen Kleingewehrfeuers zeigten, daß der Sturm begonnen. Vier Musikchöre unter dem ‚großen' Piefke vom Leibgrenadierregiment intonierten in der zweiten Parallele den berühmten Yorckschen Marsch, dann den nachher noch volkstümlicher gewordenen ‚Düppelmarsch' und den Marsch aus ‚Margarete', der meinem Korps von den Manövern 1863 bei Lebus so lieb in der Erinnerung war. Dieser Lebuser Marsch, wie wir ihn auch nannten, gehörte deshalb hierher, weil ‚ohne Lebus kein Düppel' für mich gewesen wäre ...[1])

Unsere Kolonnen eilten nicht, liefen nicht, sie rasten vorwärts. Es zeigte sich hier zuerst und bei dem weiteren Verlauf der Kämpfe immer von neuem ein Eifer im Angriff, ein Elan, wie er nie schöner

---

[1]) Vergl. Seite 268.

gewesen sein kann, wie er wahrscheinlich vorher nie dagewesen ist. Mehr wie dies kann nicht von Soldaten geleistet werden ... Die Eile war so groß, daß die älteren Hauptleute von ihren Soldaten teilweise überholt wurden, daß die Stabsoffiziere unmöglich unter den ersten sich halten konnten ... Heute sah ich mit Genugtuung, was mir schon Episoden am 17. März gezeigt hatten, allgemein, daß meine Erziehungsprinzipien sich glänzend bewährten, das Streben, den gemeinen Mann durch Erweckung des Ehrgefühls und Selbstvertrauens zu einem so vollendeten Krieger zu machen, daß er des Beispiels seiner Offiziere in minderem Maße bedarf als früher. Um so besser, wenn das Beispiel noch dazukommt, aber der Soldat muß sich darum wie ein Held schlagen, weil es ihn von innen heraus so treibt, daß er nicht anders kann. Das war und ist mein Streben. Hier sah ich die Frucht, auf Alsen sah ich sie wieder. Mehr als dieses Bewußtseins bedarf es nicht zu meinem Lohne ...

Vom Spitzberg aus konnte ich nicht nach Schanze I und II hinübersehen, ich sah nur den Sturm auf III und IV mehr von hinten und den auf V und VI mehr im Profil. Die preußischen Farben wehten zuerst auf VI, und zwar 4½ Minuten nach 10 Uhr. 5 Minuten nach 10 Uhr wehten sie auch auf III und V ... Was nicht durch Machtspruch oder andere zwingende Notwendigkeit als Besatzung in den Schanzen gehalten oder in sie zurückgeführt wurde, stürmte unaufhaltsam vorwärts. Schanze VIII wurde in Rücken und Flanke durch zwei tapfere Kompagnien des 1. Posenschen Regiments Nr. 18 von der Brigade Raven gestürmt, Schanze IX durch Kompagnien des zum Entzücken tapferen Leibgrenadierregiments derselben Brigade. Hier war der tapfere Oberst von Berger, Kommandeur dieses herrlichen Regiments, persönlich unter den allerersten auf der Schanze ... Die Wegnahme dieser Schanzen VIII und IX halte ich für die schönste Waffentat dieses ruhmreichen Tages. Sie geschah in der Art, wie sie geschah, nicht auf meinen Befehl. Die tapferen Regimentskommandeure und der General von Raven, der bald darauf fiel, haben wohl den Impuls gegeben. Sie wurde ausgeführt von Truppen, die nicht zum Sturm vorgeübt waren, ohne Sturmgerätschaften, ohne Anleitung von Pionieren (nur ein Offizier hatte sich freiwillig eingefunden) und mit Helm und Tornister, die die Sturmkolonnen zurückgelassen hatten. Der unwiderstehliche Drang, die Schanzen VIII und IX zu nehmen, rührte offenbar von dem Beispiele der eben so glänzend erstürmten ersten Schanzen her, von der Siegeszuversicht, die sich unserer, und von der Erschütterung, die sich der feindlichen Truppen bemächtigt hatte.

Mit zu dieser Stimmung hat wahrscheinlich auch das Vorrücken der Garde aus Düppel und der Brigade Schmid aus Rackebüll, das ich zur Unterstützung der Brigade Raven anordnete, beigetragen ...

Schanze X wartete den Sturm nicht ab, sondern ergab sich ... Was nun den Brückenkopf betrifft oder besser die beiden Brückenköpfe, von denen der südliche sehr unbedeutend war, so sind sie nicht mit stürmender Hand genommen worden. Die Tapferkeit der einzelnen vorgedrungenen Scharen mag, nach anhaltendem Gewehrfeuer, das später von dem Feuer unserer vorgeführten Batterien unterstützt wurde, den Brückenkopf mit einem Sturm fortwährend bedroht haben. Als die Dänen ihn verließen, wurde er sofort besetzt ...

Ich hatte bekanntlich vier Feldbatterien unter Oberstleutnant Bergmann bestimmt, um die zwei Reservebrigaden über die ersten sechs Schanzen hinauszubegleiten und im Kampfe zu unterstützen[1]). Colomier ordnete aber auf eigene Faust an, daß die Bespannung noch mehrerer anderer Feldbatterien, deren Geschütze in den gebauten Batterien gestanden und gewirkt hatten, bereit sein sollten, auch diese auf Befehl auf das Gefechtsfeld zu führen. Dies geschah und war von höchstem Effekt begleitet. Mir war dies eine sehr angenehme Ueberraschung ... Nichts stimmte mich an diesem Tage, der so reich an freudigen Aufregungen war, froher als der Moment, wo ich den ‚Rolf Krake' den Kampf aufgeben sah. Er war uns eine unheimliche, unberechenbare Größe, welche auf den Soldaten bis zum 18. wie ein Gespenst gewirkt hatte und die auch auf die Offiziere einen wunderbaren Eindruck machte. Nach dem 18. schwand sein Nimbus sehr, und der Soldat spottete über ihn.

‚Nous avons pris un Malakoff, vous en avez pris dix!' waren die Gratulationsworte des französischen Chef d'escad. d'état-major Grafen von Clermont-Tonnère an mich, als mein Sieg vollständig war. Dabei lief ein Strom von Tränen über seine Wangen. Er war ein Krimsoldat, aber für unsere Armee sehr eingenommen. So erschüttert war er von dem, was er gesehen."

Schon um 12 Uhr 40 Minuten konnte der Prinz dem Könige die telegraphische Meldung nach Berlin senden: „Ich lege zehn Schanzen Euer Majestät zu Füßen," und um 2 Uhr nachmittags: „Brückenkopf genommen."

Als Antwort erhielt er sogleich das nachfolgende Telegramm:

---

[1]) Vergl. Seite 340.

„Nächst dem Herrn der Heerscharen verdanke ich Meiner herrlichen Armee und Deiner Führung den glorreichen Sieg des heutigen Tages. Sprich den Truppen Meine höchste Anerkennung und Meinen Königlichen Dank aus für ihre Leistungen."

Unterlassung des Uebergangs nach Alsen

Und doch, der schöne Erfolg befriedigte den Prinzen nicht voll. „Der Feldmarschall sagte zu mir im Laufe des Nachmittags auf dem Spitzberg: ‚Jeder jubelt über den Sieg, nur nicht mein Prinz?' Der alte Herr, der das menschliche Herz kennt, hatte recht. Er hatte mich durchschaut. Ich verglich den gegenwärtigen Sieg mit dem, den ich auf Alsen hatte erfechten wollen, und war nicht zufrieden. Auch heute waren meine Gedanken auf Alsen gerichtet gewesen und waren es noch. Ich war unzufrieden mit mir selbst und auch mit anderen," so heißt es in des Prinzen „Erinnerungen". Die nähere Aufklärung darüber gibt eine am 11. Mai 1864 — also noch während des Feldzuges — niedergeschriebene Bleistiftnotiz:

„Am Nachmittag des 18. April hatte ich wiederholte Gespräche mit dem Kronprinzen, der es wünschte, daß ich zur Ausbeutung des Sieges nach Alsen gehen möchte. Auf meinen Wunsch telegraphierte er an den Ministerpräsidenten, der antwortete, daß der Besitz von Alsen keinen politischen Wert für uns habe, wohingegen die Fortsetzung des Erfolges vom 18. auf Alsen von mir als militärisch sehr wünschenswert betrachtet wurde, wenn diese Operation am 18. oder 19. stattfinden konnte . . . Nach dem ersten Gespräch mit dem Kronprinzen sprach der Generalstabschef des Feldmarschalls, Generalleutnant Vogel von Falckenstein, auf der Chaussee bei Freudental mit mir in Gegenwart des Obersten von Blumenthal, der ihm beistimmte. Er suchte mir auszureden, nach Alsen zu gehen, und stellte mir vor, der König wolle, daß jetzt so schnell als möglich der größte Teil Jütlands okkupiert werde, weshalb die neun Gardebataillone und das 18. Regiment in etwa zwei Tagen abrücken müßten . . . Falckenstein meinte ferner, daß ich den schönen Sieg, dessen Tragweite ich damals sehr unterschätzte, durch eine Operation von immerhin zweifelhaftem Erfolge nicht in Frage stellen möchte. Ich hatte die Schwäche, nachzugeben. Für mich wirkte entscheidend: erstens, daß Goeben, mein bester und unternehmendster General, und der Major von Witzendorff auch wohl, das Uebersetzen bei Satrup-Holz für sehr mißlich und nicht wünschenswert erklärte — er würde nur in dem Falle über den Sund gegangen sein, wenn der Sturm abgeschlagen worden wäre — und zweitens, daß ich wußte, daß dem König, der mir darüber öfter geschrieben, sehr wenig an der Opera-

tion nach Alsen, alles hingegen an der Wegnahme der Schanzen gelegen sei." [1])

Goeben selbst urteilt über den Akt der Entsagung, den er übte: [2]) „Ich bin vollständig klar und mit mir einig, daß ich richtig gehandelt habe; ich freue mich dessen, und ich würde es auch jetzt noch ebenso machen."

Die Unzufriedenheit des Prinzen mit sich und anderen ist menschlich erklärlich — und doch dürfte es außer Zweifel stehen, daß die Unterlassung des Uebergangsversuchs unter den obwaltenden Umständen gut gewesen ist. Der Gegner war auf das Unternehmen gefaßt, die Vorbereitung dazu nicht so hinreichend getroffen wie später am 29. Juni. Die Größe der Opfer und die Möglichkeit einer Niederlage hätte der Versuch nicht gerechtfertigt. [3])

Heerschau des Königs

Es drängte den Allerhöchsten Kriegsherrn, seinen braven Düppelstürmern persönlich seinen Königlichen Dank auszusprechen. Er eilte auf den Kriegsschauplatz und hielt am 21. April auf dem Felde zwischen Gravenstein und Atzbüll eine Heerschau über die Sturmkolonnen und die Brigade Goeben ab. Als Prinz Friedrich Karl ihm den Rapport überreichte und die Hand küssen wollte, zog der greise Heldenkönig den ritterlichen Neffen tiefbewegt an sein Herz. Am folgenden Tage fand für die übrigen im Sundewitt versammelten Truppen eine Parade statt. Als äußeres Zeichen seiner Anerkennung verlieh der Monarch dem Prinzen die Schwerter zum Großkomturkreuz sowie den Stern mit Schwertern der Großkomture des Hausordens von Hohenzollern, nachdem er ihn bereits am 27. Februar mit dem Eichenlaub des Ordens pour le mérite ge-

---

[1]) Dies bestätigen Goebens Feldbriefe vom 21. und 28. April. Zernin, Goeben. Band I Seite 330 und 336.

[2]) Ebenda. Seite 336.

[3]) Am 18. April hatten die Dänen 20 frische Bataillone, fast die ganze Feldartillerie und Kavallerie auf Alsen, am 29. Juni nur noch 12 Bataillone, 3 Feldbatterien und 2 Eskadrons. Zwar waren die Verschanzungen verstärkt und vermehrt, doch zwang die Ungewißheit, wo der Uebergang erfolgen könne, zur Verteilung der Streitkräfte. Am 18. April hätten mit den vorhandenen technischen Hilfsmitteln nur etwa anderthalb Bataillone auf einmal übergesetzt werden können, außer den Pontons waren nur Kielboote vorhanden, die nur langsam und im feindlichen Feuer ins Wasser zu bringen waren. Es fehlte an Bootsführern und Ruderern, da nur zwei bei den Pontons notwendig gebrauchte Pontonierkompagnien zur Verfügung standen und ein großer Teil der Pioniere bei den Sturmkolonnen verwendet wurde. Die Waffenruhe bot hingegen Zeit, statt der Kielboote flache, leicht bewegliche Eiderkähne herbeizuschaffen. Außerdem waren vor dem 29. Juni drei Pontonierkompagnien aus der Heimat zur Unterstützung eingetroffen.

schmückt hatte. Auch Kaiser Franz Joseph zeichnete ihn durch die Verleihung des Kommandeurkreuzes des Maria-Theresien-Ordens und durch die Ernennung zum Oberstinhaber des Kaiserlich Königlich österreichischen Husarenregiments Nr. 7 aus.

Der Dank seines Königs ließ den Prinzen nun auch zu einer siegesfreudigen und gehobenen Stimmung kommen. „Der Herr hat mich durch den am 18. erfochtenen schönen Sieg reich gesegnet," schreibt er am 24. April an den Oberst von Stülpnagel. „Nächst ihm verdanke ich denselben vor allem meinen braven Truppen, die dem Vaterlande und dem preußischen Namen große Ehre gemacht haben. Seine Majestät der König, der die Armee hier besuchte und gestern verließ, hat dies zu meiner größten Freude auch wiederholt anerkannt und seiner herrlichen Armee seine ganze Königliche Anerkennung ausgesprochen."

C. Alsen

Abwartende Haltung im Sundewitt bis zum Beginn des Waffenstillstandes — Der Prinz wird zum Oberbefehlshaber der verbündeten Armee ernannt — Operationspläne während des Waffenstillstandes — Uebergang nach Alsen — Besetzung Jütlands — Plan einer Landung auf Seeland — Abschiedsgruß an die verbündete Armee am 16. November — Charakteristik der österreichischen Armee — Einzug in Berlin

Abwartende Haltung im Sundewitt

So bedeutsam der Erfolg des 18. April in moralischer Hinsicht war, so gering erschien sein strategisches Ergebnis. Es war ein Stückchen Land erobert, im übrigen stand man, wie bisher, vor den Schanzen, so jetzt vor dem Alsensunde einem Feinde gegenüber, dessen Trotz noch ungebrochen war. Aufs neue ergriff den Prinzen die Sehnsucht nach Betätigung in einer Feldschlacht und, wie vor Beginn der langwierigen Belagerung, so wünschte er sich auch jetzt wieder nach Jütland, um die Reste des im freien Felde stehenden Feindes zu Paaren zu treiben. Indessen die Kriegslage zwang ihn weiter zur verhaßten Tatenlosigkeit. Ein Befehl des Oberkommandos vom 19. April ordnete an, daß das I. Korps und ein Teil der Belagerungsartillerie im Sundewitt gegenüber Alsen stehenbleiben, die Garden, das Infanterieregiment Nr. 18, das Jägerbataillon Nr. 7 und ein Kavallerieregiment über Apenrade nach Jütland in Marsch gesetzt werden sollten, um unter General von der Mülbe die vollständige Besetzung von Jütland durchzuführen. Auch das Leib-

grenadierregiment Nr. 8 und ein Teil der Belagerungsartillerie schied aus dem Befehlsverbande des I. Korps.

Während das dänische Heer sich auf Alsen zu hartnäckiger Verteidigung einrichtete und die Verschanzungen an der Küste auszubauen begann, wurden preußischerseits die eroberten Schanzen eingeebnet, die Belagerungsbatterien abgerüstet, das erbeutete feindliche Geschütz abgeführt. Den stark mitgenommenen Truppen konnten nach Maßgabe des ungestörten Fortganges der Entfestigungsarbeiten bequemere Quartiere angewiesen werden.

Der Prinz brachte seine Auffassung der Lage am 30. April in folgendem Bericht an Wrangel zum Ausdruck:

„Wenngleich auf der Insel Alsen Einschiffungen feindlicher Truppen in den letzten Tagen stattgefunden haben, so fehlen darüber doch alle sicheren Nachrichten. Bei der großen Wachsamkeit der dänischen Truppen hat es auch nicht gelingen wollen, irgendwelche zuversichtliche Nachricht durch Spione zu erhalten, und kann ich daher nur Schlüsse aus der Besetzung der Küste ziehen, die es fast außer Zweifel setzen, daß der Feind mindestens noch 15—18 Bataillone auf der Insel hat. Unter solchen Umständen halte ich dafür, daß bei einem Versuch zum Uebersetzen nach der Insel mit größeren Truppenabteilungen der Erfolg nicht so sichergestellt ist, wie ich dieses für notwendig halte, wenn der Besitz der Insel Alsen weder als ein politisches noch militärisches Objekt betrachtet werden soll. Ich werde aber, wenn dies nicht anders befohlen wird, mit dem Armeekorps im Sundewitt in engen Kantonierungen verbleiben, um jeden Moment wahrnehmen zu können, der mir unverhofft günstige Chancen zur Eroberung der Insel und Vertreibung des Feindes von derselben bieten sollte. Sollte dieser Fall eintreten, und die Insel vom Feinde geräumt sein, so glaube ich, daß eine schwache Division vollkommen genügen würde, um den Küstenschutz und überhaupt die Flankendeckung der nach dem Norden abgerückten Armee zu übernehmen."

Ergänzend legte Blumenthal an demselben Tage in einem Briefe an Moltke die Schwierigkeiten eines Ueberganges nach Alsen unter den jetzigen Verhältnissen wie folgt dar:

„Es bleibt uns hier nichts anderes übrig, als ruhig stehenzubleiben, um einen Uebergangsversuch zu machen, sobald wir mit ziemlicher Gewißheit den Erfolg sichergestellt sehen. In der jetzigen Lage der Dinge würde ich ein solches Unternehmen im Angesicht des feindlichen Infanteriefeuers für sehr gewagt halten. Unsere Artillerie ist nicht imstande, zu wirken, wie wir es wünschen müßten, um ans Ufer heranzukommen. Längs der ganzen Küste von Arnkiel—Sonder-

burg läuft ein tiefer Schützengraben, der Tag und Nacht dick mit Infanterie besetzt ist. Geschütz vermag ihr darin keinen wesentlichen Schaden zuzufügen, und wo unser Geschützfeuer schweigen sollte, so würden die Infanteristen ein mörderisches Feuer auf die Boote eröffnen, die nur an wenigen Stellen gut landen und fast überall lange durchs Wasser waten müßten. Schiffe sind allerdings meines Erachtens wenig oder gar nicht zu befürchten. Die Verluste würden sich allerdings hauptsächlich nur auf die zuerst Ueberzusetzenden beschränken, und wenn einmal die erste Reihe Schützengräben genommen wäre, so dürfte der Erfolg gesichert sein. Befiehlt daher der König den Uebergang, oder sollte ein Moment kommen, wo die Einnahme von Alsen notwendig erscheint, so wird sie auch geschehen können, aber ohnedem wären die Opfer wohl nicht zu verantworten, wenigstens für jetzt nicht, wo alles noch in der Schwebe ist."

Tatsächlich standen in diesen Tagen auf Alsen noch 20 Bataillone, 34 Feldgeschütze, 3 Festungsartilleriekompagnien, 2 Ingenieurkompagnien und eine Anzahl Eskadrons unter dem Befehl des Generals Steinmann.

Am Abend des 1. Mai erhielt der Prinz durch den preußischen Gesandten in Hamburg, Freiherrn von Richthofen, die Mitteilung, daß die Dänen in den nächsten Tagen von Alsen aus einen Ueberfall der im Sundewitt stehenden preußischen Truppen beabsichtigten. Er ordnete daher wieder eine stärkere Besetzung der Düppelstellung und sorgsamste Küstenbewachung an. Bereits am 4. Mai jedoch wurde es klar, daß der Feind an eine solche Offensive nicht dachte. Inzwischen legte das trotzige Verhalten der dänischen Abgesandten auf den Londoner Konferenzen die Möglichkeit nahe, daß die eingeleiteten Waffenstillstands-Verhandlungen scheitern würden. Für diesen Fall traf der Prinz nunmehr alle Vorbereitungen, um achtundvierzig Stunden nach Abbruch der Verhandlungen bei Ballegaard nach Alsen überzusetzen. Die am 12. Mai beginnende vierwöchige Waffenruhe ließ es jedoch vorerst nicht zur Ausführung des Unternehmens kommen.

Waffenstillstand

Am 29. April hatten die Dänen völlig unerwartet die vom Korps Gablenz eingeschlossene Festung Fredericia geräumt und sich auf die Insel Fünen zurückgezogen. Nur eine Division stand noch in Nordjütland auf festländischem Boden. Gegen diese war schon früher die Division Graf Münster in Bewegung gesetzt worden. Nach dem Fall von Fredericia wurde dem bisherigen Generalstabschef Wrangels, General Vogel von Falckenstein, die einheitliche Leitung der Operationen der Divisionen Münster und von der Mülbe in Jütland

übertragen. An seiner Stelle übernahm Moltke am 2. Mai die Geschäfte als Generalstabschef beim Oberkommando. Mit Beginn der Waffenruhe verteilten sich die Truppen der verbündeten Armee wie folgt:

Skizze 6

I. Korps in weitläufige Quartiere in Schleswig (mit Ausschluß der Aemter Hadersleben, Tondern und Lygumkloster).

II. Korps in die vorgenannten Aemter Nordschleswigs sowie im südöstlichen Teile Jütlands.

III. Korps mit seiner Avantgarde bei Aalborg und Viborg, mit dem Gros bei Randers und mit der Reserve bei Aarhuus und Skanderberg.

Der Prinz wird Oberbefehlshaber der verbündeten Armee

Der Waffenstillstand brachte eine wichtige Aenderung in der Dienststellung des Prinzen. Die Unzulänglichkeit des greisen Feldmarschalls Wrangel zur Oberleitung der Operationen hatte sich im Laufe des Krieges klar erwiesen. In schonendster Form wurde er daher am 18. Mai vom Kriegsschauplatz abberufen und durch die Erhebung in den Grafenstand geehrt. An seine Stelle als Oberbefehlshaber der verbündeten Armee trat zunächst interimistisch Prinz Friedrich Karl, während die Führung des kombinierten I. Korps dem General Herwarth von Bittenfeld, kommandierendem General des VII. Armeekorps, übertragen wurde. Für den erkrankten General von der Mülbe wurde General von Plonski zum Kommandeur der Gardedivision ernannt. Der Kronprinz verließ den Kriegsschauplatz und übernahm das Generalkommando des II. Armeekorps.

General von Moltke

Als Generalstabschef stand dem Prinzen nunmehr General von Moltke zur Seite. Nach allem, was wir wissen, gestaltete sich die Ehe von Anfang an sehr glücklich. Es konnte schon an mehreren Stellen auf den mündlichen und schriftlichen Gedankenaustausch hingewiesen werden, den beide Persönlichkeiten im Frieden gepflogen, und der speziell noch in Moltkes operativen Vorarbeiten für den Feldzug zum Ausdruck gekommen war. „Es hatte sich ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis herausgebildet, das auch in der Folge nach den engen dienstlichen Beziehungen von 1864 nie getrübt worden ist.“ [1]) Zweifellos paßte die stets gleichbleibende kühle Ruhe und vornehme Zurückhaltung Moltkes weit besser zum Wesen des Prinzen als die ehrgeizige und leidenschaftliche Natur Blumenthals. Schon in einem Schreiben vom 7. Mai hatte Friedrich Karl auf Moltkes Meldung von der Uebernahme der Geschäfte beim Ober-

---

[1]) Vergl. die Schrift des Generalstabs, Moltke in der Vorbereitung und Durchführung der Operationen. 1905. Seite 33.

kommando „seiner Befriedigung“ Ausdruck gegeben, „mit ihm wieder in nähere dienstliche Beziehungen treten zu dürfen“. Die wenigen Briefstellen, in denen Moltke von seinem Verhältnis zum Prinzen spricht, lauten denn auch durchaus günstig über ihn. So schreibt er am 21. Juni aus Louisenlund seiner Gattin:[1]) „Der Prinz ist sehr liebenswürdig,“ und am 9. August an Manteuffel:[2]) „Ich kann nur dankbar sein für das Vertrauen, welches der Prinz mir schenkt.“ In der Tat gewährte Friedrich Karl seinem großen Stabschef vollkommenste Freiheit in seinen operativen Entwürfen und pflichtete ihm in allen Fragen von einiger Bedeutung unbedingt bei, wofür die in Moltkes Militärischer Korrespondenz 1864 enthaltenen Konzepte zu den Anordnungen des Oberkommandos das beste Zeugnis ablegen. Wenn in späteren Feldzügen hier und da sachliche Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden vorgekommen sind, wie sie bei bedeutenden Männern leicht erklärlich sind, so haben solche doch niemals den geringsten Einfluß auf ihr von hoher gegenseitiger Achtung und Verehrung getragenes persönliches Verhältnis geübt. Zum intimeren Verkehr, wie ihn der Prinz mit ihm zusagenden Offizieren so sehr liebte, ist es gleichwohl mit Moltke nie gekommen.[3])

Wenn man nicht mit Unrecht nach den Vorkommnissen im ersten Teile des Dänischen Feldzugs geltend gemacht hat, daß es schwer gewesen sei, den Prinzen von anderen Einflüssen als den berechtigten seines Stabschefs fernzuhalten, daß er gern auch mit dritten Personen über seine Entschlüsse diskutiert und ihre Meinungen gehört habe, so darf nicht unerwähnt bleiben, daß diese Gepflogenheit mit dem Augenblicke aufhörte, als Moltke an seine Seite trat. In seinen „Vertrauten Erinnerungen“ bekennt er sich ausdrücklich zu Moltkes Standpunkt, daß dem Feldherrn „vorbehaltlich seiner eigenen Prüfung eine Meinung nur durch den einen dazu Befugten vorgetragen werden dürfe“.[4]) Er ist dieser Auffassung auch während seiner späteren Feldzüge in gemeinsamer Arbeit mit Voigts-Rhetz und Stiehle immerdar treu geblieben, und es läßt sich nicht ein Fall nachweisen, in dem er den Vorstellungen dritter, unverantwortlicher Ratgeber Raum gegeben hätte. Bei allen seinen Entschließungen aber wahrte er sich die dem Manne der Tat wohlanstehende Selbständigkeit, die

[1]) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten Moltkes. Band VI Seite 399.

[2]) Moltkes Militärische Korrespondenz 1864. Seite 210.

[3]) Mitteilung des langjährigen Adjutanten Moltkes, späteren Generalleutnants z. D. von Claer, der auch ein gerngesehener Gast des Prinzen an seiner Tafelrunde war.

[4]) Moltke, Feldzug 1859. Seite 10.

sich auf ein hohes Verantwortlichkeitsgefühl und eine strenge Auffassung seiner Pflichten und Rechte als Oberbefehlshaber gründete.

Nächst dem Generalstabschef waren es vorzugsweise zwei Persönlichkeiten im Hauptquartier des Oberkommandos, die an den operativen Geschäften mitbeteiligt waren, der Oberquartiermeister, Oberst von Podbielski, und der erste Generalstabsoffizier, Oberstleutnant von Stiehle. Ueber den ersteren, den späteren verdienten Generalquartiermeister, urteilt Moltke in einem Brief an Manteuffel:[1]) „Oberst von Podbielski ist ein ganz vorzüglicher Oberquartiermeister, der mit und ohne Chef des Generalstabs die Geschäfte in bester Ordnung erhalten wird. Der Prinz schätzt ihn; von Podbielski füllt seine Stelle vollkommen aus und würde sehr schwer zu ersetzen sein." Stiehle war schon unter Vogel von Falckenstein die eigentliche Seele des Hauptquartiers gewesen, und hatte ihm damals die Hauptlast der operativen Geschäfte obgelegen. Bei Ablauf des Waffenstillstandes bezeichnete der Prinz in einem Telegramm an den König Stiehle, der als militärischer Sachverständiger zu den Londoner Konferenzen zugezogen war, als „sehr nötig gebraucht". Schon im Dänischen Feldzuge wurde der Grund zu dem späteren Vertrauensverhältnis gelegt, das 1870/71 zwischen Friedrich Karl und seinem Stabschef ungetrübt bestanden hat.

Zum Generalstab des Oberkommandos traten Major von Roos und Hauptmann Graf Haeseler über, von denen der erstere bisher als Generalstabsoffizier, der letztere als Adjutant dem Generalkommando des kombinierten I. Korps angehört hatten.

Als der Prinz den Oberbefehl übernahm, war er entschlossen, ihn in anderen Formen zum Ausdruck zu bringen als sein Vorgänger. Er sagt darüber:

„Die Stellung eines kommandierenden Generals im Frieden ist eine eminente; die Hauptsache dabei ist, daß er nur von Seiner Majestät direkt Befehle erhält, nur diesem verantwortlich ist ... Wrangel hat mir gegenüber zuweilen kurz befohlen und mir dadurch jedesmal die Freudigkeit genommen, welche notwendig ist ... Als ich an seine Stelle trat, fühlte ich aus eigener, frischer Erfahrung so recht die Schwierigkeit, meinem Willen Geltung zu verschaffen ... Ich war meinen drei untergebenen kommandierenden Generalen gegenüber höflich, liebenswürdig und bereit, auf ihre Wünsche einzugehen, erlaubte auch mir einen Wunsch unter Beweis seiner Notwendigkeit, lud sie ein, mir ihren Beistand zu leisten usw. ... und befahl nur in einem Falle."

---

[1]) Moltkes Militärische Korrespondenz 1864. Seite 210.

Operationspläne während des Waffenstillstandes

Beim Prinzen Friedrich Karl und Moltke stand der Entschluß fest, nach Ablauf des Waffenstillstandes den neuen Feldzug sogleich durch eine allgemeine Offensive zu eröffnen. Alsen und Fünen sollten gleichzeitig, und zwar ohne Mitwirkung der Flotte, genommen werden. Es war der alte Gedanke, den der Prinz schon Ende März als strategisch richtig hingestellt hatte.[1]) Moltke sagte in seiner Denkschrift vom 23. Mai:[2]) „Die Schwierigkeiten in der Ausführung liegen zutage und sind bereits sorgfältig erörtert. Wir verhehlen uns nicht, daß bei zweckmäßigen Anordnungen des Feindes der Erfolg kein gesicherter ist, allein es muß auch anerkannt werden, daß für die Offensive kein anderer Weg zum Ziele führt. Alsen hat für uns den Wert eines Landesteiles, dessen Besitz wir anstreben. Fünens Eroberung ist das wirksamere Zwangsmittel gegen Dänemark und führt wahrscheinlich zur Schlacht, die wir suchen. Ein gleichzeitiges Vorgehen gegen beide Punkte verhindert die Dänen, ihre Streitmacht überwiegend gegen den einen oder den anderen derselben zu konzentrieren. Das Mißlingen auf einer Stelle würde durch den Erfolg an der anderen ausgeglichen." Der Prinz, der am 24. Mai für einige Wochen nach Berlin fuhr, unterbreitete die Denkschrift selbst dem Könige und teilte am 31. Mai Moltke mit, daß der König sich für die Offensive entschieden habe. Vorläufig aber wurde der am 12. Juni ablaufende Waffenstillstand um 14 Tage verlängert, obwohl der Prinz in einer Eingabe an Bismarck[3]) dies aus militärischen Gründen als nicht vorteilhaft bezeichnet hatte. Oesterreich war, um eine Einmischung des Auslandes zu verhindern, nicht für den Uebergang nach Fünen zu gewinnen. Der Prinz kehrte am 15. Juni auf den Kriegsschauplatz zurück und wurde am 24. Juni endgültig zum Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen ernannt. Am 23. Juni abends traf aus Karlsbad, wo König Wilhelm und Bismarck mit dem Kaiser Franz Joseph konferierten, im Hauptquartier in Louisenlund die Nachricht ein, daß Alsen und der bisher unbesetzte Norden Jütlands, nicht aber Fünen, angegriffen werden sollten. Während Gablenz daher am 24. Juni angewiesen wurde, „am Kleinen Belt zunächst nur zu demonstrieren", blieben die bereits am 23. Juni an das kombinierte I. und III. Korps erlassenen Befehle in Kraft. Nach ihnen sollte General Vogel von Falckenstein bei Randers bereit stehen, eine erhoffte Offensive der erheblich verstärkten Dänen

---

[1]) Vergl. Seite 322.

[2]) Moltkes Militärische Korrespondenz 1864. Nr. 82.

[3]) Ebenda. Nr. 90.

vom Limfjord her in einer Schlacht im freien Felde siegreich auszunutzen, wobei es seiner Einsicht überlassen blieb, wie weit er den Feind vordringen lassen wollte, um ihn dann mit versammelten Kräften anzugreifen, rastlos zu verfolgen und gegen das Meer zu drängen. General Herwarth von Bittenfeld hatte den „bestimmten Befehl", unmittelbar nach Ablauf der Waffenruhe am 27. Juni die Landung auf Alsen auszuführen. Die Wahl des Ortes für die Ueberschiffung und die Anordnungen zur Sicherung des Erfolges wurden vertrauensvoll in seine Hände gelegt. Prinz Friedrich Karl bemerkt hierzu in seinen „Erinnerungen":

Der Uebergang nach Alsen

„Dieser einzige Befehl erging an Herwarth. Ich befahl ihm, Alsen zu nehmen, weil seine Eigentümlichkeit eine solche war, die sich gern hinter einem Befehl deckte, der ihm die Verantwortung in letzter Instanz abnahm." [1])

Am 24. Juni verlegte der Prinz sein Hauptquartier nach Apenrade, Herwarth das seinige nach Gravenstein. Den Plan zum Uebergang hatte Blumenthal während des Waffenstillstands entworfen, Herwarth genehmigt. Er sollte, um den Vorteil der Ueberraschung auszubeuten, gegenüber dem vom Feinde am schwächsten besetzten Punkt, bei Ballegaard, stattfinden, und zwar mit der 13. Division, während die 6. bei Satrup-Holz am Sunde mit einer Scheinbewegung beauftragt wurde. Um das Eintreffen der neu herangezogenen Pontonier-Kompagnien abzuwarten und die zum Teil erst nach Ablauf der Waffenruhe zu bewerkstelligenden artilleristischen Vorbereitungen zu vollenden, setzte Herwarth die Ausführung auf die Nacht vom 27. zum 28. Juni fest. Am 27. änderte er jedoch seinen Plan dahin, daß bei Ballegaard nur demonstriert, bei Satrup-Holz hingegen übergegangen werden sollte. [2]) Verschiedene Meldungen über feindliche Truppenverstärkungen im Norden der Insel, das Erscheinen des Panzerschiffes „Rolf Krake" am Abend des 26. am Nordausgang der Alsener Föhrde, etwas unruhiger Seegang, vor

---

[1]) Eine bemerkenswerte Ergänzung hierzu hat Blumenthal später dem Schriftsteller Müller-Bohn in einer Unterredung gegeben: „Es heißt, der Plan ist unter Leitung Herwarths von Bittenfeld ausgeführt. Gewiß, aber Herwarth wollte durchaus nichts von dem Uebergange wissen und weigerte sich anfänglich; die ‚Wassersache' war ihm durchaus nicht nach dem Strich. Da setzte ich mich denn hin und schrieb heimlich einen Brief an den Prinzen Friedrich Karl. Nun wurde es ihm befohlen, nun mußte er seinen Widerstand aufgeben." Vergl. Müller-Bohn, Der eiserne Prinz (1902). Seite 70 Anmerkung.

[2]) Die Demonstration bei Ballegaard wurde schließlich auf Herwarths Befehl unterlassen, das ganze Korps bei Satrup-Holz übergesetzt.

allen Dingen aber die bestimmte Erklärung des Generals von Manstein, daß er die Aufgabe der Demonstration durch den wirklichen Uebergang bei Satrup-Holz lösen werde — eine Zuversicht, die gegenüber den Bedenken des Generals von Wintzingerode schwer in die Wagschale fiel —, bewogen Herwarth in letzter Stunde zu dieser Aenderung seines Entschlusses. Die Ausführung des Unternehmens mußte infolge der neu zu treffenden Vorbereitungen um 24 Stunden, auf die Nacht vom 28. zum 29. Juni, verschoben werden. Im Kriegstagebuch des Oberkommandos heißt es hierüber:

„27. Juni: Nachmittags kam der von Generalleutnant von Moltke behufs Informationen nach Gravenstein geschickte Premierleutnant von Prittwitz mit der Meldung zurück, daß die Ausführung einstweilen auf Schwierigkeiten stoße. Um 5 Uhr nachmittags traf der kommandierende General von Herwarth selbst mit einem Adjutanten im Hauptquartier ein, um die Meldung zu machen, daß das Vorhaben noch nicht ausgeführt werden könne. Bei dieser Gelegenheit kamen aufs neue zahlreiche Bedenken gegen den Plan zur Sprache, die indessen großenteils beseitigt wurden, so daß die Unternehmung nur als aufgeschoben, der ganze Plan aber durchaus nicht als aufgehoben zu betrachten ist . . .

29. Juni: Die ursprüngliche Absicht, bei Ballegaard überzugehen und bei Sandberg nur zu demonstrieren, war aufgegeben worden . . . Die Bedenken gegen diesen Plan waren zu groß gewesen . . . Es scheint auch dem General von Wintzingerode an der gehörigen Entschlußkraft dafür gefehlt zu haben, so daß zuletzt alle maßgebenden Personen beim kombinierten Armeekorps schwankend geworden waren. Demgegenüber hatte der Prinz Friedrich Karl den bestimmten Befehl aufrechterhalten, schon in den nächsten Tagen den Uebergang zu machen, und hatte somit die Verantwortlichkeit dafür auf sich genommen. Andererseits hatte von den Generalen des kombinierten Armeekorps vor allem Generalleutnant von Manstein sich sehr energisch für das Unternehmen und speziell für die Uebergangsstelle bei Satrup-Holz ausgesprochen.[1]) Hierauf hatte das Generalkommando sich auch dafür entschieden und den General von Manstein, dem zu diesem

---

[1]) Auch Goeben sprach sich gegen den Uebergang bei Ballegaard aus. Andererseits teilte er aber auch nicht die Zuversicht Mansteins auf das sichere Gelingen des Uebergangs bei Satrup-Holz. Er schreibt am 28. Juni 1/2 9 Uhr abends: „Ich zweifle nicht, daß es einen harten Kampf geben wird, und ich verhehle mir nicht, daß das Gelingen durchaus nicht gesichert ist.“ Zernin, Goeben. Band I Seite 350.

Zwecke die Brigaden Roeder und Goeben untergeordnet wurden, mit der ersten Leitung des Uebergangs beauftragt.“[1])

Wie der Prinz selbst die Chancen des Unternehmens vor der Ausführung beurteilte, erhellt aus einem Briefe vom 28. Juni an seinen Vater, den Prinzen Karl:

„Herwarth hatte die Disposition für Ballegaard getroffen, und wir sollten gestern morgen, spätestens heute früh hinüber. Da bekam er Bedenken ... kam hierher gefahren ... Da war es denn wieder General von Manstein, der sich mit seiner Person vor den Riß stellte und sich bereit erklärte, ja drängte, bei Satrup-Holz überzugehen. Dies wird morgen früh 2 Uhr geschehen. 2500 Mann können auf einmal überfahren auf Booten, während die Maschinen und Pontons nur Artillerie und Pferde übersetzen. Das Uebersetzen dauert 7—8 Minuten, die Mittel an Booten und Pontonieren sind sehr reichlich, die Truppen gut gestimmt, so daß ich die beste Zuversicht habe. Es wird eine Art Sturm zu Wasser sein. Auf Alsen sind nur zwölf Bataillone, von denen zwei im Norden der Insel nicht in Betracht kommen. Ich habe ferner den Eindruck, daß auf der langen Küstenstrecke nur äußerst wenig schwere Geschütze sein können, während nur zwei Feldbatterien auf Alsen sind.[2]) Wir werden schwerlich über 400 Mann verlieren, viele Gefangene und einige Beute machen. Zunächst denke ich von Schanze X aus dem Uebersetzen beizuwohnen und später vielleicht bei Sonderburg nach Alsen überzusetzen.“

---

[1]) Es muß hierbei auf verschiedene Unrichtigkeiten hingewiesen werden, die sich in der Schilderung dieser Vorgänge in dem Buch von Trinius, Geschichte des Krieges gegen Dänemark 1864 (1885), Seite 364 ff., finden. General Herwarth von Bittenfeld hat vom Prinzen nicht den Befehl erhalten, bei Ballegaard überzugehen. Die Landungsstelle war ihm überlassen, er selbst hatte sich auf Blumenthals Vorschlag zunächst für Ballegaard entschieden und dies gemeldet. Die so dramatisch geschilderte Aussprache zwischen ihm und dem Prinzen kann unmöglich in Gravenstein im Beisein der vier Brigadekommandeure stattgefunden haben, da Herwarth nach Apenrade ins Hauptquartier des Prinzen gefahren ist. Vor allem aber fehlt bei Trinius für das Auftreten des Prinzen gegenüber Herwarth die notwendige Begründung, daß er die Durchführung des von Herwarth selbst gewählten und gemeldeten Uebergangsplanes nicht in die Ferne geschoben wissen wollte. Es ist nicht richtig, daß er die Verantwortung für das Unternehmen auf Herwarth abgeschoben habe, er hatte sie vielmehr durch seinen bestimmten Befehl, Alsen zu nehmen, auf sich genommen, den General gerade entlastet. Die tatkräftige, den Konflikt lösende Vermittlerrolle Mansteins erwähnt Trinius nicht.

[2]) Tatsächlich standen auf Alsen 12 Bataillone, 2 Eskadrons, 3 Feldbatterien, 3 Festungsartillerie-Kompagnien (etwa 40 Geschütze), 1 Ingenieur-Kompagnie, zusammen 10 000 Mann.

Die Zuversicht des Prinzen wurde durch den ruhmvollen Ausgang der kühnen Landung glänzend gerechtfertigt. Um 3/42 Uhr nachts hatte er mit Moltke, dem Prinzen Albrecht (Vater) und einigen seiner Generalstabsoffiziere zwischen den Trümmern der Schanze X und dem abgebrannten Gehöft Steengaard am Sunde Aufstellung genommen und beobachtete von hier aus den Uebergang. Durch Offiziere seines Stabes, die teilweise mit den Truppen nach der Insel übergesetzt waren, wurde er über den siegreichen Fortgang des Kampfes auf dem laufenden erhalten. Gegen 8 Uhr morgens ließ er sich nach Sonderburg übersetzen und eilte auf einem Ordonnanzpferde den Truppen nach, die er einholte, als das Gefecht bei Hörup endigte. Schon um 8 Uhr 30 Minuten vormittags konnte er dem Könige nach Karlsbad melden: „Der Uebergang von Satrup-Holz nach Alsen ist gelungen. Der Feind wird gegen Höruphaff verfolgt." Die Verluste betrugen nicht ganz 400 Mann, während die Dänen allein an Gefangenen fast 2500 Mann einbüßten. Der Rest rettete sich zu Schiff auf die heimatlichen Inseln.

Am 30. Juni erließ der Prinz den nachstehenden Armeebefehl: *Armeebefehl vom 30. Juni*

„Tapfere Soldaten der verbündeten Armee!

Nachdem mein König und Herr während der Waffenruhe mich vorläufig mit der Führung des Oberkommandos beauftragt hatte, hat es Sr. Majestät gefallen, mich vor wenig Tagen zum Oberbefehlshaber zu ernennen. Meine Beziehungen zu euch sind nicht mehr vorübergehend, sondern dauernd.

Ich habe den neuen Teil dieses Feldzuges damit eröffnet, daß ich das tapfere Armeekorps, das ich bis jetzt kommandierte und mit dem ich nur Siege erfocht, gestern unter meinen Augen Alsen erobern ließ. Es war dies ein in der Kriegsgeschichte einzig dastehender Uebergang über einen Meeresarm, ein Sturm zu Wasser gegen gut verteidigte Schanzen.

Möge dieser Anfang ein gutes Vorzeichen für all die Truppen sein, die später noch die Ehre haben möchten, an Kämpfen teilzunehmen.

Möge dieser Anfang aber auch dazu beitragen, mir persönlich dasjenige Vertrauen bei euern Führern und bei euch zu erwerben, ohne welches glänzende Erfolge im Kriege von mir nicht gedacht werden können.

Möge endlich die Eintracht, die bis heute zwischen den österreichischen und preußischen Truppen bestanden, unseren beiderseitigen

Kriegsherren zur Freude, unserem Vaterlande zum Segen, unseren Truppenteilen zur Ehre und unseren Feinden zum Schrecken ungetrübt wie bisher bestehen bleiben.

Und darum dreimal Hoch dem Kaiser und dreimal Hurra dem Könige."

Mit der Eroberung der Insel Alsen war die Hauptsache getan. Auch diesmal überwog, wie bei Düppel, der moralische Erfolg den materiellen und strategischen. Zur Waffenstreckung des Feindes auf der Insel war es nicht gekommen, seine Hauptmasse hatte sich, freilich unter schweren Verlusten, diesem Schicksal durch eilige Flucht auf den bereitgestellten Schiffen zu entziehen gewußt. Entscheidend aber wurde für das dänische Volk die Erkenntnis, daß man nach dieser kühnen Waffentat der Preußen auch nicht mehr auf den übrigen Inseln des Königreichs vor einem ähnlichen Unternehmen sicher sei. Auf Hilfe vom Auslande war nach den unzweideutigen Erklärungen Englands vom 6. Juli nicht mehr zu rechnen. Auch diese Wendung der großen Politik war die Folge des Uebergangs nach Alsen.

Der Oberbefehlshaber der verbündeten Armee und sein genialer Stabschef trugen sich in der Tat mit der ernsten Absicht, alle, auch die letzten Folgerungen der Offensive zu ziehen, wenn der Trotz Kopenhagens nicht anders gebrochen werden konnte.

Besetzung Jütlands. Erneuter Waffenstillstand

Zunächst wurde die vollständige Besetzung Jütlands durch das Korps des Generals Vogel von Falckenstein durchgeführt. Dieser erhielt am 4. Juli vom Oberkommando die Aufforderung, den Uebergang über den Limfjord baldigst ins Werk zu setzen. Am 9. Juli reiste der Prinz selbst nach Aalborg, um dem Unternehmen beizuwohnen. Als es am 10. Juli zur Durchführung kam, erwies sich, daß der Feind Nordjütland geräumt und alle noch verfügbaren Kräfte nach Fünen gezogen hatte. So blieb die völlige Inbesitznahme des dänischen Festlandes nur eine Art „geographischer Genugtuung".[1]) Aufs neue tauchte der Plan eines Uebergangs nach Fünen auf, der jetzt trotz Oesterreichs Widerspruch ausgeführt werden sollte. In einer Denkschrift vom 14. Juli befürwortete ihn der Prinz gegenüber dem König, doch ließ es der am 20. Juli erneut abgeschlossene Waffenstillstand nicht zur Verwirklichung der Absicht kommen, obwohl der König am 24. Juli dem Prinzen die Ermächtigung gab, für den Fall des Wiederbeginns der Feindseligkeiten den Uebergang auch ohne Mithilfe der Oesterreicher zu vollziehen.

[1]) Freiherr von Holzing, General von Moltkes Einwirkung auf den strategischen Gang des Krieges gegen Dänemark 1864. 1898.

In einem Briefe vom 20. Juli 1864 an den jüngeren Grafen von der Groeben wirft der Prinz einen Rückblick auf die Ereignisse in der zweiten Hälfte des Feldzugs:

„Die Einnahme von Alsen ist mit Gottes Hilfe uns leichter und mit so geringem Verlust gelungen, als es die größten Sanguiniker nur erwarten durften. 97 Geschütze sind in unseren Besitz übergegangen und ein recht reichhaltiges sonstiges Material. Warum ich nicht gleichzeitig nach Fünen ging, es überdem bis jetzt unterlassen habe, das, erwähne ich vertraulich, wird einst die Geschichte mitteilen; ich darf es noch nicht. Es blieb mir nichts übrig als die Expedition über den sehr entfernten Limfjord, die sofort nach dem Sturm auf Alsen eingeleitet wurde, weil ich, wenn sie am 15. Juli stattfinden sollte, von Alsen aus die Pontoniere und Pontons und Boote und Festungsgeschütze unverzüglich dorthin marschieren lassen mußte. Inzwischen kamen Nachrichten, daß die Dänen vom Norden alles einschifften, und so beeilte ich die Sache so, daß sie am 10. vonstatten ging, allerdings mit so geringen Mitteln, daß ich den etwa verteidigten Uebergang nicht hätte erzwingen können. Aber der Feind war weg. Die gleichzeitig und bis zum Moment des Eintritts der elftägigen Waffenruhe stattfindenden Operationen auf den Westsee-Inseln und gegen Kapitän Hammer haben zur Besetzung aller Inseln ohne Blutvergießen, aber nicht zur Gefangenmachung dieses Mannes geführt ... Ich glaube nicht an Frieden. Wir werden die Dänen in Fünen oder Seeland aufsuchen müssen."

Weitere Operationsabsichten

Der Waffenstillstand wurde durch den am 1. August abgeschlossenen Präliminarfrieden „unter Beibehalt des augenblicklichen militärischen Besitzstandes bis zum endgültigen Frieden" verlängert. Freilich boten die langwierigen diplomatischen Verhandlungen noch keine Sicherheit für das Zustandekommen des Friedenswerkes. Sogleich nach Empfang der Nachricht vom Beginn der Waffenruhe hatte der Prinz in einer von Moltke verfaßten Denkschrift[1]) dem Könige seine Anschauung dargelegt, wie nach etwaigem Wiedereintritt des Kriegszustandes die Operationen ihren Fortgang nehmen müßten, und in der „Uebertragung des Krieges nach Seeland das unstreitig am kürzesten und unfehlbarsten die endliche Entscheidung" bringende Mittel empfohlen. Gelänge es, die dänische Seemacht zu besiegen, was durch das verbündete Geschwader wohl möglich sei, so könne von Rügen und Aarhuus aus die Ueberführung der Truppen geschehen. Das Wiener Kabinett brachte indessen dem vom Oberstleutnant von Stiehle vor-

[1]) Moltkes Militärische Korrespondenz 1864. Nr 121.

getragenen Plan, ein Geschwader in die Ostsee oder das Kattegatt zu entsenden, dieselbe Abneigung entgegen wie schon früher dem Gedanken einer Landung auf Fünen. Der Prinz und Moltke faßten nunmehr die letzte Möglichkeit ins Auge, auch ohne Mitwirkung der österreichischen Flotte und unter Vermeidung einer Seeschlacht ein Truppenkorps nach Seeland zu werfen. Am 7. Oktober entwickelte der Prinz, der sich inzwischen vom Kriegsschauplatz in die Heimat begeben und den Manövern des Gardekorps und der 7. Division beigewohnt hatte, in einem Schreiben an Moltke seine Ansicht:

„Das Friedenswerk geht sehr langsam vorwärts ... In dieser Beziehung erwähne ich vertraulich, daß in Aussicht genommen ist, wenn das Friedenswerk binnen vierzehn Tagen oder drei Wochen nicht merklich vorgeschritten ist, den Waffenstillstand zu kündigen. Wenn die militärische Aktion beginnt, so muß *sofort etwas Eklatantes geschehen.* Nach Fünen, was laut auszusprechen wäre, würde der Uebergang als Demonstration vorzubereiten und eventuell auszuführen sein, um die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Vorhaben abzulenken und den Feind zu teilen. Ich meine, daß von Kiel oder Fehmarn aus unter Benutzung der Flotte und aufzutreibender Schlepper ein Uebersetzen einer großen Truppenmacht nach Laaland — so heißt ja wohl die nächste und bei klarem Wetter sogar sichtbare Insel — stattzufinden hätte. Ich glaube, daß dies überraschend geschehen kann. Von Laaland werden wir schon in sehr kurzer Zeit nach Seeland und Kopenhagen zu kommen wissen. Eine Seeschlacht *kann* vermieden werden, wenn das Uebersetzen bei solchem Wetter geschieht, wo die dänische Flotte nicht auf der Reede von Kiel bleiben, respektive sich nicht im engen Fahrwasser halten kann. Die schnellsten Schiffe hätten die paar dänischen Wachtschiffe zu verscheuchen, die übrigen den Transport zu bewirken. Nur ein bis zwei Echelons können ohne Seeschlacht übergeschifft werden. Wieviel Truppen aller Waffen dies sein könnten, hätte Jachmann zu berechnen. Meines Erachtens fällt Fünen, sobald wir auf Laaland sind, von selbst. Ein Uebersetzen von Fünen nach Seeland, was wünschenswert scheint, bleibt dann immerhin möglich — Rendezvous Kopenhagen. Fatal ist, daß die österreichische Flotte größtenteils uns verläßt, doch geht es auch ohne sie. Zu erwägen wäre, inwiefern auch von Rügen aus demonstriert werden könnte" ...

Moltke antwortete sehr eingehend am 12. Oktober,[1]) indem er „die wirkliche Landung auf Seeland als ein kühnes, im Erfolg nicht gesichertes, aber nicht unausführbares letztes Mittel" bezeichnet, „wenn

[1]) Moltkes Militärische Korrespondenz 1864. Nr. 134.

der Friede nicht anders erreicht werden könne". Er verwirft dabei jedoch Kiel und Fehmarn als ungeeignet zu Ausgangspunkten der Expedition, da ersteres jedenfalls durch die dänische Flotte blockiert, und eine Versammlung von Truppen und Fahrzeugen auf Fehmarn nicht ohne Gefährdung durch dänische Kreuzer, Zeitverlust und Aufsehen möglich sein würde. Demgegenüber schlägt er vor, die Landung von Stralsund aus direkt auf Seeland auszuführen, da dort leicht eine große Transportflotte bereitgestellt, die Truppen durch das rückwärtige Eisenbahnnetz überraschend schnell herangeführt und alle Vorbereitungen im eigenen Lande sicherer und verborgener als im Auslande getroffen werden könnten.

Der am 30. Oktober in Wien abgeschlossene Friede ließ es nicht mehr zur Ausführung dieses kühnen Planes kommen.

Der Prinz war am 19. Oktober noch einmal auf dem Kriegsschauplatz eingetroffen und erließ am 16. November aus Flensburg den nachstehenden Abschiedsgruß an seine Soldaten:

Abschiedsbefehl an die verbündete Armee

„Der Friede ist geschlossen, und dieser zweite dänische Krieg beendet. Ein rühmlicher Friede nach dem glorreichen Kriege! Die verbündete Armee trennt sich, und mein Kommando hört auf. Es ist mir Bedürfnis, vorher noch zu danken den kommandierenden Herren Generalen, den Offizieren und Soldaten für das Vertrauen und die Bereitwilligkeit, welcher ich — gleich dem Feldmarschall Grafen von Wrangel, meinem Vorgänger — jederzeit und allerorten begegnet bin. Dieses Entgegenkommen stellte die Erfolge sicher. Und in der Tat, überall und immer waren unsere ruhmreichen Fahnen siegreich, und was ihr auch Schwieriges unternahmt, es ist euch gelungen. In dieser und mancher anderen Beziehung wird der Feldzug von 1864 für euch und die Nachwelt ein denkwürdiger bleiben.

Seit 50 Jahren haben Oesterreich und Preußen wieder nebeneinander gekämpft für dieselbe Sache. Und eng verbündet, wie es unsere Monarchen sind, so seid ihr, österreichische und preußische Waffengefährten, wie Brüder euch begegnet. Kein Mißton, nichts hat jemals diese Eintracht gestört. Des zum Andenken werden wir uns freuen, die Kriegsdenkmünze, die unsere Herrscher für den Feldzug zu verleihen die Gnade haben, alle am gleichen Bande zu tragen. Die Farben desselben mahnen uns, daß wir gute Kriegskameraden, die wir sind, auch in Zukunft bleiben, aber auch daran, daß ‚Oesterreich und Preußen vereint' stark und mächtig, ja, so Gott will, unüberwindlich sind."

Es möge an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, daß der Prinz bereits in einem am 15. August an den König erstatteten Be-

richt seiner freudigen Genugtuung über die Eintracht zwischen den österreichischen und preußischen Truppen und insbesondere über das Verhalten des Feldmarschalleutnants von Gablenz Ausdruck gegeben hatte. Er sagte darin: „Ganz besonders gebührt dem Feldmarschall-leutnant von Gablenz das Verdienst, das gegenseitige gute Einvernehmen in dienstlicher und geselliger Beziehung gefördert zu haben. Derselbe hat unter allen Verhältnissen das gemeinsame militärische Interesse und Ziel im Auge gehabt, sich, ohne Schwierigkeiten zu finden, der Ausführung der ihm gegebenen Befehle unterzogen, auch die weniger zusagende und undankbare Aufgabe, mit seinem Armeekorps monatelang um Fredericia und im südlichen Jütland stehen zu müssen, mit Freudigkeit durchgeführt. Er ist außerdem gegen mich stets von einem persönlichen Entgegenkommen gewesen, welches ich in hohem Maße anerkennend hervorheben muß."

Charakteristik der österreichischen Armee

Sehr interessant ist die Charakteristik, die der Prinz in Stichworten in seinen „Notizen zum Gebrauch im Felde" gleich nach dem Kriege (am 11. November 1864) von der österreichischen Armee entwirft:

„1. Generale à la Reischach, d. h. Hutschwenken ‚Mir nach und vorwärts!', bis sie zusammengeschossen werden, sabreurs, sehr viele aus guten Familien, gute Turnüre; der Truppe gegenüber viel Bestechendes, militärische Rücksichtslosigkeit gegen Land und Feind.

2. Generalstabsoffiziere zahlreich und jung, im Vergleich zu den Frontoffizieren mit Geschick ausgesucht, viele sehr vorsichtig in der Strategie, wo man kühn sein muß, viele sehr reserviert und umständlich; andere haben das Herz auf der Zunge und bons garçons. Sie haben (ob de jure?) viel größeren Einfluß als bei uns auf Generale und Truppe. Auf letztere wirken sie häufig durch eigenen Antrieb bestimmend, z. B. jetzt Offensivstoß, jetzt Detachierung, jetzt Haltmachen. Diese Art des Auftretens nur erklärlich durch Mangel an Bildung und Urteil bei dem größten Teil der österreichischen Offiziere aller Grade und bei dem Mangel an Selbständigkeit.

3. Hauptquartier geschickt und günstig durch richtige Wahl der Personen zusammengesetzt, reich ausgestattet. Die Personen teilen sich in Arbeiter (Denker und Schreiber), Aufpasser und bons garçons. Alle Arten Menschen vertreten, und jeder Fremde findet seinesgleichen. Charakteristisch für die Oesterreicher, speziell für das Hauptquartier und die Generale, ist eine ungemeine, von uns nicht geahnte Diskretion und Disziplin.

4. Kavallerie sehr zu loben, sehr viel Reitermäßiges und Kriegerisches, Rücksichtsloses. Die Husaren ein leichtes Völkchen,

das nicht anders als durch eiserne Strenge zu handhaben ist, aber der Ungar hat viel Chevalereskes, stolz, vornehm, eitel. Extra Hungariam non est vita.

5. Artillerie gut, nichts Zunftartiges wie früher.

6. Train und Sanität vortrefflich.

7. Jäger meist nichts anderes als unsere Füsilierbataillone besserer Gattung; viel Leben und Selbstgefühl, daher sehr tapfer. Die Kommandanten der Jägerbataillone, sofern sie Obersten sind, tauschen ungern mit dem Kommando eines Infanterieregiments.

8. Linieninfanterie, nach der Nationalität, die entscheidend ist für alles, sehr verschieden. Deutsche die beste, am vielseitigsten zu brauchen und tapfer; langsam, besonders die Steirer; Böhmen den Deutschen am ähnlichsten, unseren Polen gleich; Italiener die intelligentesten, aber nicht immer zuverlässig; Polen halten im Feuer vorzüglich, unter Umständen besser als manche Deutsche. Ungarn nationalstolz, entzündbar, viel besser zur Offensive als zur Defensive, seit der Revolution bis jetzt nicht sehr günstig gestimmt. Kennt man ihre Sprache, so sind sie sehr leicht zu nehmen und zu gewinnen.

Die Sprachverschiedenheit der Regimenter und in den Regimentern ist die größte Schwierigkeit, welche in Oesterreich obwaltet für die Ausbildung der Truppe über das Reglementarische hinaus, für die Einwirkung der Offiziere auf den gemeinen Mann außer Dienst und im Gefecht und für die Verwendung der Regimenter im Gefecht. Die Offizierkorps, aus allen Nationalitäten gemischt, erlernen die Regimentssprache selten gründlicher, als zur notdürftigsten Instruktion der Leute nötig ist, daher häufig ohne eigentlichen Einfluß auf den Geist.

9. Der oben angedeuteten Gewohnheit der Generale gemäß und ausgesprochenermaßen ‚den Franzosen 1859 in Italien abgesehen‘, besteht die Taktik in einem stetigen, aber langsamen, schönen Vorgehen mit dicken Schützenschwärmen, denen auf 200—300 Schritt breite, tiefe, geöffnete Kolonnen folgen ohne alle Rücksicht auf Terrain und mit Ausschluß von Bewegungen in die Flanke. Große Verluste sind unvermeidlich, und die Truppe gerät in einen Zustand, daß sie abgelöst werden muß und nicht verfolgen kann.“

Diese treffenden Beobachtungen über die österreichische Armee sollten dem Prinzen bald genug im Kampfe gegen sie zustatten kommen.

Einzug in Berlin

Den Abschluß des siegreichen Feldzugs bildete der feierliche Einzug der heimgekehrten Truppen in Berlin. Am 7. Dezember führte der Prinz seine 6. Division durch das Brandenburger Tor bis zum

Opernplatz, an dem am Standbilde Blüchers haltenden Könige vorüber. Auf die Begrüßungsworte des Oberbürgermeisters Seidel antwortete er:[1])

„Empfangen Sie meinen und meiner Truppen verbindlichsten Dank für die freundlichen Worte der Bewillkommnung, die Sie an mich gerichtet haben, und für das freudige Willkommen, das die Hauptstadt der Provinz und des Landes den siegreichen Truppen bereitet. Ich führe Ihnen heute lauter Truppen zu, die dieser Provinz angehören, in allen Truppenteilen sind viele Kinder dieser Stadt. Sie haben sich vortrefflich bewährt, und ich glaube, daß auf Befragen jeder einzelne zugeben wird, daß ich auf die Berliner Kinder große Stücke halte. Nicht alle bringe ich zurück. Mancher kehrt nicht heim und bezahlte mit seinem Leben. Er hat es freudig und nicht umsonst hingegeben. Unzweifelhaft hat die Zuversicht viel hierzu beigetragen, daß das Vaterland und auch Sie, meine Herren, nach Kräften für die Hinterbliebenen sorgen würden. Ich empfehle Ihrer dauernden Sorge die armen Krüppel und die Hinterbliebenen. In den heutigen Jubel mischt sich manche Träne und mancher Kummer. Es war mein Streben, so vielen Menschen als möglich die Gesundheit und ihre Knochen zu erhalten, mit anderen Worten, die Erfolge mit den geringstmöglichen Verlusten zu erringen. Das ist mir wohl gelungen, dennoch sind es gerade diese Regimenter als diejenigen, die ich am meisten mein eigen nennen kann, die ich am meisten angestrengt und die am schwersten geblutet und gelitten haben. Viele dieser Soldaten werden sehr bald den heimatlichen Herden zurückgegeben werden. Unzweifelhaft werden sie ebenso gute Bürger als Soldaten sein."

König Wilhelm ernannte den Prinzen an diesem Tage zum Chef des 8. Brandenburgischen Infanterieregiments Nr. 64, das nach dem Feldzuge 1866 auch seinen Namen erhielt, und mit dem er bis zu seinem Tode dauernd in nahen Beziehungen geblieben ist. „Nun habt ihr mich und ich habe euch" — mit diesen Worten teilte er dem Regiment die ihm gewordene Auszeichnung mit, bevor er es selbst im Parademarsch an Seiner Majestät vorbeiführte.

Schon am 14. August hatte der oberste Kriegsherr die Verdienste seines Neffen in einem gnädigen Handschreiben mit warmen Worten anerkannt. „Ich muß Dir meine ganze Zufriedenheit aussprechen," so hieß es darin, „über die Art, wie Du bisher das Oberkommando der Armee geführt hast. Denn wenn auch nicht mehr

---

[1]) Konzept im Nachlaß des Prinzen.

die Waffengewalt in dem Maße wie im ersten Kampagneabschnitt anzuwenden war, so hast Du doch in den vielfachen anderen Beziehungen die erwartete Umsicht bewiesen."

Der erste Krieg, in dem der Prinz Gelegenheit gefunden, als Heerführer sich zu zeigen, war zu Ende. Größere Ereignisse bereiteten sich vor, unter deren weltgeschichtlicher Wirkung die Erinnerung an Düppel und Alsen schnell zurücktreten sollte. Und doch war dieser erste Waffengang die Grundlage und Vorbedingung für Deutschlands Einigung. „Der Feldzug von 1864, jetzt beinahe übersehen und vergessen im Vergleich zu den größeren Kriegen, war von höchster Bedeutung für die Armee und das Vaterland. Die Armee, vom Könige reorganisiert, hatte sich bewährt. Sie wußte nun, daß der lange Friede ihr nicht geschadet hatte und daß sie leisten würde, was von ihr verlangt werden könne. Solche Probe und Zuversicht war ihr nötig vor den größeren Kriegen, die sich dem von 1864 bald anschlossen." Mit diesen Worten hat Prinz Friedrich Karl die Bedeutung des Dänischen Feldzuges in der Reihe der kriegerischen Begebenheiten gekennzeichnet, die zu Deutschlands Einigung geführt haben.

Anhang

Entwurf eines Kriegsplans gegen die Schweiz (Dezember 1856)[1]

Dieser Entwurf, der deutlich die Einwirkung Clausewitzscher Lehren erkennen läßt, ist die erste Arbeit des Prinzen, in der er an einem praktischen Beispiel sein strategisches Urteil zeigt. Die Veranlassung dazu gab der Konflikt des preußischen Staates mit der Schweiz in der sogenannten Neuenburger Frage, der eine Zeitlang zu einer kriegerischen Verwicklung zu führen schien, schließlich jedoch auf friedlichem Wege beigelegt wurde. Der Entwurf ist besonders dadurch bemerkenswert, daß er sich mit den den Operationen zugrunde gelegten politischen Voraussetzungen und der Wechselwirkung von Politik und Kriegführung befaßt. Der Prinz unterbreitete ihn im Dezember 1856 dem König Friedrich Wilhelm IV. und eine Abschrift dem Prinzen von Preußen. Während über die Stellungnahme des Königs zu den gemachten Vorschlägen nichts bekannt ist, machte der Prinz von Preußen einige Ausstellungen, die er dem Grafen von der Groeben zusandte. Dieser stimmte ihnen in seiner Antwort bei, fügte jedoch hinzu: „Euer Königliche Hoheit werden aber auch in dieser Arbeit des Prinzen Friedrich Karl, Königliche Hoheit, gewiß viel Nachdenken finden, und das ist eine Garantie für seine Zukunft bei größerer Erfahrung."

In nachfolgendem sind nur die wesentlichen Gedanken wörtlich wiedergegeben:

„Das Ziel, zu dessen Erreichung die Politik des Königs sich des Krieges bedient, ist, die Schweiz zu nötigen, den Willen des Königs in bezug auf Sein Fürstentum Neuenburg anzunehmen.

Jeder Krieg, so auch dieser, kann dreierlei Phasen, so möchte ich es nennen, haben, nämlich die Drohung und bewaffnete Unterhandlung, ferner die Besitzergreifung oder Eroberung eines Landstriches von solcher Bedeutung, daß er beim Friedensschluß als Aequivalent zur Erreichung des politischen Ziels genügt, endlich die völlige Niederwerfung des Gegners.

Eine so große Bedeutung lege ich der schwebenden Differenz nicht bei, daß ich schon jetzt überzeugt wäre, es handle sich zwischen Preußen

---

[1]) Vergl. Seite 152 ff.

und der Schweiz um Sein oder Nichtsein beider oder eines der Staaten. Also ist die völlige Wehrlosmachung der Schweiz noch nicht das Ziel derjenigen kriegerischen Anstrengungen, die Preußen zu machen hat — und zu diesem Aeußersten wird es auch wohl nicht kommen.

Die bewaffnete Unterhandlung kann leicht zum Ziele führen, die Unterhandlung nämlich, welche stattfindet, während die preußischen Truppen sich an der Schweizer Grenze konzentrieren oder an derselben stehen. Es ist natürlich, daß Preußen als das stärkere und reichere Land solchen Zustand länger aushalten kann als die Schweiz. Ob es aber nützlich ist, hierauf viele Zeit und Kosten, die nicht wieder erstattet werden, zu verwenden, nachdem so lange Mäßigung gezeigt worden, muß die Politik entscheiden. Von meinem Standpunkte verneine ich diese Frage, denn es ist, worauf ich später zurückkommen werde, vorsichtig und notwendig, der Streitfrage ein rasches Ende zu machen, und unsere Stellung erfordert, daß Europa sieht, daß wir nicht bloß drohen, sondern noch Ernst machen können. Geht diese Gelegenheit hierzu vorüber, so werden wir kein so gefürchteter Staat, kein so gesuchter und zuverlässiger Verbündeter mehr sein als ehedem. Kränkungen werden uns dies beweisen.

Führt die bewaffnete Unterhandlung zu nichts, so beginnt der eigentliche Krieg damit, daß preußische Truppen die Grenze überschreiten, um sich in den Besitz eines Landstriches zu setzen, der als Aequivalent für Neuenburg gelten kann.

Es dürfte darüber kaum eine Meinungsverschiedenheit obwalten, welches die zunächst zu besetzenden Gebietsteile, und daß es die



zwischen dem Bodensee und der französischen Grenze auf dem rechten Rheinufer belegenen Teile der Kantone Schaffhausen, Zürich und Basel sind.

Wenn die Politik des Königs der Meinung wäre, daß der Verlust der Landesteile die Schweiz nachgiebig machen wird, so mag sie dem Kriege Halt gebieten und unterhandeln. Ist dies ihre Absicht, worüber sie von Haus aus im klaren sein muß, und ist sie ihres Erfolges ziemlich gewiß, so braucht die Truppenmacht, welche sie zu dem Kriege verwendet, zwei Armeekorps nicht zu übersteigen. Vier bis fünf andere Divisionen und die erforderlichen Pontontrains, welche zwar mobil gemacht, bis dahin aber noch im Vaterlande geblieben wären, würden erst dann marschieren, wenn die Schweiz nicht nachgibt und weitere militärische Operationen notwendig werden. Eine andere Frage ist, ob die Schweiz nicht eher nachgibt, wenn jene Besitzergreifung gleich durch neun Divisionen erfolgte, welche bereit wären, auch über den Rhein zu gehen. Auch will mir scheinen, daß es der preußischen Politik, nachdem sie nach jahrelanger Mäßigung endlich zum Schwert gegriffen hat, angemessener und ehrenvoller ist, einen Stillstand am Rhein nicht zu verlangen, und daß es noch zu früh ist, die Hand zum Frieden zu bieten, nicht aber zu früh, in die von der Schweiz angebotene einzuschlagen.

Ueber die nun entstehende Frage, welcher Landstrich nunmehr zu erobern sei, können zweierlei Meinungen obwalten. Hiernach werden gleichmäßig auch die Ansichten darüber auseinandergehen, an welchem Punkte deshalb der Rhein zu überschreiten ist. Untersuchen wir zunächst die erste Frage.

Wenn man die Opfer nicht scheut, welche ein so großartiges Unternehmen wie der Uebergang über den Rheinstrom angesichts der feindlichen Armee kosten kann, so muß das Ziel, das man darauf erreichen will, nicht zu eng gesteckt sein. Man kann erst wieder haltmachen und von Unterhandlungen reden, wenn ein Gebiet besetzt ist, in welchem unsere Armee sich in einer vorteilhaften militärischen Lage befindet, in der sie sich den Anstrengungen des Feindes zum Trotz ohne zu große Schwierigkeit zu erhalten vermag."

Der Prinz erörtert nun sehr eingehend die Frage, wo und wie der Rheinübergang angesichts des Feindes ausgeführt werden soll, und kommt zu dem Schlusse, dies zwischen der Aarmündung und dem Bodensee zu tun, da „das Aequivalent, in dessen Besitz man sich nötigenfalls zu setzen, auf dessen Kosten man einige Zeit zu leben und durch das man allenfalls auch für die Kriegskosten sich zu entschädigen entschlossen sei, der nordöstliche Teil der Schweiz sei".

Unter den verschiedenen, sehr sorgfältig gegeneinander abgewogenen Möglichkeiten des Stromüberganges innerhalb dieser Strecke entscheidet er sich für das Uebergehen mittels Pontons an der Mündung der Glatt, zwischen Eglisau und Kaiserstuhl:

„Ohne es kühner als das gewagte Debouschieren aus Konstanz nennen zu können, wenn dies angesichts der ganzen Armee geschähe, ist es doch eleganter, wenn man diesen Ausdruck gestattet, und verspricht mehr Erfolg als jenes. Wir stoßen mitten durch die längs des Rheines aufgestellten feindlichen Korps und werden und müssen den vor uns stehenden Teil des Feindes, wenn er standhält, vermöge unserer Uebermacht schlagen und vernichten und können dann über die anderen Teile herfallen. Hält der Feind nicht stand, so sucht er sich zu konzentrieren, was er nur rückwärts tun kann. Bei Zürich, von dem Eglisau nur vier Meilen entfernt ist, vermag er das schwer, weil wir ihm dort zuvorkommen können und müssen. Erst hinter der Limmat wird es ihm frühestens gelingen. Dann aber wären wir durch dies einfache, imponierende Manöver vielleicht nach 24 bis 48 Stunden von dem Augenblick an gerechnet, wo der Brückenschlag begann, im faktischen Besitz desjenigen nordöstlichen Gebiets der Schweiz, das wir als Aequivalent vorgeschlagen haben.

Das Terrain erleichtert dies Manöver wie sonst nirgends in der Schweiz. Die Glatt fließt durch ein eine Meile breites, gangbares Tal, das wir näher an Zürich mit einem zu Acker und Wiesen benutzten, ganz sanften und durchaus gangbaren Hügelterrain vertauschen. Anders wäre es bei einer Operation von Konstanz aus dorthin. Wenn dies Terrain auch an sich nicht sonderliche Schwierigkeiten darbietet, so sind sie doch im Vergleich zu dem Tal der Glatt erheblich, denn drei bis vier Flußtäler durchschneiden ein fortwährend sehr hügliches Terrain quer gegen die Richtung, die wir einschlagen müssen. Außerdem ist Konstanz dreimal so weit von Zürich als Eglisau von diesem Ort."

Der Prinz kommt dann bei Besprechung einer eventuellen Fortführung der Operationen auf seine anfangs dargelegten politisch-strategischen Vordersätze zurück:

„Da ich, wie ich eingangs erwähnte, nicht den Glauben habe, daß allein die gänzliche Niederwerfung des Feindes das Mittel ist, ihm das Gesetz zu diktieren, da es mir nur auf die Eroberung eines Aequivalents für Neuenburg und allenfalls auf Erstattung der Kriegskosten ankommt, so schließe ich hiermit diesen Entwurf, indem ich glaube diejenigen Mittel angegeben zu haben, die am sichersten zu dem Ziele, das ich im Auge habe, führen.

Ich erwähne daher nur kurz, daß, wenn weitere Operationen nötig würden, und die Schweiz wäre immer noch bloß auf die eigenen Mittel beschränkt, nächst der Vernichtung der feindlichen Streitkraft, welche durch die Unlust zum Kriege, durch den wahrscheinlichen Mangel an Lebensmitteln und an Geld und durch unsere Okkupation des ansehnlichen und bevölkerten nordöstlichen Gebiets wohl ebenso sicher als durch unsere Waffen erfolgen wird, unser nächstes Objekt Bern und die dorthin einzuschlagenden Straßen, vorzugsweise die längs der Aar laufenden, sein werden, und daß zwischen dem Jura und dem Genfer See, ja bis Luzern und Thun das Land bis auf wenige Stellen einen Charakter behält, der die Bewegung einer Armee nicht beeinträchtigt und häufig die Anwendung aller Waffen gestattet. Ich kenne auch diesen Teil der Schweiz recht genau.

Diese weiteren Operationen würden aber eintreten, sobald wir nicht spätestens 24 Stunden nach unserer Ankunft in Zürich Gesandte finden, die uns die Unterwerfung anzeigen ..."

Soweit die Denkschrift des Prinzen. Sie erhält ihre besondere Bedeutung durch den Meinungsaustausch, den sie mit einer Reihe maßgebender Persönlichkeiten der damaligen Armee herbeiführte. Der Prinz übersandte sie nämlich dem für den Fall des Kriegsausbruchs zum Oberbefehlshaber in Aussicht genommenen Grafen Groeben und dem zu seinem Stabschef bestimmten General von Reyher.

Graf Groeben antwortete am 18. Dezember 1856:

„... Ihrem Gedankengange habe ich ganz folgen können und weiche nur darin von Euer Königlichen Hoheit ab, daß Höchstdieselben Sich selbst gewisse Stillstandspunkte setzen, von denen ich der Meinung bin, daß sie mir nur abgerungen werden können, aber immer wider meinen Willen, nachdem wir einmal in das Land eingerückt sind ..."

Tags darauf verteidigt der Prinz seinen Standpunkt in eingehendster Weise. Zunächst möge nur der erste Teil seiner Antwort hier folgen:

„Ich danke Euer Exzellenz, daß Sie mich wenigstens auf eins aufmerksam gemacht haben, das in meinem Entwurfe zu dem Kriege gegen die Schweiz nicht mit Euer Exzellenz Ansicht übereinstimmt. Es betrifft die Stillstandspunkte. Ich unterschied deren drei: einen vor Eröffnung der Feindseligkeiten, einen nach der Besitzergreifung des Aequivalents auf dem diesseitigen und den letzten nach einer solchen auf dem jenseitigen Rheinufer.

Von dem ersten Stillstandspunkt rede ich nicht weiter. Der zweite ist natürlich, wenn die Besitzergreifung nicht mit so bedeutender

Macht geschieht, als zur Ueberschreitung des Rheines notwendig ist, was auch in der Wahrscheinlichkeit liegt. Den dritten rate ich ja nur unter der Bedingung an, daß wir in Zürich nach 24 Stunden Gesandte finden, die uns die Unterwerfung bringen. Und diese 24 Stunden würden nicht verloren gehen, denn meine Kolonnen würden nicht halten, sondern, wo es nun sein wird, sich weiter gegen Bern bewegen. Ich habe dies in meinem Entwurf, der mehr Kriegsplan als Operationsplan, also mehr politischer Natur ist und die Details der Ausführung möglichst vermeidet, nicht sagen zu dürfen geglaubt ...

Wenn der Krieg ein Ding für sich wäre und nur seinen Gesetzen zu folgen brauchte, so wäre er stets ein Aeußerstes und stets völlige Vernichtung sein Ziel. So scheint mir die Sache aber nur zu liegen bei Kriegen, wo dies Aeußerste auch das politische Ziel ist. Ist das politische Ziel aber ein beschränkteres, wie dies mit Ausnahme verhältnismäßig weniger Kriege gewöhnlich gewesen ist und auch wohl bleiben wird, so müssen es vernünftigerweise auch die Anstrengungen zum Kriege sein. Wie in der Taktik es falsch wäre, 6000 Mann da zu verwenden, wo ich mit 5000 reiche, so ist es auch in der Strategie bei Kriegen mit beschränktem Ziel nicht richtig, auf das Ganze loszugehen, wenn der Teil genügt. In Kriegen dieser Art sind nach Erreichung der vorgesteckten Ziele offenbar Stillstände denkbar. Wenn man hierüber einig ist, steht immer noch frei, das ‚Wo' des Stillstands und sein Zeitmaß zu bestimmen. Die anderen Kriege aber, die nur aus dem Grunde, weil auch die Politik die Eroberung des ganzen feindlichen Staates zum Ziele hat, ganz unabhängig von dem Einfluß einer solchen zu sein und nur dem eigenen Gesetz, der steten Vernichtung, zu folgen scheinen, schließen allerdings die freiwillig gewählten Stillstandspunkte aus. Ein unfreiwilliger Stillstand tritt aber dennoch zuweilen ein, denn der Angriff ist schwächer als die Verteidigung. Der Angriff wird schwächer und stumpfer, je weiter er vorrückt, und ein Kulminationspunkt tritt ein, wo er nicht weiter kann, sofern die Ueberlegenheit der ihm zu Gebote stehenden Macht nicht sehr bedeutend war. Dies ist denn zugleich der Moment, wo der Verteidiger dem Angreifer, dem er bisher nicht gewachsen war, überlegen wird, und wo Rückschläge eintreten."

General von Reyher faßte sein Urteil in einem Briefe vom 19. Dezember zunächst dahin zusammen:

„... Euer Königlichen Hoheit kann ich nicht umhin meine Freude darüber auszudrücken, daß Sie in ihrem rühmlichen Bestreben,

sich militärisch zu vervollkommnen, mittels des Aufsatzes nunmehr auch den Weg zu dem Gebiete der höheren Kriegführung theoretisch, nicht ohne Erfolg, betreten. Die Arbeit ist logisch abgefaßt, richtig gegliedert, gut stilisiert und enthält in allgemeinen Zügen mehreres, mit dem ich einverstanden bin. Anderen Punkten dagegen vermag ich nicht beizutreten und bedaure nur, daß meine Stellung unter den obwaltenden Verhältnissen mir nicht gestattet, in dieser Beziehung auf eine nähere Erörterung einzugehen und da, wo meine Meinung von dem Entwurf abweicht, diese zu rechtfertigen. Zum Teil entspringt die Differenz der Auffassung und der daran geknüpften Folgerungen aus der Verschiedenheit der politischen Vordersätze, von denen Euer Königliche Hoheit und ich ausgehen, und über die ich mir erlauben werde, Höchstihnen bei der nächsten sich darbietenden Gelegenheit mündlich einige Bemerkungen mitzuteilen ..."

Der Prinz sandte ihm daraufhin seine Entgegnung an den Grafen Groeben zu. Reyher begründete nun in einer zweiten Antwort am 21. Dezember seinen ablehnenden Standpunkt wie folgt:

„Euer Königliche Hoheit haben mir durch die Mitteilung des Schreibens des Generals Grafen von der Groeben und der von Höchstihnen darauf erteilten Antwort einen erneuten Beweis Ihres Vertrauens gegeben. Hinsichtlich der beregten Stillstandsabschnitte bekenne ich, daß ich der Ansicht des Grafen von der Groeben beitrete. Befindet sich der Kriegsherr in höchsteigener Person bei der Armee, so wird er befehlen, wo und wann derartige Ruhepunkte eintreten sollen. Ist dies nicht der Fall, so nimmt er vielleicht Veranlassung, seinem kommandierenden General hierüber eine besondere Instruktion zu erteilen, die dann natürlich maßgebend bleibt. Werden dergleichen Bedingungen, die übrigens rein politischer Natur sind, nicht aufgestellt, so gehören sie auch nicht in den Kriegs- oder Operationsplan, indem der kommandierende General keinen Grund haben kann, sich freiwillig Beschränkungen aufzuerlegen, die darauf hinauslaufen, seine kriegerische Tätigkeit zu hemmen. Ist der Kampf erst einmal entbrannt, so müßten von der operierenden Armee alle Mittel aufgeboten werden, den Feind in der kürzesten Zeit völlig niederzuwerfen. Was Euer Königliche Hoheit unter einem beschränkten Kriegsziel verstehen, leuchtet mir nicht recht ein. Auch in dem Kriege mit der Schweiz wird alles darauf ankommen, den Feind zu schlagen, und wenn dies geschehen ist, ihn rastlos zu verfolgen, soweit es gehen will. Auf die feindlichen Unterhändler an einem von uns im voraus bezeichneten Orte — Euer Königliche Hoheit nennen Zürich als einen solchen — auch nur 24 Stunden zu warten, wäre ein großer

Fehler. Die Herren Unterhändler mögen unser Großes Hauptquartier aufsuchen und ihre Friedensvorschläge da anbringen, wo sie es treffen. Napoleon I. wußte von beschränkten Kriegszielen nichts. Er trieb den geschlagenen Gegner in der Regel bis an die entgegengesetzten äußersten Grenzen des von seiner siegreichen Armee durchschrittenen feindlichen Landes, und dann erst machte er halt, um den Frieden zu unterhandeln. So erreichte er fast immer große Resultate, und daß er in Rußland an den Folgen dieses Prinzips zugrunde ging, beweist doch nichts gegen dessen Richtigkeit. Tritt durch die Kriegslage notgedrungen in den Operationen ein unfreiwilliger Stillstand ein, nun, so muß man dann freilich geschehen lassen, was man zu ändern nicht die Macht hat . . ."

In ganz demselben Sinne war die Beurteilung des Obersten von Manteuffel, des späteren Feldmarschalls, gehalten, dem der Prinz seinen Kriegsplan im Oktober 1857 zur Begutachtung übersandte:

„. . . Der Operationsplan genügt mir nicht! Das klingt sonderbar — ich habe in meinem Leben keinen gemacht und urteile so bestimmt. Euer Königliche Hoheit wollen, wenn ich Höchstdieselben richtig beurteile, Wahrheit — und in allen mir seit längerer Zeit von Euer Königlichen Hoheit mitgeteilten Korrespondenzen finde ich so unendlich viel Worte mit höchstens einigen kritisierenden Andeutungen, die unter einem Anerkennungsbalsam schwer herauszufinden sind, daß ich wenigstens ganz offen und nach bestem Wissen schreiben will.

Auf das Detail des Operationsplans will ich nicht eingehen; es fehlt mir an Detailkenntnissen und Zeit, die Details zu studieren. In den Grundauffassungen bin ich anderer Ansicht, und konsequenterweise muß ich daher auch in den Schlüssen abweichen.

Euer Königliche Hoheit setzen die Politik als Hauptzweck, den Krieg als Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke hin. Ja, ehe man den Krieg beschließt, muß die Politik entscheiden; über das, ob und wann man ihn endet, unterbricht usw. hat die Politik mitzureden. Aber wenn das Schwert gezogen ist, tritt der Krieg — wenn man die Begriffe durch die Worte Politik und Krieg bezeichnen will — in den Vordergrund, in die volle Selbständigkeit ein, die Politik wird sein Diener. Ein Krieg, den man nur als Mittel zur Erreichung eines speziellen politischen Zweckes führt, ist nie ein wirklicher Krieg, er ist nur eine mehr oder minder bedeutende Demonstration; nie kann solcher zu einem Resultate führen, wenn nicht die allgemeinen politischen Verhältnisse so liegen, daß man eben nicht Krieg zu führen, sondern nur eine Demonstration zu machen braucht, um einen Zweck zu erreichen,

daß man eben nur ein Land okkupieren will und die geringen Kräfte, die sich widersetzen könnten, niederschlägt, ohne einen wirklichen Widerstand zu befürchten, kurz, wenn eine ausgesprochen anerkannte Uebermacht vorhanden ist. Ich bin also mit Euer Königlichen Hoheit Grundauffassung über das Verhältnis des Krieges zur Politik nicht einverstanden. Ist Krieg das Losungswort, so muß seiner Natur volle Anerkennung werden, die Vernichtung des Feindes sein einziges Ziel sein, so müssen seine Anlagen auf dieses direkt hingehen . . ."

Es lohnt sich der Mühe, den Gründen nachzugehen, die einen Mann wie den Prinzen Friedrich Karl, der nachmals in drei großen Kriegen seine Gegner stets durch wuchtige, große Schläge niedergeworfen hat, in seinem ersten strategischen Entwurfe von einem „beschränkten Kriegsziel" reden lassen. Der Gegensatz zwischen seinen eigenen Taten und der hier ausgesprochenen Theorie scheint unüberbrückbar, und die moderne Kriegführung, in deren Geist auch er gekämpft und gesiegt hat, fußt ganz auf den Grundsätzen, wie sie Reyher und Manteuffel hinstellen. Aber der Prinz konnte sich in seinen Ausführungen auf das Zeugnis der größten Autorität auf dem Gebiete der Kriegsphilosophie stützen, auf Clausewitz. Als er seinen Kriegsplan entwarf, lag ihm ein Brief des Generals an einen Major von Röder[1]) (22. Dezember 1827) über eine operative Studie Müfflings vor, in dem er seine Ansicht über die Wechselwirkung von Politik und Krieg ganz im Sinne Friedrich Karls entwickelt. Der Prinz hatte sich von diesem Briefe eine Abschrift genommen und am 20. November 1856 daruntergeschrieben: „Eingang ist für mich besonders wertvoll." Clausewitz sagt dort:[2])

„Das endliche Ziel des ganzen kriegerischen Aktes . . . ist das wichtigste und erste, wonach der Stratege fragen muß, denn auf dieses Ziel laufen alle Hauptlinien seines Entwurfes hin oder werden wenigstens von ihm bestimmt. Es ist doch offenbar etwas ganz anderes, wenn ich die Absicht habe und haben darf, den Gegner niederzuwerfen, ihn wehrlos zu machen und so zur Annahme meiner Friedensbedingungen zu zwingen, oder wenn ich mich begnügen muß, mich durch die Eroberung eines kleinen Landstrichs, einer Festung usw. in Vorteil zu setzen, um diese entweder beim Frieden zu behalten oder als Aequivalent anzubieten. Die außerordentlichen Verhältnisse Bonapartes und Frankreichs haben ihm seit den Revolutionskriegen fast immer und überall das erstere gestattet, und darum ist man auf

[1]) Starb 1856 als Generalleutnant z. D.

[2]) Uebrigens spricht Clausewitz denselben Gedanken auch im 1. Kapitel des I. Buches seines Werkes „Vom Kriege" aus.

den Gedanken gekommen, die daraus entsprungenen Entwürfe und Ausführungen für die allgemeine Norm zu halten. Damit wäre aber die ganze frühere Kriegsgeschichte summarisch verurteilt. Dieses ist Torheit. Wollen wir uns eine Kriegskunst aus der Kriegsgeschichte ableiten, und das ist unstreitig der einzige Weg, um dazu zu gelangen, so müssen wir die Aussage dieser Kriegsgeschichte nicht gering schätzen. Wenn wir also vielleicht finden, daß unter fünfzig Kriegen neunundvierzig der zweiten Art sind, d. h. mit einem beschränkten Ziel, nicht auf das Niederwerfen des Gegners gerichtet, so müssen wir wohl glauben, daß dies in der Natur der Sache sei und nicht jedesmal von falschen Ansichten, Mangel an Energie usw. herrühre. Wir dürfen uns also nicht verleiten lassen, den Krieg wie einen bloßen Akt der Gewalt und der Vernichtung zu betrachten und aus diesem einfachen Begriffe mit logischer Konsequenz eine Reihe von Folgerungen zu ziehen, die mit den Erscheinungen der wirklichen Welt gar nicht mehr zusammentreffen, sondern wir müssen darauf zurückkommen, daß der Krieg ein politischer Akt ist, der seine Gesetze nicht ganz in sich selbst wirkt, sondern von einer Hand geführt wird. Diese Hand ist die Politik. Je mehr die Politik von großartigen, das Ganze und sein Dasein umfassenden Interessen ausgeht, je mehr die Frage gegenseitig auf Sein oder Nichtsein gestellt ist, um so mehr fällt Politik und Feindschaft zusammen, um so mehr geht jene in dieser auf, um so einfacher wird der Krieg, um so mehr geht er aus dem bloßen Begriffe der Gewalt und Vernichtung hervor, um so mehr entspricht er allen Anforderungen, die man aus diesen Begriffen lediglich entwickeln kann, um so mehr Zusammenhang einer Notwendigkeit haben alle seine Teile. Ein solcher Krieg sieht ganz unpolitisch aus, und darum hat man ihn für den Normalkrieg gehalten, aber offenbar fehlt hier das politische Prinzip ebensowenig als bei anderen Kriegen, nur fällt es mit dem Begriffe der Gewalt und Vernichtung zusammen und verschwindet unseren Augen. Nach diesen Entwicklungen brauchen wir nicht zu beweisen, daß es Kriege geben kann, wo das Ziel ein noch geringfügigeres ist, eine bloße Drohung, eine bewaffnete Unterhandlung oder in Fällen von Bündnissen eine bloße Scheinhandlung. Es wäre ganz unphilosophisch, zu behaupten, diese Kriege gingen die Kriegskunst nichts mehr an. Sobald die Kriegskunst sich einmal genötigt sieht, einzuräumen, daß es vernünftigerweise Kriege geben kann, die nicht das Aeußerste, das Niederwerfen und Vernichten des Feindes, zum Ziele haben, so muß sie auch zu allen möglichen Abstufungen hinuntersteigen, die das Interesse der Politik fordern kann. Die Aufgabe und das Recht der Kriegs-

kunst der Politik gegenüber ist, hauptsächlich zu verhüten, daß die Politik Dinge fordere, die gegen die Natur des Krieges sind, daß sie aus Unkenntnis über die Wirkungen des Instruments Fehler begehe im Gebrauch desselben."

Wenn sich also Prinz Friedrich Karl für die Richtigkeit seines strategischen Theorems auf die gewichtige Stimme eines Clausewitz berufen konnte, so huldigte er doch gleichwohl in seinen eigenen Grundsätzen nicht minder wie Reyher und Manteuffel, und wie übrigens auch Clausewitz selbst, der Vernichtungsstrategie. Der Gegensatz zwischen dem theoretischen Gedanken und der praktischen Tat war nur ein scheinbarer, durch den besonderen Zweck dieses Kriegsplans bedingter. Das zeigt der zweite Teil seiner Antwort an den Grafen Groeben:

„Bei dem vorliegenden Entwurf zu dem Kriege gegen die Schweiz hatte ich das Bestreben, nicht den theoretisch besten, sondern solchen auszuarbeiten, der den jetzigen Personen und Verhältnissen und den Eigentümlichkeiten unserer Politik angepaßt wäre, denn nur solche Kriegspläne, die dieser Bedingung entsprechen, haben Aussicht, ganz durchgeführt zu werden. Die Kabinette treiben die Politik sehr verschieden. Die einen sind gemäßigt in ihren Projekten, schwach und zaghaft in der Ausführung, die anderen fassen große Entschlüsse und setzen viel auf eine Karte. Solchen Eigentümlichkeiten muß ein Kriegsplan sich anpassen. Was nützte es dem Feldherrn, einen genialen Kriegsplan zu entwerfen und bestenfalls die Genehmigung desselben zu erlangen, wenn er mit der Ueberzeugung sich zur Armee begeben müßte, daß — sobald sein Einfluß, der augenblicklich im Kabinett obgesiegt hat, durch seine Abwesenheit geschwächt wird, und nun alle die schwachen und ängstlichen Geister und fremde Kabinette wieder auf dasselbe losstürmen, über Blutvergießen schreien, die wirklichen Gefahren größer schildern, als sie sind, und neue erdichten — mehr und mehr das Kabinett seine Eigentümlichkeit doch nicht verleugnen kann und wird, daß es trotz aller gegebenen Zusicherungen vor dem Genialen des Kriegsplans zurückschreckt, es fallen läßt und bestenfalls noch Mäßiges fordert? Ist es in solchen Lagen nicht vorsichtiger, in dem Kriegsplan nur Mäßiges, dem Kabinett recht eigentlich Konvenierendes hinzustellen und, wenn die Verhältnisse an Ort und Stelle es gestatten oder dazu auffordern, mehr zu leisten, als erwartet wurde, während daheim alsdann die Besorgnisse im Kabinett nie so groß als im anderen Falle, und der Eindruck der Freude über das Plus der Leistung der wahrscheinlichere sein wird?

Ich kann so leicht keinen Glauben an die Beständigkeit unserer Politik haben, wenn ich an Jütland, Olmütz und an die Ponton-

brücke bei Wittenberge denke. Unser Kabinett, so scheint es mir, entbehrt des Selbstvertrauens und bedarf der Kräftigung. Schwerlich etwas anderes als der Erfolg der Waffen könnte ihm dies verschaffen.

Der Feldherr also, der die Truppen nach der Schweiz führt, sehe sich vor, daß die Eindrücke, die seine Taten machen, größer als die seien, welche die Einflüsterungen Aengstlicher daheim hervorrufen. Das wird ihm leichter werden, wenn die Ziele, die der Kriegsplan vorsteckt, beschränkter, als wenn sie weitaussehend sind.

Dies sind die Gedanken, die mich leiteten, als ich freiwillig in dem Entwurfe Stillstände angab, Stillstände, die ich als Feldherr nie einhalten würde, wenn ich den Interessen des Königs durch kühnes Verfolgen errungener Vorteile oder durch Erringen solcher sich mir darbietender besser dienen könnte."

Reyher erwiderte auf diese Darlegungen in seinem Schreiben vom 21. Dezember:

„Der zweite Teil der Antwort dürfte sich durch die allgemeine Bemerkung erledigen, daß man ein schwankendes Kabinett durch einen schwankenden Kriegsplan nicht stärkt, und daß ich umgekehrt der Meinung bin, ein solches Kabinett müsse vielmehr durch einen von Haus aus auf die völlige Niederwerfung des Feindes berechneten Kriegsentwurf gehoben und gekräftigt werden. Glaubt der Kriegsherr, einem derartigen energischen Plan seine Zustimmung versagen zu müssen, so ist es besser, den Kampf nicht erst zu beginnen."

Der Unterschied in der Auffassung des Prinzen und Reyhers lag also nicht eigentlich in der Frage, wie der Krieg tatsächlich geführt werden, sondern wie das Kabinett zu dem Entschluß gebracht werden sollte, den Krieg überhaupt zu erklären. Aber weder der „schwankende Kriegsplan" Friedrich Karls noch der „auf die völlige Niederwerfung des Feindes berechnete Kriegsentwurf" Reyhers führten einen solchen Entschluß des Kabinetts herbei.







